

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e. V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 31

Mit 8 Abbildungen

1979

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS LUDWIGSBURG E. V.

Ludwigsburger
Geschichtsblätter

2A 4772, 31. 1979



Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.
Redaktion: **Dr. Wolfgang Schmierer**, Tamm
unter Mitarbeit von Franz Mögle-Hofacker, Bietigheim-Bissingen
und Dr. Norbert Stein, Ludwigsburg
Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.
Gesamtherstellung: Süddeutsche Verlagsanstalt und Druckerei GmbH, Ludwigsburg

Inhalt

Vorwort (<i>Wolfgang Bollacher</i>)	5
Die mittelalterliche Kirchenorganisation im mittleren Neckarraum. Von <i>Alois Seiler</i>	7
Steinheims Entwicklung zum altwürttembergischen Marktfecken im 17. Jahrhundert. Von <i>Bernhard Theil</i>	23
Herzog Carl Eugen. Von <i>Robert Uhland</i>	39
Die Polizei im Wandel der Geschichte. Von <i>Rudolf Mikeler</i>	57
Von Franck zu Unifranck – Alte und neue Werbegrafik. Von <i>Gerhard Rüschen</i>	71
Das Werbemittelarchiv Franck-Unifranck. Von <i>Wolfgang Schneider</i>	79
Das Ende des Dritten Reichs in Württemberg. Von <i>Paul Sauer</i>	85
Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg (Forts.) – Zusammengestellt von <i>Günter Stegmaier</i>	99
Das Jahr 1979 (<i>Herbert Saar</i>)	124
Berichte und Notizen	
Veranstaltungen des Historischen Vereins 1977–1979 (<i>Markus Otto</i>)	130
„Wir haben ein städtisches Museum“ (<i>Helga Gengnagel</i>)	138
Appell zur Erhaltung und Renovierung der Synagoge in Freudental	141
Buchbesprechungen	142
Die Mitarbeiter dieses Hefts	146
Bildernachweis	146
Ludwigsburger Geschichtsblätter – Eine Übersicht	147

Vorwort

In den ersten Februartagen dieses Jahres erreichte uns die Nachricht vom Tode von Pfarrer Walter Hagen. *Walter Hagen*, seit langen Jahren treues Mitglied des Historischen Vereins, hat sich in eindrucklicher Weise um seine Heimat verdient gemacht. Die Ergebnisse seiner mit Liebe, Sachverstand und Gründlichkeit betriebenen Forschungen, besonders über herausragende Persönlichkeiten des württembergischen Geisteslebens im 19. Jahrhundert, haben die Geschichtsschreibung unseres Landes bereichert und sind aus ihr nicht mehr hinwegzudenken. In den Ludwigsburger Geschichtsblättern ist Walter Hagen immer wieder zu Wort gekommen und vor dem Historischen Verein hat er, der beliebte und lebhaft Redner, oft aus seiner historischen Arbeit berichtet. Es seien hier vor allem seine Beiträge zu Eduard Mörikes Leben und Werk erwähnt. Der Historische Verein wird den bei all seinem reichen Wissen und seinen Fähigkeiten so bescheiden gebliebenen Mann nicht vergessen und ihn in dankbarer Erinnerung behalten.

Die Herausgabe des Heftes 31 der Ludwigsburger Geschichtsblätter – das verspätete Jahreshft 1979 – wäre ohne die finanzielle Unterstützung von *Stadt* und *Landkreis* Ludwigsburg nicht möglich gewesen. Beiden – Stadt und Landkreis – sei für das Wohlwollen, das sie dem Historischen Verein entgegenbringen – wieder einmal – sehr gedankt. Dank gebührt auch Herrn Oberstaatsarchivrat Dr. *Wolfgang Schmierer*, der – unter Mitarbeit von Kollegen des Staatsarchivs Ludwigsburg – dieses Heft redigiert und besorgt hat.

Es ist das Bemühen des Historischen Vereins, in jedem Heft der Ludwigsburger Geschichtsblätter Beiträge zu möglichst vielen Abschnitten der Heimatgeschichte anzubieten und ein Heft nur ausnahmsweise einer Arbeit oder einem eng begrenzten Stoff zu widmen. Diesem Bemühen ist auch jetzt wieder Rechnung getragen. Die Beiträge des Heftes reichen vom frühen Mittelalter bis in die neueste Zeit und behandeln auch Themen, die bisher in den Ludwigsburger Geschichtsblättern noch keine Aufmerksamkeit gefunden haben.

Wir wünschen dem Heft eine gute Aufnahme.

Im Februar 1980

Dr. Wolfgang Bollacher

Die Anfänge der mittelalterlichen Kirchenorganisation im mittleren Neckarraum*

Von Alois Seiler

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Anfängen der mittelalterlichen Kirchenorganisation im mittleren Neckarraum ist Grundlagenforschung für die Heimatgeschichte im weitesten Sinne. Der Forschungsstand zu unserem Thema ist gerade im württembergischen Raum und auch in unserem Untersuchungsgebiet ungünstig. Die aus dem Herzogtum und Königreich Württemberg erwachsene Kirchengeschichtsschreibung sah – und dies mit verständlichem Recht – ihr Hauptaufgabengebiet in der Erforschung der Reformationszeit und der württembergischen ev. Landeskirche. Das 1828 errichtete Bistum Rottenburg hingegen ist eine Gründung ohne bewußte Tradition, dem die Erforschung seiner mittelalterlichen Grundlagen kein mit Nachdruck betriebenes Forschungsanliegen war und ist.

So sind die in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts von Pfarrer Dr. Gustav Bossert vorgelegten, in ihrer Methodik geradezu revolutionierenden Untersuchungen über die Ursparreien Württembergs heute zwar veraltet, doch in ihrer Gesamtheit noch nicht ersetzt. Gustav Hoffmann hat 1932 mit seinem Buch »Kirchenheilige in Württemberg« bislang das einzige landesweit ausgerichtete wissenschaftliche Standardwerk zu unserem Thema vorgelegt. Ich selbst habe in meiner Dissertation von 1958 versucht, erstmals einen Überblick über die rechtsrheinische Diözese Speyer und die Entstehung ihrer Pfarrei- und Landdekanatsorganisation zu geben. Meinrad Schaab hat in vergleichbarer Weise die Diözese Worms behandelt.

Auch diese Arbeiten ersetzen wegen des allzu ausgedehnten Untersuchungsraumes aber nicht jene Grundlagenstudien auf der Ebene eines einzigen Landdekanats oder Gaus, wie sie im würzburgischen, hessischen und moselländischen Raum geradezu vorbildlich erstellt worden sind und noch werden.

Kerngebiet unserer Untersuchung soll die vom heutigen Landkreis Ludwigsburg umschlossene Landschaft mit ihren benachbarten Randzonen sein. Sie deckt sich im wesentlichen mit dem Südostteil des mittelalterlichen Bistums Speyer rechts des Rheins. Nur im Süden und Südosten sind einige Orte im Kapitel Grunbach bzw. Cannstatt des Bistums Konstanz organisiert. Im folgenden sollen nun nach einleitenden Hinweisen auf *Methodik und Quellen*, die mir gerade im Rahmen einer heimatgeschichtlichen Betrachtungsweise von Wichtigkeit erscheinen, die *Anfänge des Christentums* in unserem Raum und seine Organisation in übergreifende kirchliche Einheiten skizziert werden, um im zweiten Hauptteil dann auf die Ausformung der *Pfarreiorganisation* im einzelnen einzugehen.

* Als Vortragsmanuskript gedruckt. Vgl. A. Seiler, Studien zu den Anfängen der Pfarrei- und Landdekanatsorganisation in den rechtsrheinischen Archidiakonaten des Bistums Speyer (Veröff. d. Kom. f. gesch. Landeskunde in Bad.-Württ. Reihe B, Band 10), Stuttgart 1959.

Die Erforschung der christlichen Missionierung und der Kirchenorganisation des frühen Mittelalters aus allzu lokalem Aspekt steht nicht immer in bestem Rufe. Der Quellenmangel verführt oft zu kühnen Konjekturen, die einer kritischen Betrachtung nicht standhalten. Doch verdeutlicht man sich die Aussagemöglichkeiten der einzelnen Teil- und Hilfsdisziplinen, so wird dann zumindest der Wahrscheinlichkeitsgrad der gewonnenen Ergebnisse sichtbar, wie denn überhaupt in den meisten Fällen die Entscheidung fallen muß zwischen einem »wahrscheinlich« und einem »vielleicht«.

Schon bei den schriftlichen Quellen wird dies ersichtlich. Urkundliche Erwähnungen von Landkirchen unseres Raumes finden sich recht zahlreich schon für das 8.–10. Jahrhundert besonders in der Überlieferung der Klöster Weissenburg und Lorsch. Doch welcher Art waren diese als *ecclesia*, *basilica* oder *cappella* bezeichneten Kirchen? Diese Bezeichnungen geben nämlich zunächst *keinen* Aufschluß über die Pfarreigenschaft des betreffenden Gotteshauses. Ich nenne als bekannteste Beispiele nur die Salvatorkapelle zu Frankfurt am Main oder die Marienkapelle zu Aachen, die Pfarrkirchen waren, während manche *basilica* oder *ecclesia* eine solche Funktion nicht hatte.

So etwa besaß die 811/812 an das Kloster Lorsch geschenkte »*basilica*« zu Hochdorf a. d. Enz (im früheren Kreis Vaihingen) mit Sicherheit keine Pfarrrechte, sie wurde erst 1468 von ihrer Mutterkirche Enzweihingen als Filiale abgetrennt und verselbständigt. Wenn dagegen das Kloster Weissenburg im 9. Jahrhundert in mehreren Orten unseres Raumes eine »*basilica cum decima*« besitzt, so wird damit eine – zumindest für diese Zeit – charakteristische Eigenschaft einer Pfarrkirche, nämlich das Zehntrecht mitgenannt. Solche Bezeichnungen sind dann aussagekräftiger.

Soweit es die schriftlichen Quellen anlangt, möchte ich die Angaben der Kloster Weissenburger Überlieferung des 9. Jahrhunderts, auf die im einzelnen noch zu sprechen kommen wird, als die ältesten Belegstellen – nicht für Kirchen schlechthin – aber doch für Pfarrkirchen unseres Untersuchungsraumes ansehen. Die wirklich sicheren Nachrichten treten uns erst in den Urkunden seit dem 13. Jahrhundert entgegen mit den Ausdrücken *parrochia*, *ecclesia parochialis*, oder in deutschen Urkunden »Pfarre«, Kirchsatz.

Relativ frühe statistische Bestandsaufnahmen liegen uns nur für das Bistum Konstanz vor, vor allem in dem berühmten *Liber decimarum* von 1275. Hierin sind z. B. die Pfarrkirchen zu Möglingen, Münchingen oder Zuffenhausen erstmals erwähnt. Für die Diözese Speyer ist uns eine derartige Statistik erst aus den Jahren um 1470, für die Diözese Worms gar erst 1496 überliefert.

Neben den urkundlichen Quellen des hohen und späten Mittelalters, liegt das Schwergewicht der Erforschungsmöglichkeiten daher auf sogenannten Hilfswissenschaften.

Die Diözesangrenzen im
mittleren Neckarraum
um 1500

Vorlage: Histor. Atlas von Baden-Württemberg, Blatt VIII 5



An hervorragender Stelle steht hier die Patrozinienkunde, die Untersuchung der Kirchenheiligen. Sie hat für unseren Fragenkreis – methodisch gesehen – mit der Ortsnamenforschung vieles gemeinsam. Sie kann ganz verschüttete Zusammenhänge allein durch eine Namensnennung wieder aufhellen und den Wahrheitsgrad anderweitig gewonnener Ergebnisse zu einer sicheren Erkenntnis werden lassen. Sie ist aber auch eine gefährliche Wünschelrute, die völlig in die Irre und zu unhaltbaren Konstruktionen führen kann. Die Patrozinien sind für die Geschichte der Pfarreien verwertbar hinsichtlich des Alters einzelner Kirchen und zum anderen als Hinweise auf den lokalen und geistigen Standort ihrer Namensgeber, d. h. sie lassen erkennen, von wem und unter welchem Einfluß das Gotteshaus gegründet wurde. Sie sind um so aussagekräftiger, je seltener und zeitgebundener sie auftreten. Aber sie besagen fast gar nichts, kann man sie nicht mit anderen gesicherten Nachrichten kombinieren.

Gerade bei spätbezeugten Heiligen darf daneben der sogenannte Patrozinienwechsel nicht außer acht gelassen, aber auch nicht überbewertet werden, was erst neueste Forschungen aus dem Moselraum eindrucksvoll nachgewiesen haben. Bei diesem Problem ist zu berücksichtigen, daß im frühen und hohen Mittelalter vielerorts mehr Kirchen existierten, als uns spätere Jahrhunderte überliefern (z. B. besaß das Kloster Weissenburg 5 Kirchen im 9. Jahrhundert in Grötzingen bei Karlsruhe) und daß die Kirchentitel nicht nur *einen* Heiligen umfassen, sondern mehrere, von denen einer als Hauptpatron herausgestellt wird, der aber wiederum im Laufe der Zeit hinter anderen Heiligen zurücktreten kann. Daß daneben Reliquientranslationen, Kirchenneubauten und -verlegungen, oder auch Veränderungen der eigenkirchen- oder patronatsrechtlichen Verhältnisse auch die Patrozinien beeinflussen, ist selbstverständlich.

Lassen Sie mich noch ein Wort zu den Zehntangaben und zur Siedlungsgeschichte sagen. Vor allem die Zehntrechte, die ein Pfarrer in Nachbarorten besitzt, sind meistens für die Rekonstruktion älterer Filiationen ein wichtiges Indiz oder auch der Zehntbesitz eines Patronatsherrn, wenn er sich zu gleichen Teilen über mehrere Ortschaften erstreckt. Wie sehr aber auch hier Vorsicht geboten ist, zeigt das Beispiel von Wurmberg im früheren Kreis Vaihingen: Hier hatte der Pfarrer von Wimsheim, teils allein, teils zusammen mit dem Kloster Frauenalb die Zehntrechte inne. Folgerichtig nahmen Viktor Ernst und Gustav Hoffmann den Ort, der ja eine junge Siedlung darstellt, als Filiale von Wimsheim in Anspruch. Doch haben wir gerade hier den seltenen Fall, daß bereits eine völlig unverdächtige Urkunde von 1221 die Stellung Wurmbergs zu seiner Mutterkirche genau festlegt und diese Mutterkirche ist nun nicht Wimsheim, sondern das nordöstlich gelegene Wiernsheim.

Wohl mit die wichtigste Hilfswissenschaft für die Erforschung der frühen Pfarreiorganisation ist aber die Siedlungsgeschichte, speziell die Landschafts- und Bodenstruktur, die Ortsnamen, die Flurgeografie und die archäologische Hinterlassenschaft. Sie zeigen uns, von wann ab und in welche Richtung die Kirche Schritt um Schritt das Land erfaßte. Mit Vorsicht angewandt, was insbesondere bei der Interpretation der Ortsnamen zu beachten ist, können wir auf diesem Gebiet für unsere Fragestellung den größten Nutzen ziehen.

Schließlich sei hier noch auf die Erkenntnisse der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte des frühen Mittelalters hingewiesen, besonders auf das Problem der Grund-

herrschaft. Das rechtsrheinische Missionsland des frühen Mittelalters hatte auch in seinen altbesiedelten Teilen keine Kontinuität zu den antiken Herrschafts- und Kirchenformen, wie wir es linksrheinisch durchaus antreffen. Damit entfällt auch die Verbindung zum sogenannten Taufkirchensystem des alten römischen Kirchenrechts mit seinen klar durchgebildeten Filiationen in der Kirchenverwaltung. Dies wurde in abgewandelter Form erst im 12. Jahrhundert wieder aufgenommen. In unserem Raum, dessen Missionierung in die Zerfallsepoche des Merowingerreiches im 7. Jahrhundert fiel, standen die sogenannten Eigenkirchen der kleinen und großen Grundherren aller Schattierungen an dem Anfang kirchlicher Organisation. Diese Eigenkirchen – und das ist ihr Charakteristicum – standen in der vollen weltlichen wie auch geistlichen Verfügungsgewalt des jeweiligen Grundherren, in die keine kirchliche Institution hineinzureden befugt war. Vom Umfang und der Organisation der Grundherrschaft war es abhängig, wie weit der Wirkungsbereich des wie ein Knecht angestellten Pfarrers sich erstreckte. Von Siedlung zu Siedlung waren diese grundherrschaftlichen Verhältnisse verschieden.

Mit Fug und Recht müssen wir davon ausgehen, daß die fränkischen oder alemannischen Grundherren, die sich persönlich oder auf Grund einer allgemeinen Entscheidung zum Christentum bekannten, zunächst zu ihrer eigenen geistlichen Versorgung, die Keimzellen unserer Kirchen schufen, nicht ein bestimmtes Bistum, nicht die Klöster oder markante Missionare. Wir können daher nicht – und insoweit war der methodische Aufsatz Gustav Bosserts falsch – die sogenannten Urfparreien mit riesigen Sprengeln, die sich allmählich auflösten, an den Anfang der Pfarrgeschichte stellen, sondern müssen mit komplizierteren, von Ort zu Ort verschiedenen Verhältnissen rechnen. Für den germanischen Teil Galliens ist gleichermaßen nachgewiesen, daß ein Ort von Anfang an in mehrere Pfarreien geteilt war, wie auch daß mehrere Siedlungen eine Pfarrei bildeten. Die Eigenkirche war ja nicht zuletzt ein einträgliches wirtschaftliches Unternehmen des Grundherrn, das materiellen Gewinn abwarf. Teilten sich mehrere Grundherrschaften in einen Ort, warum sollte nicht jede auch ihre eigene Kirche gehabt haben?

Bistümer, Klöster und Missionare hatten erst nachfolgend die Aufgabe, diesen eigenkirchlichen Wildwuchs in geordnete Bahnen zu lenken und den zunächst nur äußerlich begriffenen neuen Glauben mit seinem eigentlichen Inhalt zu füllen. Dies ging einher mit der von den britischen Inseln ausgehenden kirchlichen Erneuerung des 7./8. Jahrhunderts, die ihre Vollendung in dem Angelsachsen Winfried-Bonifatius fand, dem es um die Mitte des 8. Jahrhunderts gelang, das neue Herrscherhaus der Karolinger von der verselbständigten fränkischen Reichskirche weg und hin zu einer romgebundenen Landeskirche zu führen. Damit war erst der Weg frei zu einer systematischen kirchlichen Erfassung auch unseres Raumes am mittleren Neckar.

Eingerahmt von den Bistumssitzen Worms, Speyer, Straßburg, Basel, Konstanz, Augsburg und Würzburg bietet das Innere Schwabens, vor allem der gesamte Neckarraum bis zum 8. Jahrhundert ein Bild kirchlichen Niemandlandes. Gewiß gab es auch hier schon Kirchen, doch es war jener eigenkirchliche Wildwuchs, von dem ich gerade sprach. Vergleicht man diesen Befund mit einer Karte der kirchlichen Gliederung um 1500, die erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts sich veränderte, so stellt man – wohl ohne Überraschung – fest, daß sich im Dreieck zwischen Heilbronn – Stuttgart – Schwäbisch Gmünd die äußersten Grenzen von 5 Bistümern, nämlich Worms, Speyer, Konstanz, Augsburg und Würzburg treffen. Das

heißt nichts anderes, als daß gerade unser Untersuchungsraum nicht am Anfang, sondern am zeitlichen Ende der frühmittelalterlichen Kirchenorganisation Südwestdeutschlands stand.

Das im 6. Jahrhundert gegründete Bistum Konstanz verdankt sein Entstehen dem Willen und Zusammenwirken des alemannischen Herzogs und des fränkischen Königs. So wurde Konstanz, das sich in einem allmählichen Prozeß nach Norden ausdehnte, das Bistum des alten alemannischen Herzogtums (ohne die Ortenau), dessen nördliche seit 1155 bekannte Grenze über den Asperg und Lemberg lief, also quer durch das heutige Ludwigsburg. Die hier abgegangene Siedlung Geisnang, dann Oßweil und Poppenweiler zählten zu Konstanz, während Hoheneck, Eglosheim und Neckarweihiingen im Speyer Bistumsverband erfaßt waren.

Die Bistümer Speyer und Worms sind spätantik-römischen Ursprungs. Als solche waren sie prädestiniert, den seit 532/36 unter fränkischen Einfluß geratenen Neckarraum kirchlich zu erfassen. Beide Bistümer unterscheiden sich wesentlich im Zeitpunkt ihres Übergreifens auf das rechtsrheinische Gebiet. Während Worms die Stürme des 5. Jahrhunderts verhältnismäßig gut überstanden hatte und sich die kirchliche Kontinuität bewahrte, war vom spätrömischen Speyer nach der Völkerwanderungszeit nicht mehr viel übriggeblieben. Erst im frühen 7. Jahrhundert wurden Siedlung und Bistum wiederbelebt. So kam von Worms aus der fränkische Einfluß bereits um 600 in das Neckargebiet, und zwar längs der ins Innere Süddeutschlands führenden Straßen Worms-Sinsheim-Cannstatt, Worms-Wimpfen-Donau und Worms-Mosbach-Würzburg. Als Ladenburg, Wimpfen und Mosbach bereits die wichtigsten Stationen der Wormser Einflußnahme wurden, war das Speyerer Bistum – es ist 614 bezeugt – gerade erst wiederbegründet, seine Bischöfe mußten sich zunächst auf den Aufbau des überkommenen linksrheinischen Sprengels konzentrieren. Für die *Ausgestaltung* der rechtsrheinischen Diözese ist die Gründung des mit dem Bistum oft in Personalunion verbundenen Benediktinerklosters Weissenburg um das Jahr 670 der zeitliche Ausgangspunkt. Seine der ältesten Besitzschicht angehörenden Güter und Kirchen in Möttlingen, Simmozheim, Renningen, Magstadt, Höfingen, Heimerdingen, Hemmingen, Glattbach, Asperg und Bietigheim markieren geradezu die Speyerer Bistumsgrenze nach Süden, ohne sie irgendwo zu überschreiten. Unmittelbar südlich beginnt der Einflußbereich des alemannischen Herzogtums, 708 bezeugt durch eine Schenkung des Herzogs Gottfried an St. Gallen zu Biberburg bei Cannstatt, und damit auch der Einflußbereich der Diözese Konstanz. Die auffällige Verteilung der Weissenburger Güter erklärt sich nur, wenn sie in ihrem Grundstock vor 746, vor der endgültigen Niederwerfung des alten alemannischen Herzogtums entstanden sind. Wir können also sagen, daß *zwischen 670 und 746* die erste Bistumsorganisation in der Landschaft rund um den Asperg vorgenommen wurde. Auf Speyer Seite war es nicht die Bistumskirche selbst, die ihren rechtsrheinischen Sprengel organisatorisch erfaßte, wie dies bei Worms der Fall war, sondern ein den Speyerer Bischöfen besonders verbundenes Hauskloster.

Die Diözesangrenzen zwischen Worms und Speyer spiegeln die zeitliche Priorität der Nibelungenstadt wider. In der Richtung zum Neckar hin, der nur in dem schmalen Streifen zwischen Bönningheim und Ludwigsburg erreicht wird, wurde Speyer stark nach Südosten abgedrängt. So waren Lobdengau und Elsenzgau, wiewohl vor den Toren Speyers gelegen, mitsamt dem Gardachgau noch dem

Bistum Worms zugefallen, während Speyer den Uffgau, Kraichgau und Enzgau erfaßte. Nur in einer Ausbuchtung bei Sinsheim reichte Speyer später in den Elsenzgau hinein, hier fand auch eine 1099 urkundlich sicher bezugte Grenzkorrektur zwischen beiden Diözesen statt, wobei Sinsheim zu Speyer und Kirchheim a. N. zu Worms kam. In den Anfängen der Diözesangliederung unseres Raumes um 700 reichte Worms weit über die in den späteren Bistumskarten skizzierte Neckarlinie hinaus und umfaßte mit Sicherheit noch die ganze Wingarteiba und den hohelohischen Raum. Seine Ostausdehnung wurde aber bei der Gründung des Bistums Würzburg 741/42 stark beschnitten. Diese bonifatianische Gründung war die erste Bistumserrichtung auf einem Boden, der völlig von der römischen Zivilisation freigeblichen war. Ihr wurden das Gebiet des späteren Würzburger Herzogtums zugewiesen, das teilweise noch echtes Missionsland war, ihr wurden aber auch große, von Worms bereits kirchlich erschlossene Landstriche zugeteilt bis hin zum Neckar, darunter auch Lauffen. Mit der Errichtung dieses Bistums und der Erhebung von Mainz zum dauernden Metropolitansitz 780/81 war die karolingische Bistumsorganisation zum Abschluß gebracht worden, eine Gliederung, die im wesentlichen über ein Jahrtausend Bestand hatte. Dies gilt in vollem Umfang jedoch nicht für unser engeres Untersuchungsgebiet am mittleren Neckar, wo manche Indizien darauf hinweisen, daß es hier zwischen dem 8. und 10. Jahrhundert noch einmal Grenzverschiebungen gegeben hat.

Zwei Räume sind hiervon berührt: Der Zabergau und der Murr gau. Der Zabergau, ein geschlossenes Altsiedelland mit natürlichen Grenzen, ist rechtsrheinisch der einzige Bezirk, wo sich die später faßbare kirchliche Gliederung nicht an die weltlichen Gau- oder Stammesgrenzen angelehnt hat. Er wird – nicht etwa auf der Wasserscheide des Strombergs oder entlang der Zaber, sondern mitten im Tal – durchschnitten von der Grenze der Diözesen Worms und Speyer. Viele Indizien sprechen dafür, daß der Zabergau ursprünglich nur einem Bistum angehörte, und zwar dem Bistum Worms. Hierauf wird bei der Behandlung der Pfarrverhältnisse noch näher einzugehen sein.

Es ist auffällig, daß die von Nordwest nach Südost verlaufende Grenze des südlich anschließenden Dekanats Vaihingen (Kartenskizze: punktierte Linie) die geradlinige Fortsetzung der vom Rhein zum Neckar laufenden Bistumsgrenze darstellen würde. Und es ist weiter auffällig, daß die frühen Besitzungen des Klosters Weissenburg, die ja die älteste Speyerer Bistumsgrenze markieren, nicht nur nicht über den Neckar, sondern auch nicht über das Landdekanat Vaihingen hinausgreifen. Mit den Orten Riexingen, Sachsenheim, Bissingen, Bietigheim und Asperg markieren sie exakt die Ostgrenze dieses Sprengels. Es kommt hinzu, daß jenseits dieser offenkundig alten Grenze – und sonst nirgends in der Speyerer Diözese – im Zabergau und Murr gau frühe Einwirkungen des Bistums Worms und des eng mit ihm verbundenen Klosters Neuhausen festzustellen sind. Neben Grundherrschaften und Besitzrechten treten spezifisch wormsische Patrozinien auf: so die Titelheiligen des Klosters Neuhausen Dionysius bzw. Cyriacus (in Besigheim, Gronau, Bönningheim, Niederramsbach) oder des hl. Amandus in Beihingen, der Name jenes Wormser Bischofs des frühen 7. Jahrhunderts, mit dem der Vorstoß des Bistums in den Neckarraum verbunden ist. Dem eigentlichen Wormser Bistumspatron Petrus waren im Landdekanat Marbach die Kirchen zu Murr, Oberbrüden und Oberstenfeld geweiht.



Die Landdekanate des Bistums Speyer am mittleren Neckar

- 1–Landdekanat Markgröningen
- 2–Landdekanat Vaihingen
- 3–Landdekanat Bönnigheim
- 4–Landdekanat Marbach

Nach Gustav Hoffmann, Die Kirchenheiligen in Württemberg, Beikarte

Es spricht alles dafür, daß die Diözese Speyer in ihrer ältesten Abgrenzung nur im äußersten Südosten, bei Asperg-Hoheneck bis an den Neckar reichte und nicht darüber hinaus. Trifft dies zu, dann waren Zabergau und Murr gau, die späteren Dekanatsbezirke von Marbach und Bönningheim, ursprünglich in den Wormser Diözesansprengel einbezogen.

Mit der Errichtung des Bistums Würzburg 741/42 wurde Worms, wie wir schon gehört haben, auf die Neckarlinie zurückgedrängt. In diesem Zusammenhang wird eine Angabe der berühmten Zirkumskriptionsurkunde Friedrich Barbarossas für das Bistum Konstanz von 1155 eminent wichtig, die besagt, daß 742 das Bistum Konstanz im Norden bis zur Stammesgrenze zwischen Franken und Alemannen reichte und an die Bistümer Speyer und Würzburg angrenzte. Wenn wir diese Nachricht nicht überinterpretieren, so kann dies nur bedeuten, daß auch der ursprünglich wormsische Murr gau um die Mitte des 8. Jahrhunderts zunächst an Würzburg gefallen war. Denn nur in diesem Korridor zwischen den Diözesen Speyer und Augsburg war ein Kontakt zwischen Würzburg und Konstanz möglich. Dieser Rückschluß findet Stützen in den Kilianspatrozinien zu Mundelsheim und Bissingen sowie in der Verehrung des hl. Januarius zu Erdmannshausen, dessen Kult, von der Reichenau kommend, im würzburgischen Kloster Murrhardt einen Mittelpunkt fand. Ebenso bezeugen die zu den Ausstattungsgütern der Abtei zählenden Murrhardter Eigenkirchen in Sulzbach und Erdmannshausen, wie auch der Pfarrsprengel von Großbottwar, die alte Verbindung zu der Würzburger Diözese.

Für die zeitliche Einordnung haben wir Fixpunkte. Der Murr gau muß vor 816/17 bereits an Speyer gefallen sein. Denn aus der Gründungsgeschichte des in diesen Jahren errichteten Klosters Murrhardt geht hervor, daß die Diözese Speyer bereits bis unmittelbar vor den Klosterbezirk reichte. Für den Zabergau müssen wir möglicherweise mit einem späteren Zeitpunkt rechnen. Denn die vom Kloster Neuhausen propagierte Cyriacusverehrung setzte erst 847 ein. Die Abtrennung von Worms muß aber lange vor 1099 erfolgt sein, als damals Kirchheim am Neckar, Hohenstein und Neckarau im Tausch gegen Sinsheim und Rohrbach wieder an Worms zurückkamen.

Mit der Zuweisung des Murr- und des Zabergaues an Speyer waren am Ende des ersten Jahrtausends die Bistumsgrenzen im mittleren Neckarraum endgültig festgelegt. Die Folgezeit brachte mit der Intensivierung der Binnenbesiedlung nur noch die Umwandlung breiter Grenzsäume zu linearen Grenzen.

Die weitere Untergliederung der Diözesen in Archidiakonate und Dekanate ist ein Werk der Salier- und Stauferzeit. Die Bezirke der Archidiakone, die ursprünglich sehr selbständige Sachwalter und Helfer des Bischofs waren, z. T. mit eigener Gerichtsbarkeit ausgestattet, entstanden zumeist in der Zeit um 1100. Seit dem 14. Jahrhundert verloren sie an Bedeutung, nach der Reformationszeit sind sie praktisch nicht mehr existent. Auf ihre Funktionen und ihre Sprengel hier näher einzugehen, würde den Rahmen dieses Vortrags sprengen. Des Überblicks halber seien sie aber wenigstens dem Namen nach erwähnt. Die Diözese Worms ist rechtsrheinisch in den Archidiakonaten des Stiftspropsts zu Neuhausen und – südlich anschließend – des Stiftspropsts von St. Peter zu Wimpfen organisiert. Das Bistum Speyer weist zwischen Rhein und Neckar 3 Archidiakonatsbezirke auf, die den Präpsten der drei stadtspeyerischen Stifte von St. German, St. Guido und Allerheiligen unterstanden. Vor 1250

dürften allein die beiden Erstgenannten den rechtsrheinischen Bistumsanteil verwalten haben. Die beiden großräumigen nördlichen Archidiakonate des Bistums Konstanz sind im Gegensatz zu denen der rheinischen Bischofsstädte nach Landsschaftsbezeichnungen benannt, so der Bezirk »Ante Nemus« (Vor dem Schwarzwald) und »Circa Alpes« (Auf der Alb).

Mit der fortschreitenden kirchlichen Erfassung des Landes und im Zusammenhang mit der verstärkten hierarchischen Formung der Kirche entstanden im 12. und 13. Jahrhundert als Untergliederung der Archidiakonate die Landdekanate, die z. T. aber auch auf älteren Wurzeln beruhen. Ihre Bedeutung als unterste Verwaltungsorganisation des Bistums über den einzelnen Pfarreien wird in der heimatgeschichtlichen Literatur gelegentlich überschätzt. Es sind hochmittelalterliche Einrichtungen, die nur in der Ausdehnung ihrer Sprengel, nicht aber in ihrem Aufgabenbereich gelegentlich Rückschlüsse auf ältere Verhältnisse gestatten. Vor allem ist zu beachten, daß der Sitz des Dekanats und der mit ihm verbundenen Kapitelsbruderschaft der Dekanatsgeistlichen nicht eo ipso am Ort der ältesten und bedeutendsten Kirche des Sprengels lag, sondern in den meisten Fällen von zeitgebundenen personellen und geographischen Faktoren abhing. Sehr häufig ist zu beobachten, daß die Pfarrkirche des jeweiligen Dekans auch den offiziellen Dekanatssitz darstellte. Wenn im Folgenden von festen Dekanatssitzen gesprochen wird, so liegt dem die kirchliche Gliederung um 1500 zugrunde, die sich in der Literatur eingebürgert hat.

Der mittlere Neckarraum im Gebiet des heutigen Kreises Ludwigsburg und seiner unmittelbaren Nachbarzonen ist kirchlich organisiert in den Landdekanaten Vaihingen, Markgröningen, Bönnigheim und Marbach des Bistums Speyer. Innerhalb dieses Raumes soll nun die Ausformung der Kirchenorganisation auf der Pfarreebene näher betrachtet werden, wobei nur Schwerpunkte gesetzt und keine Vollständigkeit angestrebt werden kann.

Die ältere Pfarreiorganisation in den Landdekanaten Vaihingen und Markgröningen lehnt sich deutlich an die frühmittelalterliche Gaueinteilung an. Innerhalb des Vaihinger Sprengels lassen sich nur Orte des Enzgaues nachweisen, während im Landdekanat Markgröningen nur Orte des Glemsgaues bezeugt sind. Das Gebiet beider Landdekanate ist dem Altsiedelland zuzuzählen, was sich aus den Reihengräberfunden, den Ortsnamenformen und den großen abgerundeten Gemarkungen schon auf den ersten Blick zeigt. Nur ganz im Norden des Dekanats Vaihingen greift der Stromberg bei Ochsenbach und Häfnerhaslach als spätbesiedelte Landschaft in unseren Sprengel hinein.

Die ältesten Nachrichten über Kirchen dieses Raumes verdanken wir dem Codex Laureshamensis, dem Urkunden- und Traditionenbuch des 764 gegründeten Kl. Lorsch an der Bergstraße. 786 schenkte ein Fricco der Abtei eine Kirche in Hirschlanden, ein Kleriker Heinrich vermachte Lorsch 811/12 die Kirche zu Hochdorf samt umfangreichem Grundbesitz. Zwei grundsätzliche Bemerkungen hierzu: Aus weiteren Notizen des Codex Laureshamensis geht hervor, daß die Familie Friccos sowohl nördlich als auch südlich der Stammesgrenze Grundherrschaften innehatte, ein Zeichen der Verflochtenheit des unmittelbaren alemannisch-fränkischen Grenzgebiets durch jene kleinen und großen Grundbesitzer, denen im wesentlichen die erste Errichtung von Gotteshäusern in diesem Raum zu verdanken ist. Zum zweiten ist interessant, daß die bereits so früh erwähnte »basilica« zu Hochdorf erst im 14. Jahrhundert einen Teil der Pfarrechte erlangte und erst 1468

endgültig von ihrer Mutterkirche in Enzweihingen abgetrennt wurde. Das hohe Alter der erst 1298 erstmals genannten Kirche von Enzweihingen drückt sich schon in ihrem Martinspatrozinium aus. Ihr Vorrang erklärt sich aus der topographischen Lage des Orts am Übergang der strategisch bedeutsamen Römerstraße Stettfeld–Canstatt über das Enztal. Außer über Hochdorf erstreckte sich ihr Pfarrsprengel noch über die siedlungsgeschichtlich jüngeren Gründungen Pulverdingen, Leinfeldern und Riet. Wenn das ansonsten reich begüterte Kloster Lorsch im späten 8. und im 9. Jahrhundert nurmehr zwei Kirchen in diesem Altsiedelland an sich bringen konnte, so ist anzunehmen, daß die Zentren der Pfarreiorganisation zu diesem Zeitpunkt schon bestanden und daß deren Entstehung anderen Kräften zu verdanken ist.

Im Gegensatz zu Kloster Lorsch nahm die Abtei Weissenburg intensiven Einfluß auf die ältere Kirchenorganisation. Und so ist es kein Zufall, daß die Gotteshäuser aller Orte, in denen Weissenburg begütert war, am Ende des 9. Jahrhunderts auch Eigenkirchen der Abtei waren: es sind dies Höfingen, Heimerdingen, Hemmingen, Asperg, Bissingen, Bietigheim und vielleicht noch das später bezugte Großsachsenheim. Ich habe an anderer Stelle schon auf die Bedeutung dieses Besitzes für die Ausbildung der Diözese Speyer hingewiesen. Der Kern der weissenburgischen Besitzungen ist dem frühen 8. Jahrhundert zuzuweisen. Nur eine datierte Einzelurkunde ist überliefert, durch die Graf Gozbert 819 dem Kloster Besitzungen in Asperg schenkte. Zu dem Zeitpunkt, da wir im hohen Mittelalter erstmals etwas über den kirchenrechtlichen Status der Weissenburger Gotteshäuser erfahren, erscheinen sie alle als Pfarrkirchen. Sie sind in ihrer Mehrzahl jenen Heiligen geweiht, deren Patrozinium im Enz- und Glemsgau charakteristisch ist für die ältesten Kirchen: nämlich St. *Martin* (Asperg, Eberdingen, Enzweihingen, Roßwag und Nußdorf), St. *Peter* bzw. St. *Peter und Paul* (Heimerdingen, Bietigheim, Markgröningen, Sersheim und Kleinglattbach) und St. *Laurentius* (Hemmingen, Höfingen, Gündelbach). Im Gegensatz zu Gustav Hoffmann, der die Laurentiusverehrung in Württemberg erst nach der Schlacht auf dem Lechfeld (955) aufgekommen sein läßt, rührt das Laurentiuspatrozinium in unserem Raum zweifellos von dem Kult dieses Heiligen in der späten Merowingerzeit her, wofür ich viele Beispiele anführen könnte. Äußerst selten in der lateinischen Kirche ist das Patrozinium der syrischen Märtyrer Sergius und Bacchus, denen die Kirche der abgegangenen Siedlung Vöhingen bei Möglingen geweiht war. Träger dieses Kultes war wiederum die Abtei Weissenburg, wohin 840 die Gebeine dieser Heiligen überführt worden waren.

Der gleichen zeitlichen Schicht gehört die Lambertuskirche in Ditzingen an, deren Frühgeschichte Wolfgang Irtenkauf weitgehend geklärt hat. Hier in Ditzingen liegt der für ganz Württemberg singuläre Fall vor, daß die Diözesangrenze mitten durch einen Ort gelegt ist und so zwei Pfarrkirchen, die Konstanzer und die Speyerer Kirche, wie sie noch heute heißen, hat entstehen lassen. Diese – im Hochmittelalter bezugten Verhältnisse – gehen jedoch in dieser Form nicht in das frühe Mittelalter zurück. Irtenkauf hat nachgewiesen, daß der Ort aus zwei räumlich getrennten Siedlungen mit je einer Eigenkirche zusammenwuchs und ursprünglich nur dem fränkischen Bereich und damit dem Bistum Speyer zugeordnet war. Als im Zuge einer linearen Grenzziehung vor 1275 die Glems zur Grenzlinie wurde, fiel die südlich des Flusses gelegene Hirsauer Kirche in den Konstanzer Sprengel. Die von Lüttich ausgehende Lambertusverehrung, wie wir sie in der »Speyerer Kirche« Ditzingen finden, wurde von der vorbonifatianischen Adelsgruppe gefördert, die die Klöster

Echternach, Weissenburg, Gorze und Hornbach im 7. und frühen 8. Jahrhundert gründete. Im wormsischen Ort Pfaffenhofen ist die Nachbarschaft von Weissenburger Besitz und dem Lambertspatrozinium sicher bezeugt. Und so spricht vieles dafür, daß nicht das später gegründete Kloster Lorsch, wie Irtenkauf annimmt, sondern wieder Kloster Weissenburg Pate bei der Gründung der ältesten Ditzinger Kirche wohl in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts war.

Vergleichbar den Verhältnissen in anderen altbesiedelten Teilen der Bistümer Speyer und Worms ist auch in den Landdekanaten Markgröningen und Vaihingen die Großpfarreie unbekannt. Pfarrbezirke über mehrere Orte sind nur dort entstanden, wo ein späterer Siedlungsausbau erfolgte. Einen solchen Sprengel haben wir schon bei Enzweihingen kennengelernt, ähnliche Verhältnisse treffen wir in der Waldzone des Strombergs an. Parallel dem Siedlungsvorstoß von den Taleingängen her, zogen sich die Pfarrsprengel von Ensingen und Horrheim das Mettertal aufwärts, der Sprengel von Kleinsachsenheim in das Kirbachtal hinein.

Den ganz seltenen Fall, daß ein Ort, der alle Kennzeichen frühester Besiedlung aufweist, das ganze Mittelalter hindurch in Abhängigkeit einer benachbarten Pfarrei blieb, finden wir in der unmittelbaren Umgebung Ludwigsburg. Das bereits 844 im Lorsch Codex erwähnte Eglosheim war und blieb Filiale von Asperg, wo schon im 9. Jahrhundert je eine Martins- und eine Michaelskirche des Klosters Weissenburg überliefert ist. Dies könnte mit der kultischen Bedeutung des Aspergs zusammenhängen, die in vorchristliche Zeit zurückreicht, ebenso wie mit der engen politischen Bindung zum Grafschaftsvorort.

Die Südspitze des Dekanates Vaihingen bilden Eltingen, Leonberg und das abg. Dulcheshausen, von denen die beiden letztgenannten Ausbauorte darstellen, deren Kirchen 1110 der Pfarrkirche St. Michael zu Eltingen unterstehen. Das Auseinanderfallen der Besitzrechte an den drei Gotteshäusern hat bis 1277 zur Verselbständigung von Dulcheshausen, bald darauf auch von Leonberg geführt. Hier wird der Einfluß des hoch- und spätmittelalterlichen Patronatsrechts deutlich, das ein wesentlicher Faktor der sich ausbildenden geschlossenen Orts- und Landesherrschaften werden sollte. Durch eine Hintertüre sozusagen kommen Teile der eigenkirchenrechtlichen Vorstellungen des Frühmittelalters, die durch die kanonischen Reformen des 11./12. Jahrhunderts in der Theorie beseitigt waren, wieder in den kirchlichen Alltag.

Wenden wir uns nun den Pfarreiverhältnissen in dem weiter nördlich gelegenen, an das Bistum Worms angrenzenden Landdekanat *Bönnigheim* zu. Hier stellt der Michaelsberg bei Clebronn den ältesten kirchlichen Mittelpunkt zwischen Zaber und Stromberg dar. Seine dem hl. Michael geweihte Basilika mit vielem Zubehör schenkte 793 die Nonne Hiltburg dem Kloster Lorsch. Die sonst unbekannte Schenkerin muß einer reich begüterten Familie entstammen, dafür spricht der mit der Schenkung verbundene umfangreiche Besitz in Bönnigheim, Erligheim, Meimsheim, Berwangen, Magenheim, Botenheim, Böckingen, Frankenbach und Rodbachhof in der Umgebung des Michaelsberges oder nördlich davon am Neckar gelegen. Dank ihrer einzigartigen Lage auf der Kuppe des Berges, der Bodenfunde und ihres hohen Alters wurde die Kirche auf dem Michaelsberg für die Forschung der Prototyp des auf einen gallorömischen Kultort zurückgehenden christlichen Gotteshauses. Erst in unseren Tagen ist die archäologische Forschung dabei, hier weitere Beweise zu sichern.

Gerade weil so augenscheinlich ist, daß die Michaelskirche mit am Anfang der

Christianisierung unseres Raumes steht, ist sie – und dies drückt die Urkunde von 793 aus – der beste Beweis, daß am Anfang der Kirchengründungen rechts des Rheines nicht ein Bistum oder ein Kloster, sondern die begüterten Grundherren des mittelhheinischen Raumes der Merowingerzeit stehen. Die Michaelskirche, die mit der Abtei Lorsch im 13. Jahrhundert an das Erzstift Mainz, dann an das Domkapitel Speyer kam, war Mittelpunkt eines größeren Pfarrsprengels. Zu den urkundlich nachweisbaren Filialorten zählen Bönningheim (bis ca. 1300) und Erligheim, mit großer Wahrscheinlichkeit trifft dies auch für Hofen, Löchgau und Freudental zu.

Verfolgen wir die Pfarreiorganisation im Landdekanat Bönningheim weiter, so fällt auf, daß die drei am Westende des Dekanats gelegenen Pfarreien Zaberfeld, Michelbach und Weiler, legt man die Gemarkungsgrenzen der Neuzeit zugrunde, von dem restlichen Dekanatsbezirk völlig isoliert gewesen wären. Zur Erklärung dieses ungewöhnlichen Befunds müssen wir einen Blick in das eigentliche Zabergäu werfen, das ja den südlichsten Teil der Diözese Worms bildete.

Die kirchliche Erschließung des oberen Zabertales, einer Siedlungslandschaft frühestens der Spätkarolingerzeit, erfolgte hier von der Pfarrkirche St. Mauritius in Güglingen aus, als deren Filialorte Stockheim, Eibensbach, Rodbachhof und vor allem Pfaffenhofen nachweisbar sind. Die talaufwärts anschließenden Orte Zaberfeld, Michelbach und Weiler liegen nun zwischen der wormsischen Großpfarre Güglingen im Osten und der speyerischen Großpfarre Kürnbach, zu der Sternenfels, Leonbronn und Ochsenburg gehörten, im Westen. Zu welchem dieser Bezirke haben sie bei ihrer Erstbesiedlung gehört?

Es spricht nun alles für eine Abhängigkeit von Güglingen, nicht nur der bessere Zugangsweg, das gemeinsame Mauritiuspatrozinium von Güglingen und Zaberfeld oder eindeutige volkskundliche Zusammenhänge. Wichtig ist vor allem, daß die heute auf Zaberfelder Gemarkung gelegene Wüstung Mörderhausen zuerst nach Kürnbach, dann nach Leonbronn pfarfte. Bis nach Mörderhausen reichte der Zehntbezirk des Deutschordenshauses Heilbronn, des Patronatsherren der Pfarrei Kürnbach, nicht mehr nach Zaberfeld selbst. Dies weist eindeutig darauf hin, daß Zaberfeld nicht zum alten Kürnbacher Sprengel zählte, sonst wäre *ihm* das unmittelbar angrenzende Mörderhausen zugeteilt worden.

Mit diesem Befund wird die bei der Behandlung der Diözesangrenzen vorgetragene These untermauert, daß das Landdekanat Bönningheim ursprünglich Bestandteil der Diözese Worms war. Ohne diesen Schluß bliebe die Betrachtung der Pfarreiorganisation dieses Raumes voller unlösbarer Widersprüche. Der Sprengel dieses kleinen und seltsam gestalteten Landdekanats dürfte *die* Pfarreien zusammenfassen, die im 10. oder 11. Jahrhundert von Worms an Speyer abgetreten worden sind. Diese Grenzveränderung muß im Zusammenhang mit der frühen kirchlichen Entwicklung im Murr gau stehen, die ich schon angedeutet habe, und auf die ich nun abschließend noch kurz eingehen möchte.

Wie wir bereits gehört haben, zählte das Landdekanat Marbach, das in etwa den Murr gau ausfüllte, ursprünglich zum Bistum Worms, nach 742 und vor 811 zum Bistum Würzburg und sodann endgültig zum Bistum Speyer. Diese drei verschiedenen Schichten lassen sich noch in den Patrozinien, den Patronats- und Zehntverhältnissen des Spätmittelalters deutlich wiedererkennen. Auf diese Frühgeschichte des Gesamtsprengels brauche ich aber hier nicht mehr einzugehen.

Schon ein erster Blick auf die kirchliche Landkarte des Spätmittelalters läßt eine

wichtige Feststellung treffen: wir haben es in diesem Raum mit zwei verschiedenen strukturierten Pfarreisystemen zu tun: Im Neckartal, das sich durch Ortsnamenformen und Reihengräberfunde als Altsiedelland ausweist, ist fast ausschließlich der Typus der Kleinstpfarre vertreten, deren Sprengel nicht über den Pfarrort hinausgreift. Zu den Ausnahmen zählt der Pfarrbezirk von Großsingersheim, zu dem auch Kleiningersheim und Geisingen gehörte, sowie die Laurentiuspfarre zu Neckarweihingen, die in der Wolfgangskapelle der Burgsiedlung Hoheneck eine Filialkirche hatte.

Gehen wir weiter nach Osten, in den eigentlichen Murr gau, so werden wir zwei ausgesprochene Großpfarreisprengel feststellen, die ihre Ausdehnung im Zuge des spät- oder nachkarolingischen Siedlungsausbaues erhalten haben.

Aus zeitgenössischen Quellen ist vor der Jahrtausendwende nur eine einzige Kirche dieses Raumes erwähnt, nämlich die Amanduskirche von Beihingen. Hier schenkte 844 ein Diakon Adellold dem Kloster Lorsch eine »basilica« und weiteren Besitz in sechs Orten des Murr gaus. Man hat den Schenker mit einer relativ bekannten historischen Persönlichkeit, dem Notar Adelleod Ludwigs des Deutschen identifizieren wollen, näherliegend scheint mir aber die Verbindung mit einer gleichnamigen Familiengruppe im würzburgischen Volksfeld, was auch ein interessanter Aspekt im Zusammenhang mit den frühen Grenzverschiebungen wäre.

Von Beihingen abgesehen, wird keine Kirche vor dem 12. Jahrhundert in den Quellen aufgeführt oder auch nur als alter Besitz eines Klosters oder Stiftes erwähnt, wenn auch zahlreiche Grundherrschaften der Abteien Lorsch und Fulda – ich erinnere hier nur an die Kunibertsche Schenkung von 779 – für die Karolingerzeit bezeugt sind. Alles weist daraufhin, daß Reichsgut und Hochadelsbesitz am Anfang der Kirchen Gründungen dieses Raumes stehen.

Die ansonsten dunkle Frühgeschichte des Landdekanatssitzes Marbach selbst wird erhellt durch eine Urkunde des Klosters Klingenmünster bei Bergzabern in der Pfalz von 1281, mit der es den Grafen von Zweibrücken u. a. Besitzungen zu Marbach zu Lehen gab. Klingenmünster ist nun – wie Weissenburg – auf das engste mit der Geschichte des Bistums Speyer im frühen Mittelalter verbunden. Hiermit korrespondiert das sehr seltene Alexanderspatrozinium in Marbach auf das beste, denn im Luxemburgischen Urkundenbuch konnte ich feststellen, daß der Hl. Alexander der Hauptpatron dieses Klosters im 9. Jahrhundert war, was einen zeitlichen Anhaltspunkt für den Erwerb der Besitzrechte gibt.

In diesem Zusammenhang ist nun auch die berühmte Wolvoaldurkunde von 972 zu sehen, wonach der gleichnamige Diakon dem Bischof von Speyer den Hof Marbach samt den zugehörigen Besitzungen in 12 umliegenden Orten schenkte. Hier haben wir in der Nachfolge des Klosters Klingenmünster den frühesten Ansatzpunkt der Speyerer Bischofskirche, ihr rechtsrheinisches Diözesangebiet mit grundherrlichen Rechten zu durchsetzen und zu sichern. Die Tendenz, in und um Marbach einen Schwerpunkt bischöflich-speyerischen Besitz zu schaffen, wird evident, als der Kaiser dem Bischof 1009 das Marktrecht bestätigte und das Münzrecht verlieh. Mit den Rechten an dem Hof Marbach, der aus Reichsgut stammen dürfte, ging wohl auch das Eigentum der Alexanderkirche an Speyer über.

Diesen Grundherrschaftskomplex könnte man sich nun sehr wohl als Grundlage eines Großpfarreisprengels vorstellen, zumal mehrere Kirchen mit ihm verbunden gewesen zu sein scheinen. Doch mit Ausnahme von Erdmannshausen, was aber auch

fraglich ist, weist keine Kirche Anzeichen einer früheren Unterordnung zu Marbach hin auf.

Murraufwärts kommen wir zu den beiden mittelalterlichen Pfarreien Steinheim und Großbottwar. Von hier aus erstreckte sich ein großer Pfarrsprengel einerseits in den Hardtwald und andererseits in das obere Bottwartal. Diese hoch- und spätmittelalterlichen Verhältnisse sind urkundlich nachweisbar und bekannt. Weniger bekannt ist die Fülle von Indizien, die alle darauf hinweisen, daß wir es hier vor dem 10. Jahrhundert nur mit *einem* Großpfarrensprengel zu tun haben, der seinen Mittelpunkt in Großbottwar hatte. Aus Zeitgründen muß ich auf die Beweisführung im einzelnen verzichten und kann nur das Ergebnis vortragen: Die zum älteren Besitz des würzburgischen Klosters Murrhardt zählende St. Martinskirche zu Großbottwar geht in die Anfänge der Missionierung zurück und ist wohl eine Hochadelsgründung auf Reichsgut. Zu ihrem Sprengel zählte das Bottwartal bis zur Diözesangrenze bei Oberstenfeld und östlich des Hardtwaldes das Gebiet um Großaspach, Rietenau und Oppenweiler. Der südliche Pfarrbezirk mit Kleinbottwar, Steinheim, Röhrach, Wüstenhof, Fürstenfeld wurde der ältesten Filialkirche, nämlich St. Vitus in Steinheim, bei deren Verselbständigung im 10. oder 11. Jahrhundert als eigener Sprengel zugewiesen. Der Großpfarreibezirk von Bottwar hatte seine besondere Bedeutung als Stützpunkt der Interessen des Bistums Würzburg, insoweit ist er von Marbach klar abgegrenzt.

Ein weiterer Großsprengel, der Zug um Zug im Laufe des Siedlungsausbaues bis in das hohe Mittelalter hinein entstand, erstreckte sich über den Südosten des Murrgaues. Sein Mittelpunkt ist Backnang, die letzte ältere Siedlung vor dem Murrhardter Wald. Von der Pankratiuskirche aus, die 1116 von Markgraf Hermann II. von Baden in ein Augustinerchorherrenstift umgewandelt wurde, erfolgte die kirchliche Betreuung des ganzen südöstlichen Murrgaues mit über 20 Siedlungen. In Backnang ist noch für die Zeit um 1100 der einzigartige Fall bezeugt, daß mit der Pfarrkirche eine Kongregation von Weltgeistlichen verbunden war, was sicher mit der immensen Ausdehnung des Pfarrsprengels, des größten im rechtsrheinischen Bistum Speyer, in Verbindung stand. Entsprechend der viel späteren Besiedlung konnten aus diesem Komplex nur Rudersberg und Unterweissach bis zum Ende des 15. Jahrhunderts zu eigenen Pfarreien aufsteigen und dabei – wie im Falle Steinheim – einen Teil der Filialen der älteren Mutterkirche mitübernehmen.

Fassen wir am Ende unseres notgedrungen faktenreichen Überblicks über die frühe Kirchenorganisation des mittleren Neckarraumes noch einmal die wichtigsten Ergebnisse zusammen.

Das Land rings um den Asperg gehört zu den kirchlich am spätesten erfaßten Altsiedellandschaften rechts des Rheines. Dies rührt wesentlich daher, daß das Grenzgebiet zwischen Alemannen und Franken seit der Mitte des 7. Jahrhunderts im Windschatten des Merowingerreiches lag. Die ersten Gotteshäuser entstanden als sogenannte Eigenkirchen der für das Christentum mehr oder weniger engagierten Grundherren. Diese weltliche Führungsschicht stand in engen verwandtschaftlichen Bindungen weniger zum alemannischen, sondern zum mittelrheinischen Raum. Der Einbau dieser ersten christlichen Stationen in die fränkische Landeskirche war vornehmlich die Aufgabe der mittelrheinischen Bistümer Speyer und Worms, von denen das letztgenannte einen zeitlichen Vorsprung hatte, aber nach der Gründung des Bistums Würzburg 742 zurückgedrängt wurde. Für das Bistum Speyer nahm

nicht die Bistumskirche selbst, sondern vor allem das Kloster Weissenburg diese erste Organisationsaufgabe wahr. Das erst 764 gegründete Kloster Lorsch hat dann für die kirchliche Erschließung unseres Raumes fast keine Bedeutung mehr. Die ältesten Pfarrkirchen, die in unserem Raum häufig den Heiligen Martin, Michael, Petrus bzw. Petrus und Paulus und Laurentius geweiht sind, sind vom Typ her Kleinpfarreien. Sie weiten sich nur dort zu Großsprengel aus, wo sie am Rande eines jüngeren Siedlungsgebietes liegen.

Mit diesem Befund ordnet sich die frühe kirchliche Landschaft am mittleren Neckar fast nahtlos in das allgemeine Erscheinungsbild der südwestdeutschen Kirche des frühen Mittelalters ein, ein Befund, der aber in der reichen schriftlichen Überlieferung der späteren Zeiten fast nicht mehr zu erkennen ist.

Steinheims Entwicklung zum altwürttembergischen Marktflecken im 17. Jh.

Von Bernhard Theil

Im Jahre 972 schenkte ein Diakon namens Wolvald dem Bischof von Speyer umfangreichen Grundbesitz, Zehnten, Kirchen und Abgaben in 13 Orten des Murrgeus¹. Unter diesen befand sich auch Steinheim. Aber schon über 100 Jahre früher, nämlich 832 und 852, schenkten die Adligen Gundwin und Irlolf Güter in Steinheim an das Kloster Lorsch². Die Nennung des Jahres 832 – sie findet sich wie die von 852 im Schenkungsbuch des Klosters Lorsch – ist die älteste Erwähnung Steinheims überhaupt.

Wenn wir auch über Wolvald, Gundwin und Irlolf nichts Näheres wissen, so ist es doch unwahrscheinlich, daß ihr Besitz ihr Eigengut war. Es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß der geschenkte Besitz, also auch die Steinheimer Güter, ursprünglich auf Königsbesitz zurückgehen. Ein deutlicher Hinweis darauf ergibt sich aus dem Wortlaut des Wolvaldschen Vertrags selbst; dort heißt es, der Diakon habe die Güter »*licentia Ottonis caesaris*«, also mit Erlaubnis Kaiser Ottos, dem Bischof geschenkt.

So ist also anzunehmen, daß das Gebiet um Steinheim ursprünglich dem König gehörte; die Besiedlung des Murrgeus erfolgte wohl im Zuge der fränkischen Landnahme in der Merowingerzeit. Steinheim selbst dürfte allerdings erst im 8. Jahrhundert entstanden sein; dafür sprechen sowohl die Gemarkungstopographie und der Ortsname als auch die kirchliche Organisation und die Besitzgeschichte. Wenn man davon ausgeht, daß vor der Gründung Kleinbottwars, die zweifellos erst im Hochmittelalter zumindest teilweise auf Bottwarer Gemarkung erfolgte, die Steinheimer Gemarkung sich in einem Halbkreis im Süden um die Bottwarer Gemarkung erstreckte, so ergibt sich daraus die Vermutung, daß ursprünglich nur eine Gemarkung vorlag. Da aber andererseits der Ortsname Steinheim nicht der frühesten Phase fränkischer Landnahme angehört, so dürfte das Zentrum dieser Urgemarkung eher in Bottwar gelegen haben, wo im übrigen auch eine Martinskirche mit Sicherheit nachgewiesen ist³. Die bisher in der Lokalforschung vorgetragene Meinung, daß auch Steinheim ein Martinspatrozinium gehabt habe, scheint mir doch nicht ganz einwandfrei bewiesen⁴. Vielmehr würde der hl. Veit, den die ältere Literatur als Patron angibt, doch besser passen. Das fränkische Verwaltungszentrum, eventuell auch ein fränkischer Königshof wäre dann eher in Bottwar als in Steinheim zu suchen. Die gleichzeitige Gründung zweier Martinskirchen und zweier fränkischer Königshöfe in unmittelbarer Nachbarschaft wäre jedenfalls ungewöhnlich.

Ein besonders gewichtiger Hinweis auf die Zugehörigkeit Steinheims zu Bottwar ergibt sich aus einer bisher nicht ausreichend berücksichtigten Tatsache: Als Graf

Konrad von Vaihingen im Jahre 1271 dem Kloster Steinheim die Dorfherrschaft über Steinheim verkauft, weist er darauf hin, daß er diese Dorfherrschaft einst von der Würzburger Kirche zu Lehen trug⁵. Der Erwerb des Bischofs von Würzburg reicht zweifellos in eine Zeit zurück, in der die Steinheimer Gemarkung kirchlich noch zu Würzburg gehörte; ein Zentrum der Würzburger Kirche aber war Kloster Murrhardt und die zugehörige Kirche in Bottwar. Schließlich bildet auch die Tatsache, daß noch im Jahre 1247 Stift Oberstenfeld Zehntrechte in Steinheim besitzt⁶, einen wichtigen Hinweis zumindest auf den Zusammenhang Steinheims mit Bottwar, von dem aus Oberstenfeld gegründet wurde.

Nimmt man alle diese Beobachtungen zusammen, so könnte Steinheim durchaus eine Würzburger Gründung sein, die bald nach 742 auf Bottwarer Gemarkung errichtet und kirchlich demnach zunächst auch nach Bottwar gehörte. Erst mit dem Übergang Steinheims an Speyer wäre dann die kirchliche Verselbständigung erfolgt, in diesem Zusammenhang auch das Veitspatrozinium aufgekommen. In jedem Fall aber stammt das Gebiet um Steinheim aus Königsgut, wahrscheinlich wurde es dem neugegründeten Bistum Würzburg als Ausstattungsgut zugewiesen.

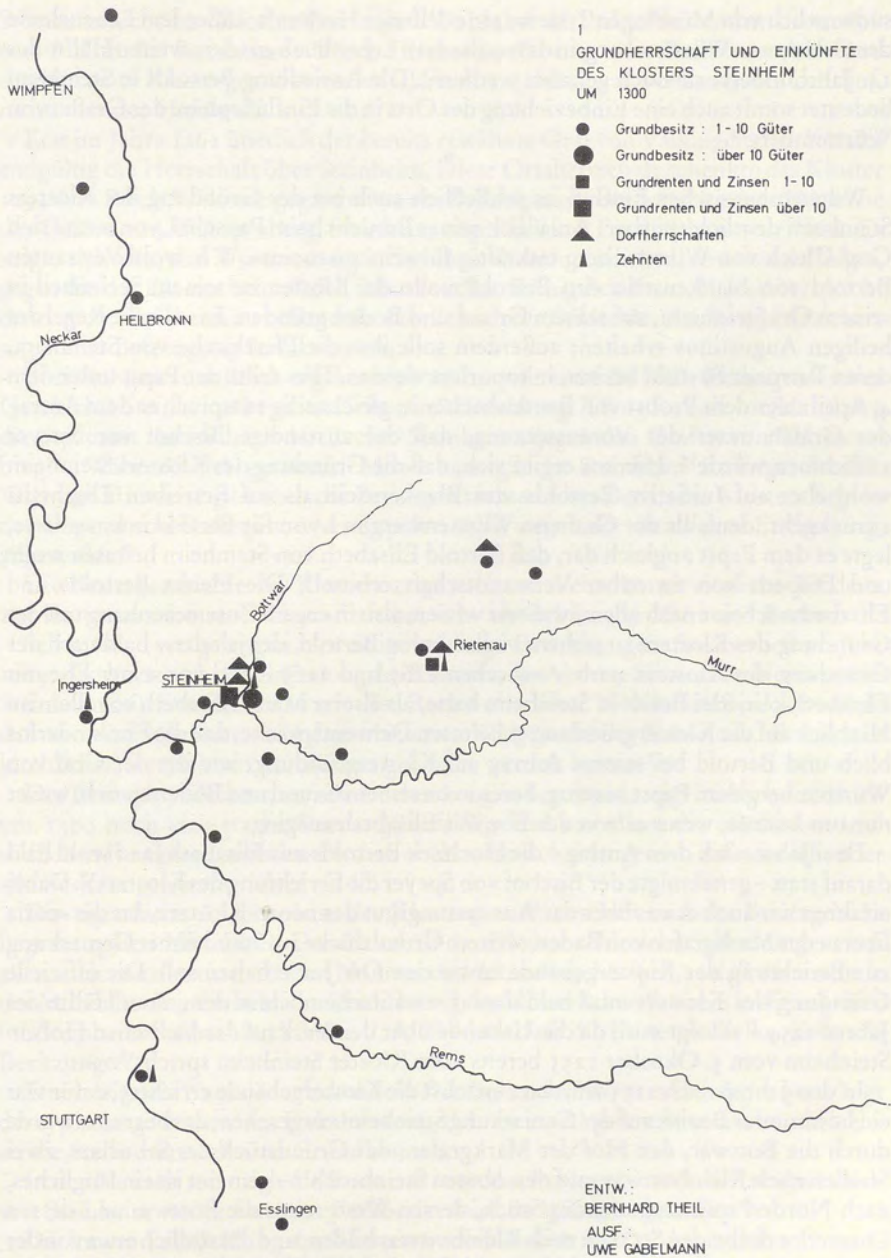
Neben dem König und dem Bischof von Würzburg haben in Steinheim schon bald die Grafen von Calw, das im 11. und 12. Jahrhundert bedeutendste Adelsgeschlecht im Kraichgau und am mittleren Neckar, Besitz erworben, wahrscheinlich in ihrer Eigenschaft als Vögte des Klosters Lorsch⁷. Erben der Grafen von Calw sind einerseits die Markgrafen von Baden, andererseits die Grafen von Löwenstein, Grüningen und Vaihingen.

Der ursprünglich zweifellos umfangreichere Besitz der Badener ist noch erkennbar an jener curia, die Markgraf Rudolf mit Urkunde vom 5. Oktober 1255 verkaufte⁸. Der Preis belief sich auf 100 lb h und 40 Mark Silber, eine beachtliche Summe, die uns die Bedeutung dieses Hofes ermessen läßt.

Die Verfügung der Grafen von Löwenstein und Grüningen über große Teile der Steinheimer Gemarkung ergibt sich aus einer Urkunde vom 25. April 1269, nach der Elisabeth von Blankenstein zum Verkauf ihrer Güter nach dem Tod ihres Gatten die Zustimmung der Grafen benötigt. Zu diesen Besitzungen, die also offenbar an den Ortsadel von Steinheim verliehen waren, gehörte auch die Dorfherrschaft, die zwei Jahre später – vermutlich durch Erbgang – im Besitz der Grafen von Vaihingen erscheint⁹.

Merkwürdig ist in diesem Zusammenhang, daß das Patronatsrecht der Kirche in Steinheim bis 1235 im Besitz der Grafen von Sulz war; auch hier scheint die Verwandtschaft mit den Grafen von Calw ausschlaggebend gewesen zu sein¹⁰. Wie immer also im einzelnen die frühen Herrschafts- und Besitzverhältnisse aussahen, sie führen immer wieder auf die Grafen von Calw zurück, die ihren Besitz in Steinheim an Erben und Verwandte weitergaben.

Die unmittelbare Herrschaft über diesen Steinheimer Besitz übte wohl schon früh der Ortsadel aus, der jedoch erstmals 1235 genannt wird. Damals wird ein Streit zwischen Hermann von Sulz und »dominum Albertum militem de Steinheim« um das Patronatsrecht geschlichtet¹⁰. Albert war also ein Angehöriger des sogenannten niederen Adels; seine Tochter Elisabeth, die letzte ihrer Familie, war zunächst mit einem Gerung von Heinrieth aus einer alten staufischen, später wohl löwensteinischen Ministerialenfamilie, nach dessen Tod dann seit 1251 mit Bertold von Blankenstein verheiratet¹¹. Die Herren von Blankenstein nennen sich nach der Burg



südwestlich von Münsingen¹²; sie waren edelfreier Herkunft, außerdem Lehensleute der Grafen von Württemberg, in deren ältestem Lehenbuch aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sie noch genannt werden¹³. Die Ansiedlung Bertolds in Steinheim bedeutet somit auch eine Einbeziehung des Orts in die Einflußsphäre der Grafen von Württemberg¹⁴.

*

Württembergischer Einfluß ist schließlich auch bei der Gründung des Klosters Steinheim deutlich spürbar: Anlässlich seines Besuchs beim Papst in Lyon setzte sich Graf Ulrich von Württemberg tatkräftig für seinen »socius«, d. h. wohl Vertrauten Bertold von Blankenstein ein: Bertold wolle ein Kloster zu seinem Seelenheil in seinem Ort Steinheim, auf seinem Grund und Boden gründen. Es solle die Regel des heiligen Augustinus erhalten; außerdem solle ihm die Pfarrkirche von Steinheim, deren Patronat Bertold besitzt, inkorporiert werden. Dies teilte der Papst unter dem 4. April 1251 dem Probst von Beutelsbach mit; gleichzeitig entsprach er dem Antrag des Grafen unter der Voraussetzung, daß der zuständige Bischof von Speyer zustimmen würde¹⁵. Hieraus ergibt sich, daß die Gründung des Klosters Steinheim wohl eher auf Initiative Bertolds von Blankenstein als auf Betreiben Elisabeths zurückgeht; denn als der Graf von Württemberg in Lyon für Bertold intervenierte, legte er dem Papst zugleich dar, daß Bertold Elisabeth von Steinheim heiraten wolle und Dispens von zu naher Verwandtschaft erbitte¹⁶. Die Heirat Bertolds und Elisabeths scheint nach allem, was wir wissen, also in engem Zusammenhang mit der Gründung des Klosters zu stehen; vielleicht hat Bertold, der ja relativ bald nach der Gründung des Klosters starb – zwischen 1265 und 1269 – und vor seiner Ehe mit Elisabeth keinerlei Besitz in Steinheim hatte, als älterer Mann Elisabeth vor allem im Hinblick auf die Klostergründung geheiratet. Dem entspräche, daß die Ehe kinderlos blieb und Bertold bei seinem Antrag auf Klostergründung, wie ihn der Graf von Württemberg dem Papst vortrug, bereits von seinem Grund und Boden sprach, was er nur tun konnte, wenn er von der Ehe mit Elisabeth ausging.

Drei Jahre nach dem Antrag – die Hochzeit Bertolds mit Elisabeth fand wohl bald darauf statt – genehmigte der Bischof von Speyer die Errichtung des Klosters¹⁷. Dabei erfahren wir auch etwas über das Ausstattungsgut des neuen Klosters, das die »curia libera« des Markgrafen von Baden, weitere Grundstücke auf Steinheimer Gemarkung zur Errichtung der Klostergebäude sowie den Ort Jux erhalten soll. Die offizielle Gründung des Klosters muß bald darauf – wahrscheinlich in der ersten Hälfte des Jahres 1255 – erfolgt sein, da die Urkunde über den Verkauf des badischen Hofes in Steinheim vom 5. Oktober 1255 bereits vom Kloster Steinheim spricht¹⁸.

In den Jahren nach 1255 wurden zunächst die Klostergebäude errichtet; dafür war ein bestimmter Bezirk auf der Gemarkung Steinheim vorgesehen, der begrenzt wurde durch die Bottwar, den Hof der Markgrafen, das Grundstück des Schusters, zwei Straßen nach Kleinbottwar und den oberen Steinbruch¹⁹ – gemeint ist ein längliches, nach Norden spitz zulaufendes Stück, dessen Westgrenze die Bottwar und dessen Ostgrenze die beiden Straßen nach Kleinbottwar bilden, und das südlich etwa von der heutigen Hauptstraße abgeschlossen wird. Innerhalb dieses Klosterbezirks hat das Kloster alle Freiheiten und muß dort keine fremde Herrschaft anerkennen; insbesondere wird dieser Bezirk aus der Verwaltung der Ortsherrschaft herausgenommen. Noch bleibt aber die Oberherrschaft der Grafen von Löwenstein und Grüningen erhalten, und auch als Bertold schließlich starb, darf seine Witwe die Herrschaft über

Steinheim nicht dem Kloster übertragen. Wohl aber erhält das Kloster damals – 1269 – eine Hälfte der Steinheimer Güter Elisabeths, die eine erste Basis zum Auf- und Ausbau einer Klostergrundherrschaft darstellten; dabei war wohl auch der Lehrhof, nicht aber der Hardwald.

Erst im Jahre 1261 überließ der bereits erwähnte Graf von Vaihingen dem Kloster endgültig die Herrschaft über Steinheim. Diese Ortsherrschaft schenkte das Kloster 1294 dem Reich²⁰. Vorausgegangen waren Belästigungen und verschiedene Versuche des Grafen von Württemberg, Steinheim enger in seine Einflußshäre zu ziehen. Es zeigte sich also, daß Württemberg in Steinheim kontinuierliche Interessen verfolgte, gegen die das Kloster beim Reich Schutz suchte. König Adolf von Nassau verspricht denn auch, Steinheim zu behandeln wie die anderen Städte des Reiches, ja, er sichert sogar eine Befestigung Steinheims zu.

Beziehungen zum Reich ergeben sich auch, wenn man die Rolle Esslingens in der Geschichte Steinheims beachtet. Schon 1284 beauftragt König Rudolf von Habsburg die Stadt mit dem Schutz der Rechte Steinheims gegen den Grafen von Württemberg²¹. Während des gesamten Mittelalters gilt in Steinheim Esslinger Maß²². Wichtige Hinweise gibt auch die Besitzgeschichte: Alter Besitz des Klosters liegt in der Gegend von Esslingen; er wird später, wohl wegen der räumlichen Entfernung, abgestoßen²³.

Die Besitzgeschichte des Klosters zeigt auch sonst eine kontinuierliche Tendenz zur Konzentration eines Herrschaftsbereichs im Gebiet von Murr und Bottwar.

Schon vor 1300 gelangen hier einige wichtige Erwerbungen. So überließ im Jahr 1262, also kurz nach der Gründung des Klosters, der Abt von Hirsau den Nonnen von Steinheim sein Dorf Rietenau mit allen Rechten²⁴; dieser Verkauf stieß jedoch – ohne daß wir wissen, warum – auf den erbitterten Widerstand der Gemeinde, die erst mit kirchlichen Strafmitteln zur Raison gebracht werden konnte²⁵.

Der Besitz des Klosters, meist auf Schenkungen beruhend, zeigt im übrigen jedoch um 1300 noch eine starke Streuung; auffällig sind vor allem die nördlichen und südlichen Ferngüter, wobei außerdem noch zu berücksichtigen ist, daß wir nicht über alle Besitzungen unterrichtet sind²⁶.

Die eigentliche Ausbauphase der Klostergrundherrschaft und des Besitzgebiets liegt im späten Mittelalter. Damals erhält das Kloster zahlreiche Schenkungen, vor allen auch von neu eintretenden Nonnen und deren Angehörigen, so daß wir am Ende des Mittelalters eine erhebliche Verdichtung des klösterlichen Besitzes im Kerngebiet um Steinheim beobachten können²⁷. Auch hier erfaßt die Karte zweifellos nicht alle Besitzungen.

Eines zeigt die Karte jedoch deutlich: Der Besitz des Klosters Steinheim unterliegt der typischen Tendenz zur Fiskalisierung, d. h.: seine Abgaben treten mehr und mehr an die Stelle unmittelbaren Grundbesitzes.

In der Neuzeit setzt sich die Konzentration des Besitzgebiets östlich und westlich von Steinheim weiter fort; der Fernbesitz wird endgültig abgestoßen²⁸.

Die innere Entwicklung des Klosters verlief ähnlich wie bei den anderen Frauenklöstern in Südwestdeutschland. Die dem Kloster anfangs verliehene Augustinerregel war sehr allgemein gehalten²⁹; sie wurde jedoch schon 1262 durch die Dominikanerstatuten ersetzt. Mit Urkunde vom 13. Oktober 1261 übergibt Papst Urban IV. das Kloster Steinheim der deutschen Provinz des Dominikanerordens³⁰, und 1262 bestätigt der Bischof von Speyer die Eingliederung des Klosters in den Orden³¹.

Wiederum wird die Bedeutung Esslingens für Steinheim sichtbar: Das Kloster wird dem Esslinger Dominikanerkloster unterstellt.

Die weitere Entwicklung führte auch in Steinheim zu einer immer stärkeren Verweltlichung³²; die fast ausschließlich aus adeligen Schichten stammenden Nonnen³³ mußten schon 1289 zur Einhaltung der Klausur ermahnt werden; die Schwestern hätten schon öfters »scandala« verursacht, Fremde in die Klausur mitgenommen und durch Lärm und Lachen das Schweigen des Klosters vertrieben³⁴. Am Ende dieser Entwicklung steht auch im Kloster Steinheim eine innere Reform, wie sie viele Klöster im 14. und 15. Jahrhundert erlebten, getragen von Erneuerungskräften innerhalb des Ordens, aber auch vom Interesse und der tatkräftigen Unterstützung seitens weltlicher Mächte³⁵. Im Jahre 1478 – im Jahr der Reform des Dominikanerinnenklosters Gotteszell bei Schwäbisch Gmünd – wurde so auf Weisung des Dominikanerprovinzials der Teutonia das Kloster durch Nonnen von Unterlinden in Colmar reformiert³⁶. Daß dabei auch der Graf von Württemberg mindestens indirekt beteiligt war, ergibt sich sowohl aus den allgemeinen Tendenzen der damaligen württembergischen Kirchenpolitik als auch aus dem besonderen Verhältnis der Württemberger zu Steinheim. Die Grafen von Württemberg versuchten schon seit Jahrzehnten die Klöster in ihrem Machtbereich und am Rand ihres Territoriums ihrem Einfluß unterzuordnen³⁷; dabei bildete vielfach die Reform einen ersten Hebel. Im Jahre 1473 erklärte Graf Ulrich, er wolle alle Frauenklöster in seinem Land, welchen Ordens sie auch seien, reformieren, und 1476 schickte er eine entsprechende Botschaft an den Dominikanergeneral³⁸. Zweifellos bildet auch für die Reform des Klosters Steinheim diese Aktivität des Grafen von Württemberg den Hintergrund, wenn nicht sogar den unmittelbaren Anstoß. Im übrigen hatten die Grafen von Württemberg, wie schon angedeutet, schon immer ein besonderes Interesse an Steinheim. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang eine Deduktion über die Rechte Württembergs in Steinheim aus dem Jahre 1635³⁹. Hier wird lapidar die These vertreten, daß Bertold von Blankenstein »vor etlichen und zway hundert jaren« die Obrigkeit über Steinheim von den Grafen von Württemberg zu Lehen getragen habe, und daß deshalb Württemberg die alleinige Herrschaft in Steinheim zukomme.

Nun, am Ende des Mittelalters, war man in Stuttgart wohl noch nicht ganz dieser Meinung, wohl aber gehörte auch nach der Auffassung des frühen 16. Jahrhunderts Steinheim mindestens zur württembergischen Einflußsphäre. Vor diesem Hintergrund vollzog sich denn auch die Reformation des Klosters und die endgültige Eingliederung in das württembergische Territorium. Schon aus dem Jahre 1534 existiert ein Schreiben der Priorin an den Herzog mit der Bitte, das Kloster in Schutz und Schirm zu nehmen⁴⁰, und 1535 wurde ein gewisser Johannes Marcoleon beauftragt, den Nonnen die lutherische Religion zu predigen⁴¹. Das Schreiben von 1534 scheint jedoch erzwungen gewesen zu sein, und Marcoleons Predigtversuche scheiterten noch. Erst in den Jahren 1553 bis 1566 ist es dem Herzog dann gelungen, teilweise unter Anwendung von Gewalt, die Reformation einzuführen und das Kloster in das württembergische Territorium einzugliedern, wobei die Annahme der württembergischen Schutzherrschaft am Anfang steht. Wir besitzen über die württembergischen Reformationsmaßnahmen dieser Jahre einen ausführlichen tagebuchartigen Bericht, das sogenannte »Diarium Steinheimense«⁴², in dem aus der Sicht der Klosterfrauen das Vorgehen der herzoglichen Räte vom ersten Besuch im Kloster am 18. März 1553 an bis zur Durchsetzung der württembergischen Landesherrschaft in

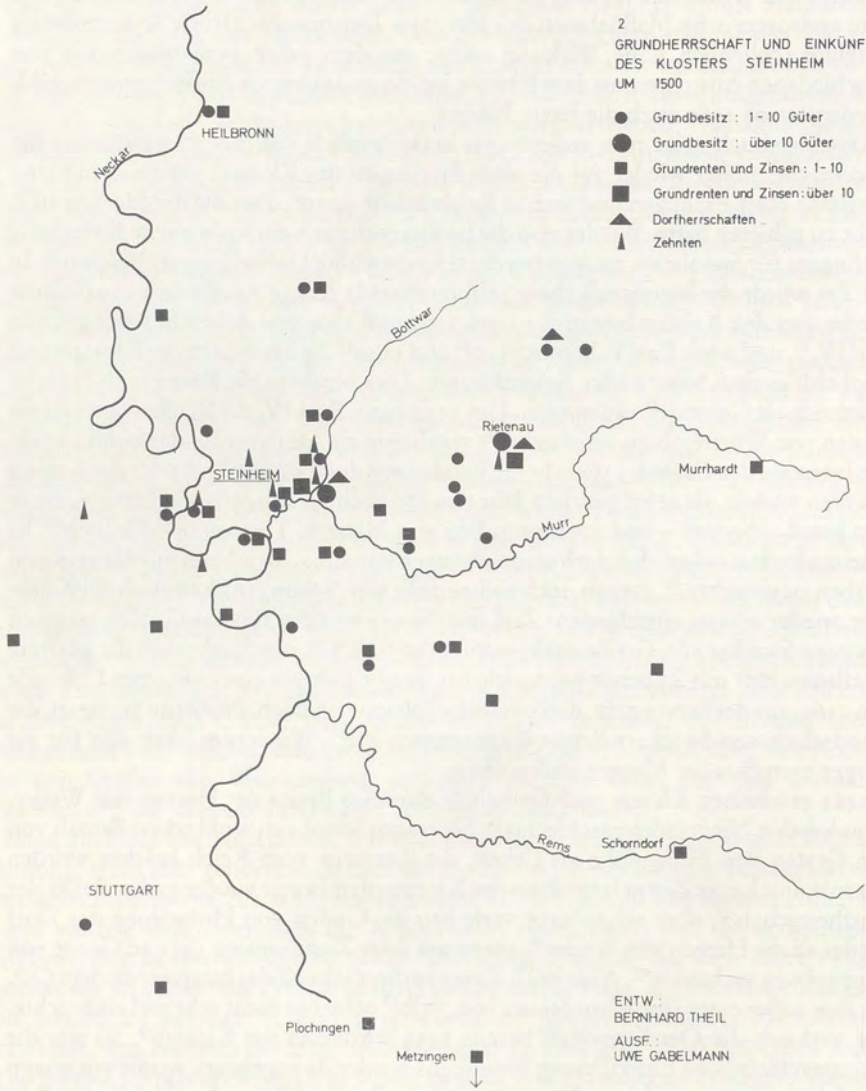
Steinheim geschildert wird. Das Tagebuch berichtet ferner über die stufenweise Durchsetzung der wirtschaftlichen und verwaltungsmäßigen Abhängigkeit des Klosters von Württemberg, über die allmähliche Beseitigung der alten Religion und erste seelsorgerische Maßnahmen des Herzogs. Der massive Druck Württembergs verfehlte schließlich seine Wirkung nicht; aus dem Jahre 1574 wissen wir von verschiedenen Austritten aus dem Kloster, bei denen auch noch Abfindungen bezahlt wurden⁴³, und 1580 starb die letzte Nonne.

Das Tagebuch zeigt nun andererseits auch deutlich den Rechtsstandpunkt der Priorin, die immer wieder auf die alten Privilegien des Klosters verweist und zum Vergleich etwa Esslingen und andere Reichsstädte nennt, über die der Herzog auch nicht zu gebieten hätte. Wieder also die bereits mehrfach nachgewiesene Bedeutung Esslingens für Steinheim, im übrigen die selbstbewußte Darstellung als Reichsort. In der Tat wurde die bereits erwähnte Schutzurkunde König Adolfs von 1294 immer wieder von den Kaisern bestätigt – etwa 1299 und 1309 von Albrecht I.⁴⁴, 1370 von Karl IV.⁴⁵, und noch Karl V. betont 1530⁴⁶ und 1549⁴⁷ die Freiheiten des Klosters und empfiehlt es dem Schutz aller Reichsfürsten. Dies hinderte die Kaiser jedoch nicht, Steinheim als Geldquelle zu nutzen. Um 1350 hatte Karl IV. die Reichsvogtei an die Grafen von Württemberg verpfändet⁴⁸; wiederum ein Hinweis auf das kontinuierliche Interesse der Grafen. 1365 scheint Steinheim jedoch wieder im Besitz des Kaisers gewesen zu sein, da er im gleichen Jahr den Steinheimer Bürgern alle Erträge, die er hier besaß, überließ – und zwar zum Bau von Mauern, Türmen und Gräben⁴⁹. Es scheint also fast sicher, daß die Versprechungen von 1294, Steinheim mit Mauern und Gräben zu umgeben⁵⁰, damals noch nicht erfüllt war. Schon 1367 hatte sich der Kaiser aber wieder anders entschieden: Zoll und Steuer wurden für 600 Gulden an einen gewissen Swicker von Greifenstein verpfändet⁵¹; daß es sich hierbei um die gesamte Dorfherrschaft mit Zubehör gehandelt hat, ergibt sich aus einer weiteren Urkunde von 1369, aus der hervorgeht, daß nunmehr Johann von Bach, Probst zu Stuttgart, die Pfandschaft von Swickers Erben übernommen hat⁵². Wiederum blieb also für die Bürger zum Bau der Mauern nichts übrig.

1421 erscheinen Kloster und Gemeinde dann im Besitz der Herren von Weiler, eines lokalen Niederadelsgeschlechts⁵³. Sie tragen Steinheim wohl schon damals von den Grafen von Hohenlohe zu Lehen, die ihrerseits vom Reich belehnt worden waren⁵⁴. Für kurze Zeit gelangt dann das Kloster pfandweise wieder in den Besitz der Dorfherrschaft⁵⁵, aber schon 1439 verleihen die Grafen von Hohenlohe das Dorf wieder an die Herren von Weiler⁵⁶, die es mit ihrer Zustimmung 1451 an Georg von Nippenburg verkaufen⁵⁷. Aber auch dieser verliert schnell das Interesse an dem Ort, der ihm außer einer jährlichen Steuer von 70 lb⁵⁸ offenbar nicht sehr viel einbrachte, und verkauft die Ortsherrschaft bereits 1454 wieder an das Kloster⁵⁹. So war die besitzgeschichtliche Entwicklung Steinheims wieder da angelangt, wo sie vor knapp 200 Jahren begonnen hatte. Das Kloster bestellt nun Vögte, die als Lehensträger gegenüber den Grafen von Hohenlohe fungieren. Erster Lehensträger war der Niederadelige Peter Nothaft, der wohl aus Hochberg bei Waiblingen stammte⁶⁰ und 1473 mit Steinheim als Mannlehen belehnt wurde⁶¹. 1483 wird ein Siegfried von Riexingen aus der Gegend von Vaihingen⁶² und 1485 wieder ein Nothaft als Lehensträger genannt⁶³. Später tauchen noch auf: Hans von Liebenstein, Jacob von Bernhausen und Johann Nothaft⁶⁴.

Während des ganzen 15. Jahrhunderts war die tatsächliche Beziehung Steinheims

2
 GRUNDHERRSCHAFT UND EINKÜNFT
 DES KLOSTERS STEINHEIM
 UM 1500



zum Reich offenbar recht lose; nur einmal, 1451, will Friedrich III. wissen, wie es sich mit der Reichsvogtei in Steinheim verhalte und welche Erträge sie abwerfe⁶⁵.

Insgesamt betrachtet, hat sich also das Reich trotz der bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts wiederholten Privilegien sehr wenig um Steinheim gekümmert. Partner der Auseinandersetzungen mit Württemberg waren dann vor allem auch die Grafen von Hohenlohe, die das Kloster gegen die Eingliederungsversuche des Herzogs anrief. Noch 1545 haben die Hohenloher ihr Mitspracherecht bei der Einsetzung der Priorin wahrgenommen⁶⁶, und 1556, als die Reformation des Klosters und die Durchsetzung der württembergischen Landeshoheit bereits weitgehend gelungen war, erinnerte der Graf von Hohenlohe den Herzog an Verhandlungen zwischen den Abgesandten beider Parteien, bei denen die Rechte des Grafen in Steinheim anerkannt worden seien. Nun habe er aber erfahren, daß der Herzog sich offenbar nicht mehr daran halte und in Steinheim hoheitliche Rechte ausübe, insbesondere das Vogtgericht halten lasse; er bittet den Herzog dringend von solchen Eingriffen in die Rechte der Grafen, die ihnen ausdrücklich vom Reich verliehen seien, künftig abzusehen⁶⁷. Diese Ermahnungen scheinen doch nicht ganz ohne Wirkung gewesen zu sein; denn 1563 bequeme sich der Herzog zu einem Tausch mit den Grafen, die ihm gegen die Abtretung von Zehnten und Abgaben in der Gegend von Öhringen die Herrschaft über Steinheim überließen⁶⁸. Schon vorher hatte der Herzog jedoch sämtliche Befugnisse des Klostervogts übernommen und die Verwaltung des Klosters und seines Besitzes einem Hofmeister übertragen. Am 27. Juli 1564 fand dann unter massivem Druck die Huldigung der Gemeinde statt⁶⁹. Die alten Rechte Steinheims wurden offiziell bestätigt, ohne aber im einzelnen aufgeführt zu werden; dafür mußte andererseits die Gemeinde ausdrücklich die Gültigkeit der württembergischen Landesordnung, die Appellation nach Marbach und Stuttgart sowie das württembergische Maß anerkennen⁷⁰—die Einordnung in die württembergische Verfassungs-, Rechts- und Wirtschaftsordnung war endgültig vollzogen. Immerhin blieb das Gebiet des Klosters als ganzes erhalten; es wurde als Klosterhofmeisterei Steinheim der geistlichen Verwaltung eingegliedert und dem herzoglichen Kirchenrat unterstellt, der bis 1806 die vorgesetzte Behörde blieb. Noch einmal, nach dem Restitutionsedikt von 1629, wurde Steinheim vom Reich beansprucht, das einen gewissen Johann Christoph von Freiburg als Sequester bestellte⁷¹. Aber schon 1632 nahm Württemberg wieder Besitz vom Kloster⁷². Der Bestand der Klosterhofmeisterei hielt sich nun größtenteils bis zum Ende des alten Reiches.

*

Der erste Hofmeister nach der Reformation war Johann Jacob Reinhard, der bis 1593 die geistliche Verwaltung Steinheim leitete; unter seiner Anweisung entstand im Jahre 1577 das große Lagerbuch, das eine Bestandsaufnahme darstellt⁷³.

Die Eigenständigkeit der Klosterhofmeisterei Steinheim wurde jedoch in der Folgezeit immer wieder in Frage gestellt; so war etwa die Vogtgerichtsbarkeit über Steinheim, insbesondere auch das Recht, Rügungen und Bußen zu verhängen, mehrfach zwischen dem Klosterhofmeister und dem Marbacher Vogt umstritten⁷⁴. 1768 schließlich verordnete der Herzog: »... wie wir denn auch zu dem Ende dir dem Closters Hoffmeister nachdrücklich hiemit gnedigst aufgegeben haben wollen, dißfalls, damit denen clösterlichen Rechten niemahlen zu nahe getreten werde, ein wachsames Auge zu haben...«⁷⁵

Der Klosterhofmeister hatte mithin als Vertreter des Herzogs in Steinheim alle

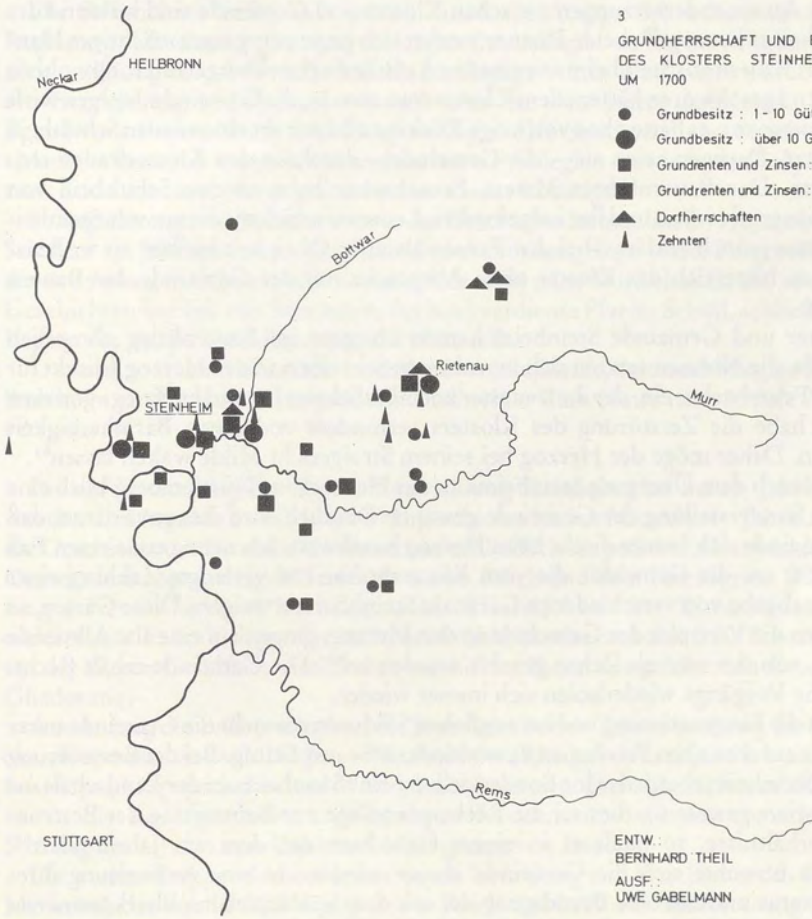
herrschaftlichen Rechte, dennoch konnte die Gemeinde ihre Eigenständigkeit bewahren und entwickeln. Schon zur Zeit der Klostergründung dürfen wir eine gewisse Selbständigkeit der Gemeinden annehmen. Der bereits genannte Fall der Gemeinde Rietenau, die sich erbittert gegen den Übergang an Kloster Steinheim wehrte⁷⁶, zeigt dies deutlich. Die Eigenständigkeit Rietenaus darf durchaus auch auf Steinheim übertragen werden⁷⁷. Erst aus dem Jahr 1350 wissen wir von einer Einigung zwischen der Gemeinde Rietenau und dem Kloster, die wiederum nach dem Vorbild Steinheims zustande gekommen sein dürfte⁷⁸. Danach darf die Gemeinde selbständig ihren Schultheiß wählen, ebenso ihre kommunalen Ordnungsbeamten. In Steinheim selbst ist ein Schultheiß erstmals 1301 bezeugt⁷⁹. 1324 wird ein Gericht erwähnt und Steinheim als Stadt bezeichnet⁸⁰. 1369 schließlich wird ein Vertrag zwischen dem Kloster und der Stadt Steinheim geschlossen, in dem wiederum Schultheiß und Gericht genannt werden, außerdem taucht erstmals ein Bürgermeister auf. In diesem Vertrag wird eine erste Abgrenzung der Rechte von Kloster und Gemeinde deutlich; so wählt das Kloster aus 2 von der Gemeinde vorgeschlagenen Schultheißen-Kandidaten einen aus; gemeinsam sind örtliche Beamte – etwa der Waldschütz – zu bestellen. Die Gewerbehoheit allerdings, das heißt, die Verfügung über die Badstube, die Mühlen, die Kelter, die Backstube und die Metzgerei verbleibt beim Kloster. Erwähnt wird auch der Mauerbau: Wenn die Stadt 100 Pfund an ihrer Stadtmauer verbaut, so soll sie 10 Pfund davon für die Klostermauer verwenden. Die Bestimmung steht zweifellos im Zusammenhang mit jener bereits erwähnten Urkunde von 1365⁸², in der den Steinheimern die Erträge der Dorfherrschaft zum Bau der Mauer überlassen worden waren. Es scheint sich also zu bestätigen, was ich schon andeutete: Erst jetzt sollte Steinheim ummauert werden. Daß nach 1294 bereits damit begonnen worden war, soll allerdings nicht in Abrede gestellt werden. Wenn 1304 Tore erwähnt werden⁸³, so bedeutet dies offenbar nur, daß diese standen, nicht aber die ganze Stadtummauerung.

Damit hängt möglicherweise auch die Stadtbezeichnung zusammen. Sowohl 1324, als die Mauer gerade erst begonnen war, als auch 1369, als ein neuer Anlauf zur Vollendung der Mauer unternommen wurde, wird Steinheim als Stadt empfunden, ohne daß eine genaue juristische Fixierung erfolgte. Nur 1421 wird Steinheim noch einmal als Stadt bezeichnet⁸⁴. Die geringe Wirtschaftskraft der Gemeinde, die Konkurrenz des benachbarten Marbach, die damit verbundenen Einschränkungen durch die Württemberger und schließlich das bereits beobachtete Desinteresse des Reiches verhinderten eine vollständige Entwicklung Steinheims zur Stadt. Es bleibt bei einem Schwebezustand.

Dem entspricht es auch, daß zwischen Kloster und Gemeinde öfters Streitigkeiten über die Abgrenzung der Herrschaftsrechte entstanden: 1483 einigte man sich über die Aufteilung der Frevelgelder zwischen Kloster und Gemeinde im Verhältnis 2 : 1. Gleichzeitig werden weitere Regelungen getroffen – etwa über die Besetzung des Schultheißenamts, die wie 1369 erfolgen soll. Das Gericht ist einmal im Jahr von Schultheiß und Klostervogt einzuberufen; die Wahl der Richter erfolgt durch Zuwahl, d. h. Vogt und Schultheiß wählen den ersten Richter, diese drei dann den 2. und 3., den 4.–12. Richter wählen die ersten drei Richter. Außerdem ist die Rede von einem vierundzwanzigköpfigen Rat, der von der Gemeinde gewählt wird und kommunale Ordnungsaufgaben wahrnimmt – etwa das Sittengericht⁸⁵. Die Aufteilung der Frevelgelder wurde jedoch offenbar nicht von beiden Partnern gleich

3

GRUNDHERRSCHAFT UND EINKÜNFTE
DES KLOSTERS STEINHEIM
UM 1700



ausgelegt. Schon am 20. Oktober 1483 beschwerten sich die Vertreter Steinheims beim Grafen von Hohenlohe über das Kloster, das ihnen angeblich ihren Anteil am Zoll und an den Freveln zu entziehen suchte⁸⁶, und 1485 gab es noch einmal einen Streit um die Auslegung des Vertrags von 1483, besonders um das Sittengericht des Rats⁸⁷.

Neue Auseinandersetzungen zwischen Kloster und Gemeinde sind während des Bauernkriegs bezeugt⁸⁸; beide Partner werfen sich gegenseitig eigenmächtiges Handeln vor: Bauern aus Steinheim seien zu den Aufständischen übergelaufen, obwohl sie gelobt und geschworen hätten, dem Kloster treu zu sein; die Gemeinde dagegen wirft dem Kloster vor, es hätte ohne vorherige Rücksprache mit ihr einen neuen Schultheiß eingesetzt. Dagegen seien sie – die Gemeinde – durchaus den Klosterfrauen treu geblieben. Der Bauernführer Matern Feuerbacher habe an den Schultheiß von Steinheim geschrieben und ihn aufgefordert, Leute zu schicken; die meisten Steinheimer hätten jedoch erklärt, »bei den Frauen als ihrer Obrigkeit bleiben zu wollen«. Hingegen hätte sich das Kloster ohne Absprache mit der Gemeinde den Bauern ergeben.

Kloster und Gemeinde Steinheim kamen übrigens im Bauernkrieg glimpflich davon; ja, die Nonnen setzten sich in mehreren Schreiben an den Herzog »direkt für Matern Feuerbacher ein, der ihr treuester und nützlichster Freund im Krieg« gewesen sei. Er habe die Zerstörung des Klosters verhindert und ihnen Barmherzigkeit erwiesen. Daher möge der Herzog bei seinem Strafgericht Milde walten lassen⁸⁹.

Auch nach dem Übergang Steinheims an das Herzogtum Württemberg blieb eine gewisse Sonderstellung der Gemeinde gewahrt. Deutlich wird dies etwa daran, daß die Gemeinde sich immer direkt beim Herzog beschwert. Ich nenne etwa einen Fall von 1586, wo die Gemeinde die vom Klosterhofmeister verlangte Zahlung einer Zehntenabgabe von verschiedenen Gärten in Steinheim verweigert. Diese Gärten, so schreiben die Vertreter der Gemeinde an den Herzog, gingen auf eine alte Allmende zurück, von der niemals Zehnt gezahlt worden sei⁹⁰. Die Gemeinde erhält Recht. Ähnliche Vorgänge wiederholen sich immer wieder.

Auch die Einquartierung von herzoglichen Söldnern versucht die Gemeinde unter Hinweis auf ihre alten Privilegien zu verhindern⁹¹ – mit Erfolg. Bei der Besteuerung nimmt Steinheim ebenfalls eine Sonderstellung ein: Steinheim sei der Landschaft nie inkorporiert gewesen – dies sei die Rechtsgrundlage zur Beurteilung der Besteuerungsverhältnisse, so heißt es in einem Gutachten aus dem 17. Jahrhundert⁹². Dagegen bemühte sich die Gemeinde immer wieder um eine Aufwertung ihres Rechtsstatus und um eine Beendigung des seit dem Spätmittelalter überkommenen Schwebezustandes. Besonders hervorzuheben sind hier die Bemühungen des Schultheißen Johannes Trautwein⁹³. Er richtete 1608 eine Eingabe an die Stuttgarter Regierung, in der das Marktrecht für Steinheim beantragt wurde – ein Markt ist also bis dahin offiziell in Steinheim nie gehalten worden, auch nicht im Mittelalter. Denn wenn eine entsprechende Urkunde einmal ausgestellt worden wäre, hätte man sie bei der Wichtigkeit der Sache sicher besonders gut aufbewahrt. Als Begründung führt der Antrag Trautweins auf: Handwerk und Gewerbe seien in größerem Umfang vorhanden, ebenso eine Befestigung, der Ort sei verkehrsmäßig gut erschlossen und nehme überhaupt eine Sonderstellung ein. Das Gesuch wird jedoch abgelehnt, wohl vor allem auf Betreiben Marbachs. Die umliegenden Städte fürchteten die Konkurrenz des neuen Markts. So haben wir im Grunde die selbe Konstellation wie im 13.

Jahrhundert. Auf der einen Seite steht die Amtsstadt Marbach – ein Zentrum im Norden des Herzogtums und Vorposten einer expandierenden politischen und wirtschaftlichen Macht –, auf der anderen Seite der mehr oder weniger selbständige Ort Steinheim, der – im Mittelalter an Kaiser und Reich orientiert – auch jetzt noch mit einer gewissen Skepsis betrachtet wird.

Die Steinheimer ließen sich jedoch durch die Absage der württembergischen Regierung nicht abschrecken und verfolgten ihr Anliegen weiter, bis dann am 22. Mai 1609 endgültig ein Markt in Steinheim genehmigt wurde. Außerdem wurde damals die Bezeichnung »Marktflecken« verliehen, die den Status Steinheims künftig irgendwo zwischen Stadt und Dorf festlegte. Die Sonderstellung Steinheims als »Marktflecken« mit steuerlichen und anderen Privilegien wurde in der Folgezeit bis zum Ende des alten Herzogtums immer wieder bestätigt⁹⁴.

So liegt der eigentliche Einschnitt in der Geschichte Steinheims im 17. Jahrhundert. Seit dem 17. Jahrhundert ist der Status Steinheims festgelegt: In der Folgezeit nimmt die Bedeutung Steinheims ab, insbesondere auch seine Wirtschaftskraft, so daß der Geschichtsschreiber von Steinheim, der hochverdiente Pfarrer Scholl, schließlich am Beginn des 19. Jahrhunderts resigniert feststellte:

»... und so ist nun der sonst beneidete, wohlhabende, fast unabhängige Flecken Steinheim an der Murr, dem größern Theil seiner Einwohner nach in tiefe Armuth versunken«⁹⁵.

*

Bei der Darstellung der älteren Entwicklung Steinheims bis ins 17. Jahrhundert wurden drei Aspekte deutlich: die Frühgeschichte bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, die Geschichte des Klosters Mariental und schließlich die politische Entwicklung der Gemeinde im Spannungsfeld zwischen dem Reich und dem Herzogtum Württemberg einerseits und im Verhältnis zum Kloster, bzw. zur Klosterhofmeisterei andererseits. Es hat sich gezeigt, daß diese Problemkreise tatsächlich die Besonderheiten der älteren Geschichte Steinheims markieren. Ihnen entspricht auch die zeitliche Gliederung:

Am Anfang die Frühgeschichte, die Steinheim in den Zusammenhang der kirchlichen Organisation des Murrgebiets stellt, es als alten Königsbesitz ebenso erweist wie als Schnittpunkt speyerischer und Würzburger Interessen. Es erscheint ferner eingeordnet in die Besitzgeschichte des mittleren Neckarraums mit der dominierenden Stellung der Grafen von Calw und Markgrafen von Baden.

Die zweite Etappe wird bestimmt durch Gründung und Geschichte des Klosters Mariental, das sich in Anlehnung an das Reich und in Auseinandersetzung mit den Grafen von Württemberg entwickelte und eine bescheidene Herrschaft im Gebiet von Neckar, Bottwar und Murr aufbauen konnte.

Der dritte Abschnitt schließlich zeigt Steinheim als Klosterhofmeisterei mit Sonderstatus innerhalb Württembergs, wobei vor allem die Selbständigkeit der Gemeinde, die auf halbem Weg zur Stadt stehen blieb, hervorzuheben war.

Abkürzungen

- Alberti = Otto von Alberti, Württembergisches Adels- und Wappenbuch, 2 Bde., Stuttgart 1889
- CL = Codex Laureshamensis, hrsg. von Karl Glöckner, 3 Bde., Darmstadt 1929 bis 1936
- EUB = Urkundenbuch der Stadt Esslingen, bearb. von Adolf Diehl, 2 Bde., Stuttgart 1899 und 1905 (= Württembergische Geschichtsquellen 4 und 7)
- HgW = Hie gut Württemberg
- HStA = Hauptstaatsarchiv Stuttgart
- WR = Württembergische Regesten von 1301–1500, hrsg. Württembergisches Staatsarchiv in Stuttgart, 3 Teile, Stuttgart 1916–1940.
- WUB = Württembergisches Urkundenbuch, hrsg. vom königlichen Staatsarchiv in Stuttgart, 11 Bände, Stuttgart 1849–1913.

Anmerkungen

- 1 WUB I, Nr. 191, S. 222 f.; vgl. auch zum Folgenden: Alois Seiler, Studien zu den Anfängen der Pfarrei- und Landdekanatsorganisation in den rechtsrheinischen Archidiakonaten des Bistums Speyer (Veröffentlichungen der Kommission f. gesch. Landeskd. in Baden-Württemberg B 10, Stuttgart 1959, S. 131 ff.); ferner: Rudolf Kieß, Zur Geschichte der Hart bei Steinheim an der Murr, in: Ludwigsburger Geschichtsbl. 20 (1968), S. 123 f.
- 2 CL 3511, 3512; vgl. auch Willi Müller, Die urkundliche Nennung Steinheims, in: Steinheim an der Murr. Festschrift zur Feier der ersten urkundlichen Nennung vor 1100 Jahren, der Gründung des Klosters Mariental vor 700 Jahren, der Gewinnung der Reichsunmittelbarkeit vor 650 Jahren am 20.–22. Juni 1953, Marbach/Steinheim 1953, S. 15 f.
- 3 Vgl. Seiler (wie Anm. 1); S. 134.
- 4 Gerhard Hess, Zur Geschichte der ältesten Pfarrkirche, in: Steinheim an der Murr. Festschrift, S. 24 ff.
- 5 WUB VII, NR. 2235, S. 157 f.
- 6 WUB IV, Nr. 1102, S. 163 f.
- 7 Vgl. Otto Kleinknecht, Zur frühesten Geschichte des Murrgaus, in: Ludwigsburger Geschichtsbl. 19 (1967), S. 36.
- 8 WUB V, Nr. 1361, S. 128 f.
- 9 WUB VII, Nr. 2064, S. 23 ff.
- 10 WUB III, Nr. 860, S. 358 f.
- 11 Vgl. Friedrich August Scholl, Geschichte und Topographie des Marktflleckens und ehemaligen Frauenklosters Steinheim an der Murr, Ludwigsburg 1826, S. 3 f.
- 12 Historische Stätten Baden-Württemberg, Stuttgart 1965, S. 114.
- 13 Das Lehnbuch Graf Eberhards des Greiners von Württemberg. Hg. E. Schneider. In: Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte 8 (1885), S. 115 (Bl. 1b), 127 (Bl. 18b), 135 (Bl. 29b).
- 14 Vgl. dazu auch Kieß (wie Anm. 1), S. 118.
- 15 WUB IV, Nr. 1196, S. 263 f.
- 16 WUB XI, Nr. 5602, S. 484.

- 17 WUB V, Nr. 1316, S. 83f.
- 18 WUB V, Nr. 1361, S. 128f.
- 19 WUB VI, Nachtrag Nr. 40.
- 20 WUB X, Nr. 4543, S. 254f.
- 21 WUB VIII, Nr. 3362, S. 466; vgl. Kieß (wie Anm. 1), S. 127.
- 22 HStA, H 102, Bd. 1974.
- 23 Vgl. WUB VII, Nr. 2124, S. 70; EUB Nr. 274, Nr. 566, 631
- 24 WUB VI, Nr. 1682, S. 82f.
- 25 WUB VI, Nr. 1757, S. 154; Nr. 1835, S. 230f.
- 26 Vgl. Karte 1; zum Folgenden auch den unveröffentlichten Konferenzaufsatz von Dekan Paul Kopf, Materielle Voraussetzungen und wirtschaftliche Entwicklung des Frauenklosters Steinheim (1964).
- 27 Vgl. Karte 2; vgl. auch etwa HStA, A 524, U 23 (1337 Febr. 2); A 524, U 172 (1351 März 9); A 524, U 129 (1377 Sept. 12); A 524, U 138 (1382 Sept. 3).
- 28 Vgl. Karte 3.
- 29 Vgl. zum Folgenden Wolfgang Bollacher, Aus der Geschichte des Klosters Mariental zu Steinheim, in: HgW 11 (1960), S. 50–51; Paul Kopf, Das Ordensleben im Kloster Steinheim, Konferenzaufsatz 1962/1963.
- 30 WUB VI, Nr. 1633, S. 24f.
- 31 WUB, VI, Nr. 1658, S. 60f.
- 32 Vgl. zum Folgenden auch meine Ausführungen in: Die Reform des Klosters Gotteszell im 15. Jahrhundert, in: Gmünder Studien 1 (1976), S. 9–34.
- 33 Vgl. etwa HStA, A 524, U 172: Gerhus und Adelheid von Pfäffingen (1351); A 524, U 137: Gerhud und Adelheid von Pfäffingen (1355); A 524, U 25: Adelheid von Pfäffingen, Witwe Albrechts von Bönningen (1356); A 524, U 73: Adelheid von Kröwelsau (1366); A 524, U 8: Agnes v. Mönshheim (1410).
- 34 WUB IX, Nr. 3800, S. 242f.
- 35 Dazu v. a.: Theil (wie Anm. 32).
- 36 Vgl. HStA, A 524, U 77: Terminus ante quem.
- 37 Vgl. zum Folgenden: Johannes Wülk und Hans Funk, Die Kirchenpolitik der Grafen von Württemberg bis zur Erhebung Württembergs zum Herzogtum, Stuttgart 1912 (= Darstellungen zur württembergischen Geschichte 10), bes. S. 56ff.
- 38 Ebd. S. 99.
- 39 HStA, A 524, Bü 24.
- 40 HStA, A 524, Bü 23; Schreiben vom 14. Mai 1534.
- 41 HStA, A 524, Bü 9; Schreiben Johannes Marcoleons, Pfarrer, Magister Erhard Schnepf vom 6. 7. 1535.
- 42 HStA, A 524, Bü 23; vgl. auch die Übertragung von Paul Kopf in: HgW 13 (1962), S. 42–44, 51, 59.
- 43 HStA, A 524, U 84/85.
- 44 WUB XI, Nr. 5334, S. 398f., HStA, H 51, Nr. 214.
- 45 HStA, 51, Nr. 765.
- 46 HStA, 524, Bü 11.
- 47 HStA, 524, U 96.
- 48 Im Urbar von Stadt und Amt Asperg, das etwa um 1350 entstand, wird das Gericht von Steinheim als Eigentum der Grafen von Württemberg erwähnt (Altwürttembergische Urbare aus der Zeit Graf Eberhards des Greiners, bearb. von K. O. Müller, Württembergische Geschichtsquellen 23, Stuttgart 1934, S. 157).
- 49 WR 10653.
- 50 siehe Anm. 20.
- 51 WR 10655.
- 52 WR 10656.
- 53 HStA, A 524, U 29.
- 54 Der genaue Zeitpunkt ist unbekannt; vgl. auch Scholl (wie Anm. 11), S. 21.
- 55 HStA, A 524, U 11.

- 56 HStA, A 524, U 98.
- 57 HStA, A 524, U 14; A 524, U 100; die Herren von Nippenburg, ein niederadeliges Geschlecht, nennen sich nach einer Burg in der Nähe von Schwieberdingen, westlich von Ludwigsburg; sie sind dort erstmals 1275 bezeugt; vgl. Alberti II, S. 554.
- 58 HStA, A 524, U 14a.
- 59 HStA, A 524, U 15.
- 60 Alberti II, S. 557.
- 61 HStA, A 524, U 102.
- 62 HStA, A 524, U 33; vgl. Alberti II, S. 641.
- 63 HStA, A 524, U 35.
- 64 HStA, A 524, U 103 u. U 104; ferner: Scholl (wie Anm. 11), S. 24.
- 65 HStA, A 524, Büschel 11.
- 66 HStA, A 524, Büschel 23.
- 67 HStA, A 524, Büschel 23; Schreiben vom 17. 7. 1556.
- 68 Christian Friedrich Sattler, Geschichte des Herzogthums Württemberg unter der Regierung der Herzogen, Vierter Theil, Tübingen 1771, S. 199.
- 69 Scholl (wie Anm. 11), S. 75.
- 70 HStA, A 373, U 40.
- 71 HStA, A 524, Bü 9.
- 72 HStA, A 524, U 87.
- 73 HStA, H 102, Bd. 1976.
- 74 HStA, A 284, Büschel 1 und 3-5.
- 75 HStA, A 284, Büschel 3.
- 76 siehe oben Anm. 25.
- 77 Vgl. hierzu Kieß (wie Anm. 1), S. 119.
- 78 HStA, A 524, U 205.
- 79 Festschrift Steinheim (wie Anm. 2), S. 34.
- 80 HStA, A 524, U 21.
- 81 HStA, A 373, U 41
- 82 siehe oben Anm. 49.
- 83 Festschrift Steinheim (wie Anm. 2), S. 34
- 84 HStA, A 524, U 29; der Beleg von 1508 (A 373, U 41a) ist nicht aussagekräftig, da er nur die Bestätigung der Urkunde von 1369 darstellt.
- 85 HStA, A 524, U 34.
- 86 HStA, A 524, U 33.
- 87 HStA, A 524, U 35.
- 88 Vgl. zum Folgenden HStA, A 524, Bü 23.
- 89 Ebd.: »...darumb ist unser aller demütigeste bijt umb gotz willen E(uer) G(naden) wole im barmherzigkeit und gnad bewißen, wol in laußen geniessen des guten, daz er uns in unseren noetten hat bewißen, da wir von allen menschen troestloß waren, hat er sich erzeigt nach sin vermoegen gen uns als ein getruwer fründ. . .«; was hier von Matern Feuerbacher gesagt wird, stimmt völlig überein mit dem Bild, das wir auch sonst von ihm haben.
- 90 HStA, A 524, Büschel 4.
- 91 HStA, A 284, Büschel 159; Gesuch von 1674.
- 92 HStA, A 284, Büschel 159.
- 93 Vgl. zum Folgenden: Gerhard Hess, Der Markt Steinheim – eine späte Erfüllung, in: Festschrift Steinheim (wie Anm. 2), S. 37ff.
- 94 Scholl (wie Anm. 11), S. 142, 194ff.
- 95 Ebd. S. 144f.

Herzog Carl Eugen von Württemberg Persönlichkeit und Werk

Von Robert Uhland

Schillers berühmtes Wort im Prolog zu »Wallensteins Lager«: »von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte« – es ließe sich mit Fug und Recht auch auf Herzog Carl Eugen anwenden. Kaum ein württembergischer Regent hat wie er bis in unsere Gegenwart so verschiedene Beurteilungen gefunden, die zwischen völliger Verdammung und einseitiger Beweih-räucherung spielen. Dem bitteren Urteil des jungen Schiller stehen die einwandfrei beglaubigten Worte der Anerkennung des Dichters aus späterer Zeit gegenüber, Schubarts vernichtender Kritik die begeisterten Worte Lavaters in einem Brief an Goethe: »...die originellste und schönste Mannsbildung, die glücklichste Vermischung von Majestät und Huld – lauter Herzoglichkeit, unerschöpfte Seminalkraft, unersättliche Eitelkeit! Adlersblick! Heldengang! Würkungsglut! Reflektierendes vergleichendes Selbstgefühl! ... Tod und Leben! Himmel und Hölle!« Und auch Goethe selbst war der Meinung, daß des Herzogs »Unternehmungen eine gewisse Großheit nicht abzusprechen« sei.

Sehen wir genauer hin, so erkennen wir, daß die ältere landesgeschichtliche Literatur den Herzog meist verurteilt und daß ganz besonders die Literaturgeschichte im Zusammenhang mit Schillers »Räubern« in ihm simplifizierend den Tyrannen schlechthin sah und zum Teil bis heute noch sieht. Man verweist auf die willkürliche und widerrechtliche Inhaftierung und jahrelange Gefangenschaft eines Moser, Schubart und anderer, auf den Verkauf des Kapregiments an die holländisch-ostindische Kompanie, auf die Ausbeutung des Volkes durch hohe Steuern und Fronen, die Korruption des Staatsapparats durch Käuflichkeit der Ämter, die harten Jagdgesetze zu Lasten der Bauern und nicht zuletzt auf die Mätressen- und Günstlingswirtschaft, die unter Carl Eugen herrschte.

Dem steht gegenüber, daß »Carl Herzich«, wie er im Volksmund genannt wurde, bis in das 20. Jahrhundert hinein in der Erinnerung des einfachen Mannes lebendig geblieben ist, der sich von ihm und seiner Franzel, der Franziska von Hohenheim, Geschichten erzählte und ein gutes Andenken an das Paar bewahrte. Unsere Zeit hat eine gewisse Revision der pauschalen Verurteilung gebracht, die zwar langsam und vorsichtig, aber doch fortschreitend zu differenzierteren Wertungen gekommen ist. Dies setzte mit dem 1907/09 erschienenen grundlegenden Werk »Herzog Karl Eugen und seine Zeit« ein, um von einer Anzahl Forscher, wie Gustav Hauber, Julius Hartmann, Hermann Hefele, nach dem 2. Weltkrieg besonders von Ernst Müller, Tübingen, fortgesetzt zu werden. Dieser suchte nachzuweisen, daß die Entstehung der »Räuber« keine Reaktion des geknechteten Genies auf die Schultyranei des Fürsten war, sondern daß der Ursprung des großartigen Jugenddramas Schillers in tieferen Schichten zu suchen ist als Geheimnis des Genies. Eine Korrektur des einseitigen Carl-Eugen-Bildes brachte dann auch die Ausstellung »Die Hohe Carls-

schule« in den Jahren 1959/60 sowie die Schiller-Biographie von Kultusminister a. D. Gerhard Storz. Ich selbst habe mich in meinem Buch über die Hohe Carlsschule ebenso wie in den von mir herausgegebenen Reisetagebüchern des Herzogs bemüht, seiner Gestalt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, d. h. seine Fehler und Schwächen nicht zu beschönigen, aber auch seine Leistungen und bleibenden Verdienste nicht zu verschweigen.

In diesem ungemein begabten Fürsten lagen Licht und Schatten nahe beisammen, er war, in seinem Fürstenamt erkennbarer als andere, ein Mensch mit seinem Widerspruch. Daher fällt es auch so schwer, ein schlechthin gültiges Urteil über ihn zu fällen: je nach dem Standpunkt, von dem aus man ihn betrachtet, zeigt sich dieser vielseitige, eigenwillige, fast möchte man sagen faustische Mensch immer wieder von einer anderen, neuen Seite.

Der folgende knappe Lebensabriß der Herzogs will versuchen, diese Zwiespältigkeit seiner Natur vor Augen zu führen, die schon seine Zeitgenossen an ihm beobachteten, bewunderten oder verfluchten.

Carl Eugen wurde am 11. Februar 1728 im fürstlich Thurn und Taxis'schen Palast in Brüssel geboren und verbrachte hier unter der Aufsicht seiner Großmutter die ersten Jahre seines Lebens. Vom Vater, dem Herzog Carl Alexander (1684–1737), einem hervorragenden Soldaten, der unter Prinz Eugen gegen die Türken gekämpft, dann Statthalter von Serbien in Belgrad geworden war und nach dem Aussterben der regierenden Hauptlinie des Hauses Württemberg 1744 als Nachfolger Eberhard Ludwigs die Regierung angetreten hatte, war ihm die Vorliebe für das Militärwesen mit in die Wiege gegeben worden. Von der Mutter, der schönen, lebenslustigen und nicht eben sittenstrengen Maria Augusta, Prinzessin von Thurn und Taxis, der bewegliche Sinn, die Unruhe des Bluts und die Neigung zu Kunst und Kultur, freilich auch die Unbeständigkeit der Neigungen und Interessen. 1731 und 1732 folgten dem Erstgeborenen die Brüder Ludwig und Friedrich, 1734 eine Schwester Auguste Elisabeth. Alle drei Brüder erhielten als 2. Vornamen den des Prinzen Eugen, eine Huldigung des Vaters an den Freund und Waffengefährten. Alle Kinder wurden in der katholischen Konfession getauft und erzogen, zu welcher Carl Alexander nach dem Beispiel anderer in österreichischem Dienst stehender Offiziere schon 1712 übergetreten war.

Den ersten Unterricht erhielt der Erbprinz noch in Brüssel, voran die Unterweisung in der französischen Sprache, die er zeitlebens gut beherrschte und fließend sprach. Das Deutsche wurde dagegen vernachlässigt, wichtiger erschien das Latein als die Sprache der Wissenschaft. Die mangelnde Deutschkenntnis wurde rasch behoben, als Carl Eugen auf Bitten der Stände mit seinen Geschwistern 1736 nach Stuttgart geholt und nach einem Unterrichtsplan unterwiesen wurde, den der Freund des Vaters, der Bischof von Würzburg, ausgearbeitet hatte. Der Junge zeigte eine rasche Auffassung und ein gutes Gedächtnis - mit dem Fleiß war es eine andere Sache und Geduld war nicht seine Stärke. Seine gute, ja überdurchschnittliche Begabung erlaubte es ihm, sich nur flüchtig mit den Aufgaben zu beschäftigen und sich trotzdem den Anschein von gediegenem Wissen zu geben, eine Fähigkeit, mit der er auch als Erwachsener seine Gesprächspartner immer wieder überraschte.

Der plötzliche Tod Herzog Carl Alexanders im März 1737 brachte für die Prinzen zwar keine Änderung der Ausbildung, versetzte sie jedoch in eine neue Lage. Sie wurden Mittelpunkt von Auseinandersetzungen zwischen ihrer Mutter, die alleinige

Vormünderin zu werden trachtete, und einer vormundschaftlichen Regierung unter Herzog Carl Friedrich aus einer Seitenlinie des Hauses Württemberg. Dieser gelang es schließlich, sich durchzusetzen. Ihr Entschluß beim Ausbruch des österreichischen Erbfolgekriegs, die Prinzen der Obhut Friedrichs von Preußen anzuvertrauen, um sie einem Zugriff der Kriegführenden zu entziehen, wurde entscheidend für ihre weitere Entwicklung und namentlich für die Carl Eugens. Preußen war zusammen mit England und Dänemark Garantiemacht der sog. Religionsreversalien Carl Alexanders, der bindenden Zusicherung, das evangelische Bekenntnis als ausschließliche Landesreligion Württembergs nicht anzutasten, eine Zusicherung, welche die Stände dem katholischen Fürsten bei seinem Regierungsantritt abgerungen hatten. In König Friedrich sah man den Verteidiger des Protestantismus und er war sofort bereit, die Prinzen bei sich aufzunehmen, um sie dem Einfluß Österreichs zu entziehen.

Ende 1741 trafen sie in Berlin ein, wo sie ausgezeichnete Lehrer erhielten (darunter den Mathematiker Euler und den Juristen Mylius) und ihnen der Aufenthalt so angenehm wie möglich gemacht wurde. König Friedrich nahm an ihrem Fortschritt persönlichen Anteil, gewährte ihnen praktischen Einblick in die Verwaltung und die Staatsgeschäfte und bestärkte ihre Neigung zum Militärwesen. Mit 14 Jahren wurde Carl Eugen zum Obersten befördert und – natürlich nur pro forma – mit der Führung eines Regiments betraut. Aus Friedrichs Mund vernahmten die Prinzen, daß sich der Herrscher dem Staatsinteresse unterordnen müsse und daß das Regentenamt ebensoviel Pflichten als Rechte mit sich bringe.

Auf den für äußere Einflüsse sehr empfänglichen Carl Eugen machte der glänzende Hof des vom ersten Kriege umstrahlten, sich mit Philosophie und Dichtung beschäftigenden Königs nachhaltigen Eindruck. Nicht nur zu seinem Vorteil, wurden hier doch seine Neigung zu Prunk und Eitelkeit, zu Genuß und Verschwendung angesprochen und ihm die Möglichkeiten vor Augen geführt, die einem Herrscher von Gottes Gnaden die unumschränkte Machtfülle in die Hand gab. Nur zu leicht mußten sich dem jungen Prinzen die Maßstäbe verwaschen, das Gefühl für den Größenunterschied zwischen Preußen und seinem eigenen kleinen Land – es zählte etwa 620 000 Einwohner, also etwas mehr als das heutige Groß-Stuttgart – verloren gehen.

Auf der Reise nach Berlin hatte Carl Eugen am Hof von Bayreuth Elisabeth Friederike, die Tochter des Markgrafen Friedrich und der Lieblingsschwester des Preußenkönigs, Friederike Sophie Wilhelmine, kennengelernt und eine Neigung zu ihr gefaßt, die von seiner Mutter ebenso gebilligt wurde wie von König Friedrich, dem dies für seine politischen Pläne zupass kam. Als auch die Vormundschaftsregierung und der ständische Ausschuß in Stuttgart ihre Zustimmung gaben, wurde die Vermählung verabredet.

Unterdessen begannen sich die württembergischen Prinzen, insgeheim von einer Partei am Stuttgarter Hof dazu aufgestachelt, unzufrieden über ihren Aufenthalt in Berlin zu äußern und auf ihre Heimkehr zu drängen. Vergebens suchte sie König Friedrich aufzuhalten und namentlich Carl Eugen noch zu längerem Bleiben zu bewegen. Da sich dies auf die Dauer als unmöglich erwies, verwandte er sich beim Kaiser, dem Wittelsbacher Karl VII., für eine vorzeitige Mündigsprechung, da er »solche Eigenschaften besitze, welche einen Prinzen in den Stand setzen, allein zu regieren und ein Volk glücklich zu machen, ja sogar noch größere Staaten zu beherrschen als diejenigen, welche die Vorsehung seiner Sorgfalt anvertraut hat«.

Dies Urteil war nicht nur vom politischen Kalkül diktiert, es entsprach auch der tatsächlichen Einschätzung des Menschenkenners Friedrich, der den jungen Fürsten genau beobachtet und seine Fähigkeiten und Anlagen erforscht hatte. Schon nach kurzen Verhandlungen war Kaiser Karl VII. bereit, dem Wunsch des Königs zu willfahren. Am 4. Februar 1744 wurde dem nun 16jährigen Prinzen in feierlicher Versammlung die Urkunde seiner Mündigsprechung überreicht. Wenige Tage später verließ er mit seinen Brüdern Berlin, in seinem Gepäck einen Bündnisvertrag mit Preußen auf 20 Jahre sowie den vom König persönlich verfaßten und niedergeschriebenen »Fürstenspiegel«, eine Zusammenstellung von Ratschlägen für sein verantwortungsvolles Regentenamt, die in der Ermahnung gipfelten: »Denken Sie ja nicht, daß das Land Württemberg für Sie geschaffen worden ist, sondern daß die Vorsehung Sie auf die Welt hat kommen lassen, um Ihr Volk glücklich zu machen!«

Auf der Reise nach Stuttgart wurde in Bayreuth Halt gemacht, um mit Prinzessin Elisabeth Friederike Verlobung zu feiern. Am 10. März 1744 hielt Carl Eugen, umjubelt von der Bevölkerung, seinen Einzug in Stuttgart. Kurz darauf bestätigte er den Tübinger Vertrag als die Landesgrundverfassung und seines Vaters Religionsreversalien. Dabei versprach er, »als ein rechtschaffener wahrer Vater des Vaterlands treuherzig zu handeln und nach den Rechten und Ordnungen des Landes zu herrschen«. Seine Regierung, die fast 50 Jahre währen sollte, hatte begonnen.

Ihr Anfang war vielversprechend. Der junge Fürst schien nach dem Rat seines königlichen Erziehers regieren zu wollen. Das kostspielige Militär wurde verringert, Steuern nur mit Einwilligung der Stände erhoben, die Bestechlichkeit der Beamten bekämpft, Beschwerden wie Vorschläge ein offenes Ohr geliehen. In der Außenpolitik wahrte der Herzog eine vorsichtige Neutralität, auch als Preußen im 2. Schlesischen Krieg (1744–1748) zu einem neuen Waffengang mit Österreich antrat. Nur zu der Gestellung von Truppen gegen entsprechende Geldzahlungen war er bereit. König Friedrich verwies ihn jedoch an Frankreich, das zu der Zeit noch mit ihm gegen Österreich verbündet war. Er ahnte nicht, daß er sich damit den Herzog für immer entfremdete.

Nach Frankreich, dem politisch und kulturell tonangebenden Land in Europa, war Carl Eugens Blick ohnehin schon gerichtet. Frankreichs glanzvoller Hof, seine Philosophie, Literatur und Kunst, aber auch sein Militärwesen wurden überall bewundert und weithin nachgeahmt - der junge Herzog machte darin keine Ausnahme. Erfüllt von seinem Regentenamt und angestachelt von einem übersteigerten Selbstbewußtsein faßte er den Vorsatz, es dem glänzenden Hof von Versailles nachzumachen und ein seiner Würde entsprechendes Leben zu führen. Seine angeborene Vorliebe für Feste und Redouten, für Konzert, Schauspiel, Ballett und Oper begann zu erwachen und steigerte sich von Jahr zu Jahr. Er berief bald die bekanntesten Musiker, Sänger und Tänzer Italiens und Frankreichs. Prachtvolle Feuerwerke erleuchteten fürstliche Paläste und Seen, die sein Wille in kürzester Frist entstehen ließ. Immer neue Vergnügungen ersann sein erfinderischer Geist, um den Hofstaat und seine Gäste und bald auch seine Mätressen in Erstaunen und Bewunderung zu versetzen. Vergessen schienen die Ratschläge Friedrichs und die Mahnungen der einsichtigen Berater in seiner Regierung, statt Sparsamkeit und klugem Haushalten, wie es den bescheidenen Kräften des Landes entsprochen hätte, herrschten jetzt unerhörte Prachtentfaltung und Verschwendung ohne Maß. In überschäumendem Lebensgefühl ließ der feurige und sinnliche Herzog nur noch den eigenen Willen, die

eigenen Wünsche und Begierden gelten und wehe dem, der sich ihm dabei in den Weg stellte! In seinem absolutistischen Machtgefühl scheute er dann nicht davor zurück, das Recht zu beugen und Gewalt anzuwenden: eine ganze Reihe hervorragender Männer sollte dies bald bitter zu spüren bekommen.

Bezeichnend für diese Entwicklung war, daß Carl Eugen schon zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt in Stuttgart den Grundstein zum Neuen Schloß legte, da das alte keine »standesgemäße, seiner fürstlichen Dignität konvenable und dem Umfang seiner Hofhaltung hinlängliche Wohnung« biete. Damit gab er das Signal zu einer zeitweilig geradezu fieberhaften Bautätigkeit, die fast seine ganze Regierungszeit über anhielt. Es gehörte zum Stil eines Fürsten des Barock oder Rokoko, ein dem neuesten Geschmack entsprechendes repräsentatives Schloß zu bauen, aber nur wenige Fürsten waren so unersättlich in ihren Wünschen, so unbeständig in ihren Neigungen wie Carl Eugen, der ein neues Bauwerk begann, ehe das im Entstehen befindliche noch fertig war. 1760 ließ er das Jagdschloß Grafeneck unweit Münsingen in einen Sommersitz mit Opernhaus umbauen, 1763 entstand auf waldiger Höhe Schloß Solitude – übrigens nach seinem eigenen Entwurf –, 1764 wurde mit Schloß Monrepos bei Ludwigsburg begonnen und Schloß Ludwigsburg selbst weiter ausgebaut, 1768 mit Schloß Hohenheim – das sind 5 neue Schlösser, davon 4 innerhalb von 8 Jahren! Daneben erstellte er Theater und Kasernen, Marställe und Fasanerien, legte er Gärten und Straßen an, darunter die erste Kunststraße des Landes, die Chaussee zwischen Stuttgart und Ludwigsburg, das 1764 Sitz des Hofes wurde und das größte Opernhaus Europas erhielt, freilich nur aus Holz mit Spiegelverkleidung. Für alle diese Vorhaben war ein Heer von Arbeitern und Künstlern nötig, die zumeist für teures Geld aus dem Ausland geholt werden mußten, da einheimische Kräfte noch fehlten und erst ausgebildet werden mußten.

Am 26. September 1748 wurde die Vermählung mit der erst 16jährigen Elisabeth Friederike in Bayreuth vollzogen und glanzvoll gefeiert. Die junge Gemahlin vermochte nicht, dem Treiben Carl Eugens Zügel anzulegen, im Gegenteil, sie stimmte darin ein, obwohl sie sich im Schwabenland nicht wohl fühlte und nur mit wenigen Menschen nähere Fühlung gewann, weshalb man ihr hochfahrende Kälte nachsagte. Eine 1750 geborene Tochter starb schon im folgenden Jahr, was mit dazu beitrug, die Stimmung der Herzogin zu verdüstern. Um sie aufzumuntern und zu zerstreuen und um eine sich anbahnende Entfremdung zu überwinden, unternahm der Herzog mit Billigung von Regierung und Landschaft 1753 eine große Reise durch Italien.

Reisen war für ihn zeitlebens eine Lieblingsbeschäftigung. Hier konnte er seine Neugier im eigentlichen Wortverstand, sein Verlangen nach Neuem, nach Abwechslung stillen, hier konnte seine innere Unruhe und Ungeduld sich ausleben, konnte er neue Eindrücke und Anregungen gewinnen für Dinge, die seinem Lande zu nützen versprochen. Denn bei all seinem Hang zum Vergnügen und zur Befriedigung seiner Wünsche fühlte er sich doch als »Vater des Vaterlandes« und war auf dessen Wohl und die Hebung von Handel und Wandel durch die Einführung neuer Erwerbszweige im Sinne des Merkantilismus bedacht.

Spätestens während dieser Reise mit seiner jungen Gemahlin – sie führte über Venedig nach Rom (wo sich Carl Eugen weigerte, dem Papst den Fuß zu küssen) und Neapel, wo er den Vesuv bestieg, während die Herzogin in einer Sänfte hinaufgetragen wurde – spätestens während dieser Reise erwachte in ihm die Vorliebe für Italien,

das er in der Folge immer wieder besuchte, namentlich Venedig, wo er sich 1767 mehrere Monate lang aufhielt und Haus- und Grundbesitz erwarb. Eine Folge dieser Italienaufenthalte war die Einführung der »Venetianischen Messen« in Ludwigsburg und Stuttgart, aber auch ein Strom von italienischen Künstlern, die nach Württemberg kamen und hier in den Schlössern und Parks, in Konzert und Theater wirkten und bleibende Spuren hinterließen. Wichtiger war noch, daß allmählich auch immer mehr Landeskinder den Weg nach Italien fanden, auch solche, die ohne Mittel waren: ihnen verlieh der Herzog Reisestipendien. Viele von ihnen kehrten, von dem Erlebnis Italiens zutiefst beeindruckt, als Kündler und Träger eines neuen Lebens- und Stilgefühls, des Klassizismus, in die Heimat zurück. Auch der Herzog selbst fühlte sich von der Antike und ihrer Kunst angesprochen: die später in den Anlagen Hohenheims entstandenen »römischen Bauten« sind ein sprechendes Zeugnis dafür.

Carl Eugens verschwenderische Hofhaltung, seine Bauten, Feste und Reisen verschlangen Unsummen, welche das wenig finanzkräftige kleine Land, dessen einziger Reichtum seine Wälder und der Fleiß seiner Bewohner war, nur mit Mühe und nur durch harte Belastung des einzelnen aufzubringen vermochte. Da der Fürst ohne Einwilligung der Stände keine neuen Steuern erheben konnte, wurde für ihn die Frage der Geldbeschaffung zur dauernden Sorge. Ein probates Mittel dieser Zeit, das viele kleine Fürsten anwandten, um ihrer Finanznot zu steuern, war die Vermietung ihrer Truppen an kriegführende Mächte. König Friedrich hatte Carl Eugen, als ihm dieser seine Truppen anbot, an Frankreich verwiesen. Nun folgte er diesem Wink. 1752 kam ein sechsjähriger Subsidienvvertrag mit Frankreich zustande, in dem sich der Herzog verpflichtete, im Kriegsfall 6000 Mann zu stellen. Damit legte er sich auch politisch fest, denn das Waffenbündnis verpflichtete ihn folgerichtig auch zur politischen Gefolgschaft. Vielleicht sah er das nicht einmal ungern, waren doch die Rechtsansprüche auf das von französischem Gebiet umgebene Mömpelgard umstritten, so daß es gut schien, sich mit Ludwig XV. in gutnachbarlichen Beziehungen zu befinden.

Der Vertrag zwang den Fürsten bald zu einer Truppenvermehrung, da die vorhandenen Soldaten bei weitem nicht ausreichten, die Verpflichtung gegenüber Frankreich zu erfüllen. Dabei kam es zu einem ersten Zusammenstoß mit den Ständen, denen ein Mitspracherecht in Militärdingen zustand. Klagen über vermehrte Quartierlasten, Zwangsaushebung, Abschiedsverweigerung für langgediente Soldaten und rückständigen Sold wurden laut, worauf die Stände Vorstellungen erhoben. Der junge Herzog empfand es als Anmaßung und Herausforderung, sein Selbstgefühl und seine Eitelkeit, von Schmeichlern aufgestachelt, waren aufs empfindlichste verletzt. Immer mehr empfand er die verfassungsmäßigen Rechte der Landstände als Bevormundung und lästigen Hemmschuh, als Einschränkung seiner Handlungsfreiheit und Keil, der zwischen ihn und seine Untertanen getrieben wurde.

Die reichen französischen Subsidiengelder gaben ihm fürs erste jedoch die Möglichkeit, unabhängig von den Ständen seine Wünsche und Pläne zu verwirklichen. Mehr denn je suchte er es Versailles gleichzutun, dessen ausgeklügeltes und raffiniertes Hofwesen auf Württemberg zu übertragen. Europa wurde auf das kleine Herzogtum und seinen verschwenderischen Fürsten aufmerksam, was seiner Eigenliebe schmeichelte. Das Verhältnis zu seiner Gemahlin wurde dadurch nicht besser. Sie hatte zwar die Italienreise gleich ihm mit wachen Sinnen genossen, danach aber hatte die Entfremdung beider weiter zugenommen. Des Herzogs leidenschaftliche

Liebe war einer achtungsvollen Höflichkeit gewichen, öfters scheint es zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen zu sein, welche die Herzogin bitter kränkten. Was sie letztlich zu dem Entschluß bewog, Stuttgart zu verlassen und sich von Carl Eugen zu trennen, ist bis heute nicht geklärt. Anlaß dazu gab allem Anschein nach eine Indiskretion der mit ihr befreundeten gefeierten Sängerin Marianne Pirker über die eheliche Untreue des Herzogs. Als dieser davon erfuhr, ließ er die Pirker samt ihrem Mann und der Herzogin Friseur verhaften und in strengsten Gewahrsam abführen, der viele Jahre dauern sollte. Die Sängerin wurde darüber gemütskrank. Als Carl Eugen seiner Gemahlin Fürbitte für sie nicht erhörte, war sie in ihrem Stolz so verletzt, daß sie im September 1756 nach Bayreuth reiste, um nie mehr nach Württemberg zurückzukehren. Versuche des Herzogs, sie von ihrem Entschluß abzubringen, blieben ohne Erfolg. Sie starb am 6. April 1780 im Alter von nur 47 Jahren.

Elisabeth Friederike hatte bei allem mäßigend auf ihn gewirkt: mit ihrem Weggang ließ er seinen Leidenschaften vollends freien Lauf. Eine neue Welle der Sittenlosigkeit und Verschwendung setzte ein, fast wahllos schenkte der Fürst seine Gunst den Sängerinnen und Tänzerinnen an seinem Hof, aber auch den Töchtern des Landes, von denen manch eine dazu gezwungen wurde. Es ist versucht worden, den Amouren des Herzogs nachzugehen – es gibt eine zeitgenössische Liste darüber –, doch hat sich gezeigt, daß es unmöglich ist, all seine Eskapaden zu ermitteln, denn in den Kirchenregistern taucht sein Name bei den Täuflingen höchstens als Pate, aber nicht als Vater auf. Häufig wurde die Mutter mit einem Bürger verheiratet, der dann seinen Namen für das Kind hergeben mußte. Nicht wenige sehr achtbare Familien unseres Landes haben so einen Tropfen herzoglichen Blutes in ihren Adern und sind heute meist stolz darauf.

In der Regel, das muß hier zur Ehrenrettung des Herzogs gesagt werden, sorgte er für seine Kinder. Ein gar nicht so kleiner Prozentsatz der Zöglinge seiner Militärakademie, der nachmaligen Hohen Carlsschule, und der Stuttgarter Ecole des Demoiselles, ihrem weiblichen Gegenstück, hatten ihn zum Vater.

Im Grunde war er freilich von diesem Leben weder befriedigt noch erfüllt. Sein Ehrgeiz dürstete nach Ruhm und Beifall. Er dachte gleich seinem Erzieher König Friedrich militärische Lorbeeren zu ernten. Der 1757 erneuerte Subsidienvvertrag mit Frankreich bot die Gelegenheit dazu. Mit Fleiß und Hingabe und mit der ihm eigenen Großzügigkeit ging er an die selbstgewählte Aufgabe. Persönlich arbeitete er die Militärpläne aus, führte er preußisches Reglement und preußischen Drill ein, schnitt er auch manch alten Zopf ab und ersann Neuerungen, die sich bewährten. Im Grunde gelang es ihm aber nur, schön aussehende, mechanisch ihre Griffe und Wendungen ausführende Truppenkörper aufzustellen, denen jeder Kampfgeist, jeder wahre militärische Wert fehlte.

Das zeigte sich in erschreckender Weise, als Frankreich nach Ausbruch des 7jährigen Kriegs auf Erfüllung seines Subsidienvtrags bestand und in aller Eile die weit unterbesetzten Regimenter aufgefüllt werden mußten. Die gewaltsam zusammengetriebenen und gepreßten Soldaten liefen teils schon vor dem Ausmarsch, teils im Felde selbst in hellen Scharen davon und nur mit strengsten Maßnahmen konnte das württembergische Kontingent einigermaßen zusammengehalten werden. Auch als der Herzog selbst an die Spitze seiner Truppen trat – gegen Preußen war der Reichskrieg erklärt worden und Frankreich auf die Seite des Kaisers und Österreichs getreten –, legten weder er noch seine Soldaten Proben von Tüchtigkeit und

militärischem Können ab. Wobei hinzukam, daß die evangelischen Württemberger nicht gegen den Preußenkönig kämpfen wollten, der als Hort des evangelischen Glaubens galt. Im Herbst 1759 wurde Carl Eugen im Lager bei Fulda vom Erbprinzen Carl von Braunschweig überfallen und mußte sich mitten von einem Ball weg durch eilige Flucht vor der Gefangennahme retten. Seine Hoffnung, den Oberbefehl über das Reichsheer zu erhalten und auf diesem Weg die von ihm angestrebte Kurwürde zu erlangen, löste sich in Nichts auf. Frankreich und Österreich verzichteten fortan auf seine und seiner Truppen Hilfe. Diese kehrten 1760 in ihre Garnisonen zurück, um fortan nur noch an den herzoglichen »Lustcampements« teilzunehmen, großangelegten Manövern in der Umgebung von Ludwigsburg oder Stuttgart, die mehr Soldatenspielererei als ernsthafte militärische Ausbildung waren. Der Herzog verlor das Interesse am Kriegswesen, was ihn jedoch nicht davon abhielt, gelegentlich wieder auf seine Soldatenliebhaberei zurückzukommen und wie der Alte Fritz besonders großgewachsene Soldaten anzuwerben. In späteren Jahren schuf er in der »Gardelegion« eine moderne, leichter bewegliche Truppe aus verschiedenen Waffengattungen, die aber aus finanziellen Gründen nicht weiter ausgebaut wurde.

Nach dem Wegfall der Subsidienszahlungen fand sich Herzog Carl Eugen mehr denn je in Geldschwierigkeiten. Auf immer neue Weise suchte er daher die leeren Kassen zu füllen, wobei er nun vor keinem Mittel mehr zurückscheute. Unterstützt wurde er darin durch eine Reihe von Günstlingen, die skrupellos die fehlenden Summen vom Volk erpreßten, neue Geldquellen durch fragwürdige Machenschaften erschlossen und den bekämpften Diensthandel in einem raffiniert abgestuften System wieder zu einer einträglichen Einnahmequelle ausbauten. An ihrer Spitze standen Philipp Friedrich Rieger, ein in preußischen Kriegsdiensten großgewordener Stuttgarter, der sich besonders durch die gewaltsame Beschaffung von Rekruten verhaßt machte, und sein Gegenspieler, der vom Bayreuther Hof nach Württemberg übergewechselt Graf Friedrich von Montmartin. Als leitender Minister im neugeschaffenen Staats- und Kabinettsministerium des Herzogs führte er in unverantwortlicher Weise die Geschäfte, betrog er das Land wie seinen Herrn, saugte er die Bevölkerung aus, übte er ein Ränkespiel sondergleichen und arbeitete er auf den Sturz Riegers hin, bis dieser von Carl Eugen öffentlich degradiert und zu langjähriger Festungshaft verurteilt wurde. Montmartin verstand es, der Eitelkeit des Fürsten zu schmeicheln und in dessen Namen ungesetzliche Steuern auszuschreiben, ja er überredete ihn sogar zu dem Abenteuer, sich um die polnische Königskrone zu bewerben, ein Beweis dafür, wie dieser die Maßstäbe verloren hatte. Zu nennen ist ferner der Stiftsverwalter Lorenz Wittleder, ein ehemaliger preußischer Unteroffizier, der zum Verwalter des Kirchenkastens und zuletzt zum Direktor des Kirchenrats aufstieg, ein Rang, der etwa dem eines Finanz- und Kultusministers entsprach. Er betrieb in Ludwigsburg ein öffentliches Geschäft, in dem fast jedes Staats- und Gemeindeamt zu kaufen war. Zugleich bereicherte er die Kassen des Herzogs um über eine halbe Million fl aus den Einkünften des Kirchenguts, die für kirchliche und Schulzwecke bestimmt gewesen waren. Beschwerden der Landschaft gegen dieses Treiben wurden vom Tisch gefegt, örtliche Widerstände mit Gewalt unterdrückt. Die Kreaturen des Herzogs behaupteten, die alten Landesverträge seien nicht mehr anwendbar, ihre Deutung und Abänderung sei ausschließlich Angelegenheit des Landesherrn und im übrigen sei der Landesausschuß nicht fähig, die wichtigen Staatsgeheimnisse zu begreifen, die sich der weise Fürst für die Wohlfahrt des Landes angelegen sein lasse.

Hatten die Stände bisher versucht, mit dem Herzog und seinen Handlangern immer wieder zu einem Kompromiß zu kommen, während das Volk zwar seufzte und murrte, aber in stumpfer Ergebung gehorchte, so erkannten sie nun, daß sie nicht länger untätig zusehen durften. Die ständigen Eingriffe in ihre Rechte, der wiederholte gewaltsame Griff in die Landschaftskasse, die Verhaftung des in ganz Deutschland bekannten Landschaftskonsulenten Johann Jakob Moser im Juli 1759 und seine Gefangensetzung auf dem Hohentwiel ohne Rechtsverfahren – Carl Eugen sah in ihm die Seele des landschaftlichen Widerstandes –, die einseitige Ausschreibung neuer Steuern durch Montmartin, gegen die allein der Tübinger Oberamtmann Huber zu protestieren wagte, worauf er prompt seines Amtes enthoben und auf den Asperg abgeführt wurde – all dies drängte zur Gegenwehr, zum Handeln. Die große Auseinandersetzung zwischen fürstlichem Absolutismus und bürgerlicher Führungsschicht, vertreten durch die Landstände, um die Herrschaft und Mitbestimmung im Staat hatte begonnen.

Anderthalb Jahrzehnte währte das erbitterte Ringen, welches die Gemüter weit über die Grenzen Württembergs hinaus erregte, wurde es doch erstmals mit den Waffen der Publizistik geführt. Beide Seiten bemühten sich mit wechselndem Erfolg, das politische Kräftespiel der europäischen Mächte für ihre Zwecke zu nutzen, bis sich die Waagschale zugunsten der Landstände zu neigen begann. Nach Beendigung des 7jährigen Kriegs wurde ihre Klage beim Reichshofrat in Wien gegen die herzoglichen Übergriffe durch die Könige von Preußen, England und Dänemark, also den Garanten der Religionsreversalien von 1733, unterstützt, so daß trotz Carl Eugens Versuchen, die Einleitung des Prozesses zu hintertreiben, der Befehl an ihn erging, Moser nach 5jähriger Haft freizulassen, alle weiteren verfassungswidrigen Geldforderungen und militärischen Zwangseintreibungen abzustellen und einen Landtag zur Beilegung der Streitigkeiten einzuberufen.

Nun begann der Herzog schrittweise nachzugeben. Montmartin und Wittleder traten zurück und wurden entlassen. 1764 wurde ein Landtag einberufen, aber auch gleich wieder verabschiedet, als er sich neuen Geldforderungen Carl Eugens verschloß und seinen Versprechungen keinen Glauben schenkte. Schließlich fanden auf Vorschlag des Kaisers in Wien (Joseph II. 1765–1790) außergerichtliche Vergleichsverhandlungen statt, denen direkte Besprechungen in Stuttgart folgten. Wechselvoll genug schleppten sie sich über Jahre hin, immer wieder in Gefahr zu scheitern, denn der Herzog war ein geschickter Taktiker, der keine Möglichkeit unversucht ließ, seine Stellung erneut zu festigen. Erst ein Vermittlungsvorschlag des kaiserlichen Ausschusses brachte die Parteien einander näher. Es wurde ein Kompromiß ausgehandelt, der den ständischen Forderungen weitgehend entgegenkam. Ermüdet durch die lange Dauer des Streits gab der Herzog, wenn auch widerstrebend, nach. Am 27. Februar 1770 unterzeichnete er einen Vertrag mit der Landschaft, den diese am 2. März bestätigte. Es war »das letzte große Staatsgrundgesetz des alten Württemberg«, in dem der Herzog die Landesverfassung erneut anerkannte, namentlich das Mitspracherecht der Stände bei der Erhebung von Steuern, bei neuen Gesetzen sowie beim Militärwesen. Das Kirchengut sollte vom Geheimen Rat, also von der Regierung, beaufsichtigt, das Militär allein von der Kriegskasse unterhalten werden, ungesetzliche Fronen und Leistungen der Untertanen für immer abgeschafft sein. Carl Eugen verpflichtete sich, sparsamer zu wirtschaften und über sein Handeln eine gewisse Rechenschaft abzulegen, wofür ihm die Landschaft einen regelmäßigen ergiebigen

Zuschuß zur Deckung seiner riesigen Schulden – man sprach von 13 Millionen fl – bewilligte. Dieser Vertrag sollte auch für seine Nachfolger bindend sein, weshalb ihn auch seine Brüder unterschrieben. Daher der Name Erbvergleich, unter dem er in die Geschichte eingegangen ist. Es war ein voller Erfolg der Landschaft, deren schon von Carl Eugens Vorgängern angefochtenen Rechte nun unter der Garantie der drei Schutzmächte und mit Zustimmung des Kaisers erneut feierlich bestätigt worden waren. Der Erbvergleich stellte einen entscheidenden Abschnitt in der Regierung wie im Leben Carl Eugens dar. Fortan verstand er es, mit der Landschaft auszukommen, wenn es auch wiederholt noch zu kleinen und größeren Auseinandersetzungen kam, da sein Wunsch nach mehr Geld nie ganz verstummte. Der ständische Ausschuß, als Mitregent des Landes stillschweigend anerkannt, war nun eher bereit, ihm darin entgegenzukommen, so daß sich im Lauf der Jahre eine erträgliche Zusammenarbeit entwickelte.

Viel wichtiger war eine andere Folge des Erbvergleichs: der Fürst wandte sein Interesse jetzt Dingen zu, die seinen Möglichkeiten eher entsprachen und die seinem Land zu wahren Nutzen gereichten. Der nunmehr 42jährige hatte sich ausgetobt, eine Wandlung begann sich anzubahnen: der Übergang zum aufgeklärten Absolutismus vollzog sich, dem er schon früher nachzuleben behauptet hatte. Nicht daß ein Bruch in seinem Wesen eingetreten wäre – die Niederlage gegen die Stände hatte ihn keineswegs zermürbt oder an sich selbst irregemacht –, es war vielmehr eine natürliche Entwicklung, ein Reifeprozess, wie er sich in allen Menschen vollzieht, nur daß er hier augenfälliger in Erscheinung trat und nachhaltige Folgen für Württemberg hatte.

Unverändert blieb die rastlose Tätigkeit. Sie galt nun in erster Linie dem Lande. Der Ausbau eines Straßennetzes bis an die Landesgrenzen mit Anschluß an die wichtigsten Verbindungswege zu den Nachbarstaaten und, damit verbunden, eines gut funktionierenden Post- und Botenwesens – 1775 schloß Carl Eugen einen neuen Postvertrag mit Thurn und Taxis, der die Einführung von Reichspostwagen, den »Geschwindkutschen« zur Folge hatte – wurde ebenso in Angriff genommen wie eine zielbewußte Förderung von Handel und Gewerbe. Der Fürst selbst wurde durch die Gründung der Ludwigsburger Porzellanfabrik und einer herzoglichen Seidenindustrie zum Unternehmer, wenn auch beide Gründungen Zuschußbetriebe blieben. Waren, die im Lande selbst gefertigt wurden, durften nicht eingeführt, Rohstoffe, die in Württemberg verarbeitet werden konnten, nicht ausgeführt werden. In den Fabriken sollte man möglichst nur inländische Handwerker beschäftigen. Die Eisengewinnung wurde gesteigert, der Salz- und Tabakhandel monopolisiert, um ihn einträglicher zu machen, der Holzhandel belebt, mit dem Ergebnis, daß die jährliche Ausfuhr des Landes auf 3, die Einfuhr auf 2 Millionen fl anstieg.

Auch die Landwirtschaft wurde von Carl Eugen gefördert. Er ließ die Anbaufläche vergrößern, brachliegendes Land bebauen, Sümpfe entwässern und er führte den Gipsdünger ein. Weinbau und Obstbaumzucht wurden gepflegt; längs der Straßen wurden Obstbäume, zeitweilig sogar Maulbeerbäume für die Seidenraupenzucht angepflanzt. Besondere Aufmerksamkeit schenkte der Herzog der Vieh- und Pferdezucht. Auf seinen Reisen kaufte er hochwertiges Vieh ein, um die heimischen Rassen zu verbessern, daneben erstand er edle Pferde und legte die Gestüte in Marbach a. d. Lauter und St. Johann an. Er war ein ausgezeichnete Pferdekennner und -liebhaber und scheute keine Entfernung, wenn es galt, ein wertvolles Pferd für seine Gestüte zu einem vernünftigen Preis zu erstehen.

Gegen die verheerenden Folgen der Brände in den dicht bebauten Städten wurden wirksame Maßnahmen getroffen, persönlich eilte er zu den Brandstätten und half durch überlegtes Vorgehen und energisches Eingreifen größeren Schaden zu verhüten, so daß man ihm nachsagte, er besitze die Gabe, das Feuer zu bannen. Schon 1756 wurde eine Brandversicherungsanstalt gegründet, 1775 die Gebäudebrandversicherung zur Pflicht gemacht. In ähnlicher Richtung gingen Vorschriften über Reinlichkeit und Desinfektion bei Krankheiten und Viehseuchen sowie strenge Maßnahmen gegen die Tollwut. Bei Unfällen war jedermann bei Strafe zur Hilfeleistung verpflichtet. Invaliden und Bettler, die in ganz Schwaben in großer Zahl die Straßen bevölkerten, erhielten Arbeit in neu errichteten Spinnanstalten, zur Hilfe der bedürftigen Kinder wurde ein Waisenhaus eröffnet.

Jede Woche war der Herzog an einem bestimmten Tag für alle Untertanen zu sprechen, nahm ihre Wünsche und Beschwerden entgegen und stellte Ungerechtigkeiten und Mißstände ab. Er wollte von allem unterrichtet sein, was in seinem Land vorging und führte dazu einen riesigen Schriftverkehr. Jährlich pflegte er bis zu 12 000 Schreiben abzufertigen. Dazu arbeitete er Tag für Tag mehrere Stunden in seinem Kabinett, las die eingegangenen Berichte, machte seine Randnotizen als Entwurf für die Antwort und übergab sie zur weiteren Bearbeitung seinen Sekretären. Alle Schreiben mußten kurzfristig erledigt werden, er duldete keine Rückstände. Auch wenn er auf Reisen außer Landes war, ließ er sich Berichte über alle wichtigen Angelegenheiten nachsenden und erledigte sie höchstpersönlich. Im Herzogtum blieb kein Ort unbesucht, in gewissen Abständen überzeugte er sich immer wieder vom Zustand seines Landes und dessen Bewohner. Auf diese Weise begann er das leere Wort vom »Vater des Vaterlandes« mit Inhalt zu füllen und die Herzen seiner Untertanen und besonders der ärmeren Schichten des Volkes zu gewinnen.

Sein immer waches Interesse für Kunst und Wissenschaft verband sich jetzt mit der Sorge um das Bildungs- und Erziehungswesen, um die »Aufklärung des Volkes«, wie man mit einem Begriff der Popularphilosophie sagte, der sich Carl Eugen wie alle Gebildeten der Zeit verschrieben hatte. Er bemühte sich um eine Reform der Universität Tübingen und des dortigen Stifts, um eine Verbesserung des Unterrichts an den Klosterschulen und im Stuttgarter Gymnasium illustre, denn ihm war nicht entgangen, daß das geistige Leben seines Landes hinter dem seiner Nachbarn zurückstand. Er hielt es für seine Pflicht, die Jugend »zum Besten des Staates« nach neuzeitlichen Erkenntnissen zu erziehen.

Die Verwirklichung dieser Pläne ging freilich nicht so rasch vonstatten wie es seine Ungeduld wünschte. Die Bildungsanstalten des Landes waren zu sehr in der Tradition verwurzelt, um sich nicht gegen eilige Reformen zu sperren und außerdem hatte er in den Religionsreversalien auf jeden Eingriff in das evangelische Kirchen- und Schulwesen verzichtet. Der Gedanke lag nahe, eine neue Anstalt zu gründen, in welcher er die ausschließliche Leitung hatte und in der er seine pädagogischen Vorstellungen verwirklichen konnte. Bereits 1761 hatte er eine Kunstschule ins Leben gerufen mit der etwas anspruchsvollen Bezeichnung »Académie des Arts«, die an das französische Vorbild erinnerte. Sie sollte den Bedarf an Künstlern und Kunsthandwerkern für die fürstlichen Bauvorhaben und die Porzellanmanufaktur bestreiten helfen und die teuren ausländischen Kräfte ersetzen, zugleich aber eine Pflegestätte der Künste werden. Die Ausbildung durch Hofkünstler war gründlich, Schüler, die Talent zeigten, konnten mit einem Reisestipendium für das Ausland rechnen. Aus der

Académie des Arts ging eine ganze Anzahl bedeutender Künstler und Architekten hervor, wie der Kupferstecher Johann Gotthard Müller, der Historienmaler Füger und der Architekt Reinhard Ferdinand Fischer, der früheste Vertreter der klassizistischen Architektur in Stuttgart und bevorzugte Baumeister Carl Eugens (was er ausschließlich seinem Können verdankte und nicht der Tatsache, daß dieser sein Vater war). Von der Académie des Arts führt eine direkte Linie zur heutigen Stuttgarter Kunstakademie.

Daneben hatte der Herzog 1765 in Ludwigsburg eine öffentliche Bibliothek gegründet und damit den Grund gelegt für die größte Büchersammlung Württembergs, die jetzige Landesbibliothek. Seine persönliche Liebhaberei, das Sammeln seltener und kostbarer Bücher, wirkte sich hier zum Nutzen der Allgemeinheit aus. Die großen Summen, die er dafür ausgab – überall hatte er seine Agenten sitzen, die ihm Auktionen und Angebote meldeten –, waren auf lange Sicht zinstragende Investitionen.

Den anfangs wohl recht unklaren Plan einer Erziehungsanstalt in eigener Regie hätte er wohl kaum verwirklicht, wäre ihm nicht der Zufall zu Hilfe gekommen. Den Anstoß gab eine Gruppe bildungsbeflissener Offiziere in Ludwigsburg, die nach dem Beispiel Frankreichs, Preußens und Österreichs die Schaffung einer Militärakademie vorschlugen, um dem Offiziersnachwuchs eine zeitgemäße wissenschaftliche Ausbildung angedeihen zu lassen und ihn zugleich staatspolitisch zu schulen. Eine im Jahr des Erbvergleichs, 1770, bei dem Lustschloß Solitude entstandene Gärtnerei- und Kunsthandwerkerschule gab dann den Grundstock ab zu einem Militärwaisenhaus für arme Soldatenkinder, das Carl Eugen nach dem Vorbild der Pariser Ecole militaire Ludwigs XV. zu einer Militärakademie auszubauen begann. Vom Druck der Auseinandersetzung mit den Ständen befreit und angeregt durch die reiche pädagogische Literatur der Aufklärungsphilosophie, aber auch auf Grund seiner gemachten Erfahrungen fand er ein neues Feld der Betätigung in der Jugenderziehung mit dem Ziel, ihm ergebene, zuverlässige und kenntnisreiche Staatsdiener heranzubilden. Der gute Erfolg des Militärinstituts bewog ihn, das Internat zu einem Gymnasium mit Vorbildungsfächern zum Universitätsstudium und schließlich zu einer Universität selbst zu erweitern, die als modernste und umfassendste Schule des aufgeklärten Absolutismus seinen Namen mehr als alle seine anderen Verdienste bekanntmachen und der Nachwelt überliefern sollte. Die Ende 1781 vom Kaiser zur Universität erhobene Hohe Carlsschule war für ihre Zeit etwas ganz Neues. Sie umfaßte Internat, Elementarschule und Gymnasium, Musik-, Theater- und Gartenbauschule, Militär- und Kunstakademie, Handels- und Wirtschaftsschule, eine Forstlehranstalt sowie die klassischen Fakultäten mit Ausnahme der Theologie, welche der Landesuniversität vorbehalten blieb.

Seit ihrer Verlegung nach Stuttgart 1775 erblühte die Carlsakademie zu einem geistigen, kulturellen und künstlerischen Mittelpunkt des Landes von wahrhaft europäischer Bedeutung. Ihre Zöglinge kamen aus allen Ländern des Kontinents, ja sogar aus Übersee. Grundlage des gesamten Erziehungssystems war die Aufklärungsphilosophie, der alle Lehrer verpflichtet waren und um deren Verständnis sich der Herzog in wachsendem Maß bemühte. Er war der Motor seiner Schule, kümmerte sich um alles und hatte in allem, von der Aufnahme eines Zöglings bis zu seiner Entlassung die letzte Entscheidung. Selten dürfte sich ein Fürst so sehr mit seiner Universität identifiziert haben, in solcher Weise für sie tätig gewesen sein wie Carl

Eugen. Er bemühte sich um die Berufung namhafter Professoren ebenso wie um die Disziplin der Eleven, er kannte alle Akademisten und pflegte in ihrer Mitte zu speisen, er gewährte Unbemittelten kostenlose Aufnahme, ließ die kranken Schüler durch seine Leibärzte behandeln und besuchte sie im Krankenzimmer. Er hob auch die alten Standesunterschiede auf: wohl blieben Adelige und Bürgerliche nach Schlafsälen getrennt, aber im Unterricht und in der Bewertung waren alle gleich, was zählte, war die Leistung.

Drückte der Fürst in dieser Weise der Carlsakademie seinen Stempel auf und machte sie zur Schule des aufgeklärten Absolutismus, so war er ihr zugleich selbst verpflichtet: an ihr wuchsen seine pädagogischen, aber auch seine philosophischen Einsichten und damit seine menschlichen Qualitäten. An seiner Entwicklung zum aufgeklärten Monarchen hatte die Hohe Carlsschule ihren vollen Anteil. Freilich vermischte sich bei ihm wirkliche und vermeintliche Aufklärung wie er sie verstand mit Einsicht und Maßlosigkeit, stritten nicht selten in ihm Verstand und Gefühl um die Herrschaft. Das mag mit ein Grund für seine Sprunghaftigkeit und die Unbeständigkeit seiner Neigungen gewesen sein. Er war kein tiefer Denker, sondern begnügte sich mit Erworbenem und Anempfundenem, wie auch seine sprichwörtliche Menschenkenntnis mehr auf einem instinktiven Gefühl als auf Überlegung und Erfahrung beruht haben dürfte. Das hing vielleicht mit seiner unvollständigen, vorzeitig abgebrochenen Ausbildung zusammen. In seiner Hohen Schule konnte er bis zu einem gewissen Grad das Versäumte nachholen. Das mag auch erklären, weshalb er dem Unterricht oft stundenlang beiwohnte und selbst Fragen stellte, und warum er auf seinen Reisen keine Universität unbesucht ließ und zur Verzweiflung seiner Begleiter den ganzen Tag den Vorlesungen der Professoren lauschte.

Auch als Redner bildete er sich an seiner Akademie, jedes Jahr wurden seine Ansprachen am Jahrestag ihrer Gründung, die er übrigens selber verfaßte, länger und besser, wandte er die Begriffe der Aufklärung sinnvoller an. »Unter reiner Aufklärung«, sagte er einmal, »verstehe ich das, was... einen wahren wesentlichen Nutzen bringt.« Dieses Nützlichkeitsdenken, dieses In-die-Tat-Umsetzen ist sehr bezeichnend für ihn: wenn er auf seinen Reisen etwas besichtigte, Neuerungen entdeckte oder von einer Sache beeindruckt war, dachte er sogleich daran, wie dies in seinem Lande zu Hause praktisch zu verwerten sei.

Auch das von ihm so häufig benützte Wort von der Tugend, diesen Lieblingsbegriff seiner Zeit, der sich in seinem Mund freilich etwas merkwürdig ausnahm, war für ihn kein abstrakter Begriff, er sah ihre lebendige Verwirklichung in der Frau, die seit 1772 an sein Seite lebte, in Franziska von Hohenheim. Die Rolle dieser Frau in seinem Leben kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sie war es, die den Prozeß der Wandlung und der inneren Umkehr des Herzogs unterstützte und steuerte, die den Übergang vom Sturm und Drang der Jugend zur rastlosen Tätigkeit zum Wohl von Volk und Land erleichterte und milderte, die dem Alternden dann Tag und Nacht zur Seite stand. Mit ihrem natürlichen, gemütvollen und gütigen Wesen dämpfte sie das Ungestüm seiner Leidenschaften und erweckte in ihm den Geschmack für die Freuden eines häuslichen Lebens in der ländlichen Idylle von Hohenheim. Es wird immer das Geheimnis ihrer Persönlichkeit bleiben, wodurch sie den unsteten Herzog so ganz an sich fesselte, daß er nicht mehr ohne sie sein wollte und sich ihrem Wesen unbewußt anpaßte. Sie war keineswegs schön, nicht einmal hübsch zu nennen und stammte aus einer unbedeutenden Familie armen Landadels. Doch ihr Äußeres war

ungemein anziehend und reizvoll, ihr Wesen gewinnend und liebenswürdig, die Unterhaltung mit ihr angenehm. Sie hatte eine eigene Gabe, jedermann etwas Verbindliches zu sagen. Sie verrichtete alle nötigen weiblichen Arbeiten selbst und verstand sogar, sehr leicht und sehr gut Putz zu machen. Mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten, wie Klopstock, Haller, Weiße, Lavater, pflegte sie trotz ihrer schauerhaften Orthographie einen eifrigen Briefwechsel.

Franziska war am 10. Januar 1748 in Adelmansfelden im Ellwängischen geboren. Die Eltern von Bernerdin, streng evangelische Landedelleute, die ihren kleinen Besitz recht und schlecht bewirtschafteten, hatten Sorge gehabt, ihre 5 Töchter standesgemäß und vorteilhaft zu verheiraten und waren froh gewesen, als ein Freiherr v. Leutrum um die Hand Franziskas anhielt. Zwar war er klein, häßlich und etwas verwachsen und, wie sich zeigen sollte, ein Spieler und Verschwender, aber er besaß Vermögen und kam aus gutem Hause. 1765 fand die Hochzeit statt, danach lebte das junge Paar zurückgezogen im Pforzheimer Palais der badischen Leutrum bis der junge Ehemann 1769 die Ernennung zum württembergischen Kammerherrn erlangte, was seine Anwesenheit bei Hof erforderte. In Wildbad wurde Franziska dem Herzog vorgestellt. Es scheint eine Neigung auf den ersten Blick gewesen zu sein; der Fürst nahm nun jede Gelegenheit wahr, sie zu sehen. Ihr mißtrauisch gewordener Gatte suchte die Beziehung zu unterbinden, wobei er sich zu Tätlichkeiten hinreißen ließ. Mehrmals flüchtete Franziska an den herzoglichen Hof, Ende 1771 sagte sie sich endgültig von ihrem Mann los. Durch eine stattliche Abfindungssumme zum Schweigen gebracht, willigte Leutrum am 2. Januar 1772 in die Scheidung ein, welche die ehegerichtliche Deputation des evangelischen Konsistoriums auf Drängen Carl Eugens schon am 16. Januar aussprach.

Damit war Franziska frei, aber an eine Ehe mit dem Herzog, die ihr dieser in einem förmlichen Revers zugesichert hatte, war so lange nicht zu denken als seine erste Gemahlin noch lebte. Eine Scheidung war für ihn als überzeugten Katholiken nicht möglich. So lebte Franziska an seiner Seite, von ihm als »Freundin« und »Gefährtin« bezeichnet und nahm praktisch die Stelle der Herzogin ein. Es war ihr jedoch nicht wohl dabei, denn als geschiedene und in kirchlich nicht anerkannter Ehe lebende Protestantin war sie vom Genuß des Abendmahls ausgeschlossen. Bei ihrer tief religiösen Veranlagung – zu des Herzogs Mißfallen neigte sie stark zum Pietismus – litt sie darunter ganz besonders. Dazu kam, daß die Brüder Carl Eugens Schwierigkeiten machten und Franziska nicht anerkennen wollten, obwohl Kinder aus ihrer Verbindung mit Herzog Carl Eugen nicht erbfolgeberechtigt gewesen wären, da sie von niederem Adel war.

In diesem Punkt war der Fürst besonders empfindlich und suchte ihre gesellschaftliche Stellung auf jede Weise zu heben. 1774 erwirkte er bei Joseph II. ihre Erhebung zur »Reichsgräfin von Hohenheim« nach dem Landgut, das er ihr dort 1772 überschrieben hatte. Diese Empfindlichkeit bekam der Dichter Schubart in aller Härte zu spüren. Lang genug hatte er den Herzog in Wort und Schrift angegriffen, an dessen Ludwigsburger Hof er einst als Organist und Musikdirektor gewirkt hatte. Als er jedoch von Franziska als »Donna Schmargalina« sprach, machte er in dessen Augen das Maß voll: in einem Rückfall in seine Sturm- und Drangzeit ließ er den Dichter vom sicheren Ulm auf württembergischen Boden nach Blaubeuren locken, verhaften und ohne Urteil in zehnjähriger Haft auf dem Hohenasperg festsetzen. Erst 1787 gab er ihm die Freiheit zurück und ernannte ihn zum Hof- und Theaterdichter. Doch sorgte

er in der Zwischenzeit für seine Frau und Kinder; der Sohn wurde in der Carlsakademie, die Tochter in der Ecole des Demoiselles im Stuttgarter Alten Schloß erzogen, die der Leitung Franziskas unterstand.

Seine Bindung an diese Frau wurde mit den Jahren immer fester. Wie ein jugendlicher Liebhaber schrieb er ihr Liebesbriefe und überhäufte sie mit Geschenken, namentlich Schmuck. Ihr mit allem Luxus ausgestattetes Haus in Stuttgart bewohnte sie nur selten, sie zog den Aufenthalt in Hohenheim mit seinen Gärten und dem künstlichen »Dörfle« vor. Daß das von England ausgehende Ideal des Landedelmans, von Aufklärern wie Rousseau mit ihrem »Zurück zur Natur« unterstützt, dieser Neigung entsprach, kam ihr nur entgegen. Erstaunlicherweise fand auch der Herzog Gefallen an diesem Leben, das so ganz im Gegensatz zu seiner früheren Hofhaltung stand. Unmerkbar für ihn hatte Franziska diesen Wandel erreicht. Ihrem Einfluß war es auch in erster Linie zuzuschreiben, daß der Fürst an seinem 50. Geburtstag, dem 11. Februar 1778, von allen Kanzeln des Landes ein »Sündenbekenntnis« verlesen ließ, das Eingeständnis, daß er seine Jugendsünden bereue und das Versprechen, es in Zukunft zum Wohle des Vaterlandes und seiner Untertanen besser zu machen. Es war ihm ohne Zweifel ernst damit, trotzdem darf man dieses Bekenntnis, das großes Aufsehen erregte, nicht überbewerten. Es war eine schöne Geste aus religiösen und philosophischen Regungen heraus, aber es spielte auch ein wenig Koketterie mit. Im übrigen gibt es noch mehr Beispiele für solche fürstlichen Sündenbekenntnisse aus seiner Zeit.

Zu den wenigen Zerstreungen, die den Hohenheimer Aufenthalt Franziskas und Carl Eugens unterbrachen, gehörten die zahlreichen Reisen im Land, aber in zunehmendem Maß auch ins Ausland, wozu das übrige Deutschland ebenso zählte wie die Schweiz, Holland, Dänemark, England und besonders Frankreich. Diese Reisen wurden im Gegensatz zu früher nur noch mit kleinem Gefolge unternommen, man reiste nicht mehr zum bloßen Vergnügen und oberflächlichen Schauen, des Herzogs Aufmerksamkeit galt jetzt bewußt den Manufakturen, der Wirtschaft und den kulturellen Einrichtungen im Hinblick auf das eigene Land. Darüber begann er Tagebücher zu führen, nachdem Franziska, einer Mode der Zeit huldigend, 1780 damit den Anfang gemacht hatte. Er wollte ihr die Mühe der Berichterstattung während der häufig sehr strapaziösen Fahrten abnehmen. Diese Tagebücher stellen, ganz abgesehen davon, daß sie ein wichtiges kulturgeschichtliches Dokument von hohem Reiz sind, eine kaum auszuschöpfende Quelle für die Persönlichkeit Carl Eugens dar. Auch seine Ehegeschichte zieht sich wie ein roter Faden durch diese Reiseberichte. Nach dem Tod seiner ersten Gemahlin hatte sich die katholische Kirche geweigert, seiner Heirat mit einer geschiedenen Protestantin, deren Mann noch lebte, zuzustimmen. Auf den Rat des Reichsprälaten von Neresheim ließ er sich daher im Januar 1785 in aller Stille im Stuttgarter Neuen Schloß mit Franziska trauen und richtete nachträglich ein Dispensgesuch an die Kurie in Rom. Diese versagte jedoch ihre Zustimmung, während die evangelische Kirche Franziska jetzt als Gemahlin Carl Eugens anerkannte und sie wieder zum Abendmahl zuließ. Februar 1786 wurde die Eheschließung offiziell bekanntgegeben, und nun erwartete der Fürst, daß Franziska als seine Gemahlin anerkannt und als Herzogin empfangen werde. Nach weiteren langen und mühsamen Verhandlungen in Rom gelang es schließlich, eine Entscheidung des Heiligen Offiziums herbeizuführen, worauf am 17. Februar 1791 Franziskas erste Ehe für nichtig erklärt wurde.

Die Hartnäckigkeit, mit der er die kirchliche Anerkennung seiner Ehe verfolgte, zeigt nicht nur das enge Verhältnis zu der Frau an seiner Seite, sie offenbart auch seine ohne Zweifel von Franziska beeinflusste religiöse Einstellung. Bei seinen Reisen versäumte er nie, an den Sonntagen eine katholische Kirche oder Kapelle aufzusuchen. Er nahm aber auch keinen Anstand, Franziska zu einem evangelischen Gottesdienst zu begleiten, denn in kirchlichen Dingen war er vorurteilsfrei und tolerant. Seiner aufgeklärten Überzeugung entsprang auch der Gedanke, Teile der katholischen Liturgie, besonders der Messe, zu verdeutschen und die Predigt stärker in den Vordergrund zu stellen, um den Gottesdienst verständlicher und eindringlicher zu gestalten, ein Gedanke, den er dann mit Hilfe aufgeklärter Geistlicher in die Tat umsetzte.

Auch in diesem Lebensabschnitt war Carl Eugen nicht frei von Widersprüchen. Seine militärische Zeit war zwar längst vorbei, dennoch blieb für ihn das Militär der »so erhabene Stand des Staates«, ließ er sich sogar »lange Kerls« zum Geschenk machen. Dagegen notierte er mit einer deutlichen Anspielung auf die Militärpolitik seines einstigen Lehrmeisters König Friedrich, Preußen sei »auf die Gebeine so vieler Tausender« gebaut und warf die Frage auf, ob das Wort »Held« auch immer den »wahren Vater des Vaterlandes« bezeichne. Im Hinblick auf den Soldatenhandel des Landgrafen von Hessen-Kassel vermerkte er: »nur die Kirchhöfe Amerikens rufen nach Hessenland«, während er ohne Bedenken wenige Jahre später, 1786, mit der holländisch-ostindischen Kompanie einen Vertrag über die Gestellung eines Infanterieregiments und einer Artilleriekompanie abschloß. Zwar wurde die Mannschaft durch freiwillige Werbung aufgebracht, aber Offiziere, die nicht mit ausrücken wollten, erhielten ihre Entlassung. War die Überlassung von Truppen an fremde Geldgeber damals auch nichts Ungewöhnliches, so empfand man es im Lande doch weithin als Schande, das Blut seiner Untertanen zu verkaufen. Herzog Carl hat das gewiß nicht so gesehen, für ihn waren die Freiwilligen des Kapregiments Auswanderer, die auf Abenteuer auszogen, weil ihr unruhiges Blut sie in die Fremde trieb und sie in der Heimat kein Unterkommen fanden. Daß sich das Kapregiment dann so sehr in das Gedächtnis des Volkes einprägte, hängt mit Schubarts Kaplied ebenso zusammen wie mit dem ungewöhnlichen Schicksal der Truppe: sie blieb drei Jahre am Kap der guten Hoffnung, dann wurde sie nach Ceylon und Java verlegt. Wer die Strapazen der Seereisen und des ungewohnten Klimas überlebte, fiel zumeist in englische Gefangenschaft, der Rest wurde erst 1808 mit holländischen Einheiten verschmolzen. Nur wenigen gelang die Rückkehr in die Heimat.

Der Lebensabend Carl Eugens wurde überschattet von den Stürmen der französischen Revolution, der er vorsichtig abwartend gegenüberstand. Politik war nicht seine Stärke, das feine Spiel der Diplomatie, das geduldige Abwarten des richtigen Augenblicks lagen ihm nicht. Freilich waren seine Möglichkeiten auch beschränkt, sein Land war zu klein, um zwischen den großen Mächten Gewicht zu haben. So blieb ihm wenig mehr übrig als ein geschicktes Taktieren. An sich war er reichstreu und stand hinter dem Kaiser, aber in dieser Spätzeit des Heiligen römischen Reichs deutscher Nation wollte dies nicht viel besagen. Solange er bei Österreich und Rußland gegen Preußen Halt zu finden glaubte, blieb er auf deren Seite. Dem von Friedrich dem Großen 1785 ins Leben gerufenen Deutschen Fürstenbund trat er nach sorgfältiger Sondierung nicht bei, ihm schwebte vielmehr der Plan einer engeren Verbindung der deutschen Reichsfürsten mit Anlehnung an Österreich vor, in

gewissem Sinn eine Vorwegnahme der Triasidee seines Nachfolgers, König Wilhelm I.

Als Beobachter der Revolution wagte sich Carl Eugen zweimal in das von deren Fieberschauern geschüttelte Paris – übrigens ein Zeichen seines stets bewiesenen Muts – und wurde dabei zum Augenzeugen der gewaltigen Umwälzung, die zum Untergang seiner Zeit, des »ancien régime« führte. Es wird behauptet, er habe dabei die Nationalkokarde angesteckt und mit den Revolutionären sympathisiert. Ein Beweis dafür läßt sich nicht erbringen. Tatsache ist jedoch, daß er sich mit allen Kräften bemühte, eine Konfrontation mit Frankreich zu vermeiden. In erster Linie im Hinblick auf die linksrheinischen Besitzungen Württembergs, vielleicht aber erkannte er auch, daß das alt gewordene Deutsche Reich mit seiner Zersplitterung und schwerfälligen Verfassung einem Ansturm der Revolution nicht gewachsen war und daß es ein aussichtsloses Unterfangen sein mußte, ihr mit Waffengewalt entgegenzutreten. Ende 1792 gelang es ihm, den sich der Grenze Württembergs nähernden General Custine durch Geschenke vom Lande fernzuhalten und seine Neutralität zu wahren. Noch im Mai 1793, als der Reichskrieg an Frankreich erklärt wurde, zögerte er, seine Truppen in Marsch zu setzen und weigerte sich, sie einem Reichsgeneral zu unterstellen. Er wollte selbständig, d. h. nach eigenem Ermessen die Schwäbischen Kreistruppen führen, was dann hauptsächlich am Widerstand Badens scheiterte.

Zu diesem Zeitpunkt war seine einst robuste Gesundheit bereits angeschlagen, was seine zögernde Haltung sicher mitbestimmte. Schon seit Jahren litt er an einer hartnäckigen Arthritis, deren Anfälle sich jetzt häuften und ihm unerträgliche Schmerzen bereiteten. Er maß dem wenig Bedeutung bei – zeit seines Lebens war er hart gegen sich gewesen –, folgte aber dem Rat seiner Leibärzte, in Hohenheim laue Bäder mit Cannstatter Sauerwasser zu nehmen. Doch sein Zustand verschlimmerte sich zusehends. Anfang Oktober 1793 stellten sich heftige Schmerzen im Unterleib ein, gegen welche die Ärzte kein Mittel hatten, obwohl sie nichts unversucht ließen, die »podagrische Materie aus dem Körper zu vertreiben«. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Urämie, eine Harnvergiftung, gegen die es damals keine Hilfe gab. Am 19. Oktober erkannten die Ärzte, daß keine Hoffnung mehr bestand, das Leben des Herzogs zu retten. Leibarzt Dr. Jaeger, der ihm einst versprochen hatte, die Wahrheit zu sagen, wenn der Ernstfall gekommen sei, eröffnete Carl Eugen, »die Gefahr sei groß und beinah unbesiegbar«. Doch dieser erklärte, er habe das untrügliche Gefühl, daß sich sein Zustand wieder bessern werde. Trotzdem diktierte er sein Testament, das vor allem Franziska sicherstellen sollte, die ihn Tag und Nacht in rührender Liebe umsorgte. In ihren Armen verschied er dann gefaßt und ergeben nach schwerem Todeskampf in der Nacht zum 24. Oktober 1793 im Alter von 65 Jahren und 8 Monaten.

Seine Regierung hatte 49 Jahre, 8 Monate und 20 Tage gedauert. Sein Wunsch, das 50jährige Regierungsjubiläum festlich zu begehen – Vorbereitungen dazu waren schon angelaufen – hatte sich nicht erfüllt.

Der Leichnam wurde am Abend des 30. Oktober in die Familiengruft im Ludwigsburger Schloß überführt. Der Zug mit dem von 8 schwarzbehängten Schimmeln gezogenen, von Kutschen, Trabanten und Reitern gefolgt Leichenwagen machte auf den kleinen Justinus Kerner einen so tiefen Eindruck, daß er ihn fast 60 Jahre später in seinem »Bilderbuch aus meiner Knabenzeit« noch genau beschreiben konnte.

Carl Eugen hinterließ seinem Nachfolger ein blühendes Land, das er durch den Kauf der Herrschaft Justingen, eines Teils der Herrschaft Limpurg sowie Bönnigheims vergrößert hatte, das in langen Friedensjahren zu einem gewissen Wohlstand gelangt war, das geordnete Finanzen und eine gut funktionierende Gerichtsverfassung besaß und dessen Verwaltung viel von dem alten Schlendrian verloren hatte. Ihm war es zu verdanken, wenn im kunstfeindlichen, sich den neuen kulturellen und geistigen Strömungen ängstlich verschließenden Württemberg ein frischer Wind zu wehen begann, wenn sich auf allen Gebieten ein neuer Geist bemerkbar machte und Kunst und Literatur in kurzer Zeit zu ungeahnter Blüte gelangten. Ganz wesentlich trug dazu seine einzigartige Hohe Schule bei, wenn sie auch ihren Schöpfer nur um ein halbes Jahr überdauerte. Ihre Wirkung ging weiter und kam dem ganzen Land zugut. Was Carl Eugen gesät hatte, ernteten seine Nachfolger. Nie wäre es König Friedrich möglich gewesen, die Organisation seines von Napoleon vergrößerten Landes so rasch und reibungslos durchzuführen, hätten ihm nicht die aus der Carlsakademie hervorgegangenen Staatsdiener zur Verfügung gestanden. Sie alle, die Beamten, Offiziere, Geschäftsleute und Gelehrten, die hier erzogen worden waren, hatten etwas von der einzigartigen Energie des Herzogs mitbekommen und eine neuhumanistische, auf die Zukunft ausgerichtete aber auch realistische, d.h. mathematisch-naturwissenschaftlich fundierte Ausbildung erhalten, wie es dem Wesen und der Vorstellung Carl Eugens entsprach.

Will man das Fazit ziehen aus seinem Leben und Werk, so kann man nur sagen: er war das Kind seiner Zeit mit all ihren Licht- und Schattenseiten und er war ein Mensch mit all seinen Widersprüchen. Er hat für Württemberg Bedeutendes geleistet, aber er hat manchen seiner Untertanen schweres Leid zugefügt und das Recht bisweilen willkürlich gehandhabt. Wer vermag aber das Schlechte und das Gute in ihm gerecht gegeneinander abzuwägen? Am unbestechlichsten erscheint immer noch das Urteil Schillers zu sein, der seinen Herzog gewiß kannte. Als er bei einem Spaziergang mit seinem Freund Hoven der Gruft des Herzogs nahekam, sagte er: »Da ruht er also, dieser rastlos tätig gewesene Mann. Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch, aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen und das Andenken an die letzteren muß mit dem Tode begraben werden.« Und er fügte hinzu: »Darum sage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, nachteilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht, er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch.«

Die Polizei im Wandel der Geschichte

Von Rudolf Mikeler

1. Das Zusammenleben einer größeren Zahl von Menschen bedurfte schon vor Jahrhunderten und Jahrtausenden eines Ordnungsfaktors, einfach deshalb, weil es ausweislich der Bibel schon immer schlechte Menschen auf dieser Welt gegeben hat. Von den alten Kulturvölkern ist bekannt, daß sie sich eine Art militärische Polizeitruppe hielten. Ausgrabungen im Jahre 1912 in Amorbach, einem reizenden Städtchen im Odenwald, ergaben, daß hier im 3. Jahrhundert n. Chr. die 22. römische Legion ihr Hauptquartier hatte. Und hier lag auch eine Abteilung der gefürchteten »beneficarii consulares«, heute würde man sagen »Feldgendarmerie«, die auf den Hauptstraßen der damaligen Zeit für Ordnung und Sicherheit sorgte.

2. Der einigermaßen gesicherten Historie zufolge beginnt in Deutschland die Geschichte der Polizei etwa im 13. Jahrhundert. Es ist die Zeit, als nach Schwächung der Macht des Königs die Fürsten sich zu Landesherren aufschwingen und in ihren Territorien die Gerichtsbarkeit, das Bannrecht, sowie das Geleit- und Befestigungsrecht an sich ziehen. Über den allgemeinen Landfrieden hinaus gibt es keinen sicherheitspolizeilichen Schutz, weshalb die Städte eine Feuer-, Bau-, Gewerbe- und Gesundheitspolizei einrichten, die sie mit Knechten, Wächtern, Turmhütern und Söldnern besetzen. Außerhalb der so geschützten Städte sorgen auf dem flachen Land die Dorfschulzen für Ordnung in Dorf, Wald und Flur. Aufgabe des Landvogtes ist es dagegen nur, gefaßte Verbrecher zu bestrafen und den Strafvollzug zu überwachen.

Erstmals im Jahr 1530 erläßt der Reichstag zu Augsburg ein Gesetz über die allgemeine Ordnung und die Polizei. Darin werden als unsittlich bezeichnet, und bitte beachten Sie die Wertigkeit in der Reihenfolge: Gotteslästerung, Zutrinken, köstliche Kleidung, falsches Maß und Gewicht, wucherische Kontrakte, verbotenes Büchsen tragen, Ehebruch sowie Verfolgung der Bettler, Müßiggänger, Zigeuner, Landfahrer und Sänger.

Im Herzogtum Württemberg wird 1535 der Begriff Polizei erstmals in einem Befehl Herzog Ulrichs erwähnt, der sich gegen die Wiedertäufer richtet, die nicht zu dulden seien, weil sie guter »christlicher Pollizey« zuwider und jedermann mit ihrer Lehre beflecken. Der Kaiser überträgt 1548 die ihm formell zustehende Polizeiaufsicht an die einzelnen Landesherren und, von kurzen Zeitabschnitten abgesehen, bleibt in Deutschland die Polizei Angelegenheit der Länder.

Zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit wird 1577 die Reichspolizeiordnung erlassen. Sie regelt ausdrücklich die Abhängigkeit der landesherrlichen Polizei von der Reichsgesetzgebung und erlaubt den Fürsten, nur für ihr Gebiet die Reichsgesetze näher zu definieren. Aber diese Vorschrift bleibt graue Theorie, weil der Kaiser seine Polizeiverordnungen ja nur mit Hilfe und Unterstützung seiner Fürsten durchsetzen kann.

Aufgrund der Reichspolizeiordnung stellen die einzelnen Landesherren militärisch organisierte Reitereinheiten auf, die u. a. die Bezeichnungen wie Polizeidragoner, Polizeihusaren und Polizeijäger führen. Die souveränen und absoluten Landes-

herren legen in ihrer Maßlosigkeit den Polizeibegriff jedoch so aus: Das Amt der Polizei ist die Sorge für das allgemeine Wohl. Die Landesherren schreiben ihren Landeskindern vor, welche Art von Kleider sie tragen, was sie auf ihren Feldern anbauen und wie sie Fahrzeuge schmücken dürfen und verbieten ihnen nebenbei das Kaffeetrinken.

3. Mit Aufkommen des aufgeklärten Absolutismus beginnt eine neue Epoche des Polizeiwesens in Deutschland. Die einzelnen Staatsaufgaben werden getrennt. Die mit der »Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung« beauftragte Institution wird mit dem Begriff »Polizei« bezeichnet, der sich damit dem heutigen Verständnis nähert.

Das Land Preußen setzt 1718 einen Polizeiinspektor ein, der mit einigen Polizeidienern in Berlin sicherheitspolizeiliche Aufgaben wahrnimmt; auf dem flachen Land tätige werden »Polizeyreuter«, in Württemberg »Landreuter« genannt.

Friedrich der Große regelt 1742 in einer ausführlichen Polizeianweisung die Organisation der Polizei in Preußen und trennt endgültig die Wohlfahrtspflege vom Sicherheitsschutz. Der Polizei bleibt damit als Auftrag nur noch die Erhaltung der Sicherheit.

Übrigens macht Friedrich d. Gr. die tüchtigsten seiner Kriegsveteranen zu Polizisten, die Blessierten und weniger tauglichen zu Schulmeistern.

Herzog Karl Eugen jedoch bezeichnet noch 1744 mit dem Polizeibegriff seine Bestrebungen, von seiten der Regierung die Wohlfahrt und die Glückseligkeit der Untertanen sicherzustellen. Ein Verwaltungsrecht im heutigen Sinne gibt es im damaligen Württemberg nicht und der Herzog kann deshalb seine in Edikten, Reskripten und Dekreten verkündeten Verwaltungsgrundsätze jederzeit abändern oder ganz aufheben, solange er nicht auf innenpolitischen Widerstand, v. a. des Landtags, stößt.

Der Bürger hat keinen unbedingten Rechtsschutz gegen etwaige Mißgriffe der Polizeigewalt und der Inhaber der Polizeigewalt hält sich sogar für befugt, Zivil- und Strafprozesse durch einen »Machtspruch« zu entscheiden, was letzten Endes den Kampf um die Unabhängigkeit der Gerichte auslöst.

Der neue Polizeibegriff, der damit die Ablösung der sogenannten Wohlfahrtspolizei mit sich bringt, wird erstmals im Preußischen Allgemeinen Landrecht von 1794 klassisch wie folgt formuliert: »Die nötigen Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung und zur Abwendung der dem Publikum oder einzelnen Mitgliedern desselben bevorstehenden Gefahren zu treffen, ist das Amt der Polizei.«

Damit bleibt zwar Befehl und Zwang für die Polizei begriffswesentlich, aber man beschränkt sich auf die Abwehr von Störungen der guten Ordnung des Gemeinwesens.

In der Folgezeit berufen sich die übrigen deutschen Länder, da sie über entsprechende positive Gesetzesbestimmungen nicht verfügen, kraft Gewohnheitsrecht ebenfalls auf diese preußische Generalklausel.

Dieses Toleranzstreben hält jedoch in vielen der deutschen Einzelstaaten nicht lange an, denn als Folge der blutigen Ereignisse der Französischen Revolution von 1789 fürchtet so mancher kleine Landesherr in Deutschland um seinen Kopf und Kragen. Die Situation begünstigt die Entwicklung eines Polizeistaats, in dem sich der Landesherr nicht mehr um die von seiner Polizei eingesetzten Mittel kümmert, wenn nur Ruhe im Lande herrscht.

In Württemberg, das 1806 Königreich wird, gibt es in den ehemaligen österreichischen Landesteilen die »Polizeioffizianten«, bei den altwürttembergischen Oberämtern die sogenannten »Hatschiere«, die 1807 in Landjäger umbenannt werden.

Ungeachtet des Verwaltungsediktes von 1822, das den Gemeinden die Polizei als Aufgabe zuweist, wird neben den Landjägern noch die staatliche Polizei in Stuttgart beibehalten. Diese staatliche Polizei in Stuttgart erscheint der Regierung so wichtig, daß hierfür sogar eine Zeitlang ein eigenes »Residenzpolizeiministerium« eingerichtet wird. Diesem wird, solange Ludwigsburg offiziell als zweite Residenz anerkannt ist, die staatliche Polizei in Ludwigsburg unterstellt, für die eine eigene Oberpolizeidirektion eingerichtet wird.

Von Stuttgart, das 1844 rund 32 000 Einwohner hat, ist überliefert, daß zu dieser Zeit 31 Polizeimänner, nämlich 3 Oberpolizeikommissare, 4 Polizeiwachtmeister und 24 Polizeisoldaten bzw. Polizeidiener im Dienst stehen. Entsprechend den Bestimmungen des Verwaltungsediktes von 1822 wird schließlich doch 1849 die Polizeihöhe den Gemeinden übergeben. Neben den Gemeindepolizeien gibt es nur noch auf dem flachen Land die staatlichen Landjäger.

Um die Jahrhundertwende setzt sich allmählich die Erkenntnis durch, daß eine staatliche Polizei den Gemeindepolizeien vorzuziehen ist. Bei der Polizeikonferenz der deutschen Bundesstaaten 1897 wird erstmals über die Einrichtung einer einheitlich organisierten staatlichen Kriminalpolizei im Deutschen Reich gesprochen, doch eine Einigung wird nicht erzielt.

Im Jahre 1911 kündigt die Württembergische Regierung im Hinblick auf die Entwicklung des Verbrechertums die Verstaatlichung der Polizei an, beginnend mit der Stuttgarter Polizei. Es wird in Stuttgart eine Landespolizei-Zentralstelle, später Landespolizeiamt genannt, errichtet, doch wird die Weiterentwicklung bei Ausbruch des 1. Weltkrieges eingestellt. So bleibt bis Ende des 1. Weltkrieges die Polizei ein Organ der einzelnen Landesherrn. Ansätze einer Liberalisierung der Polizei sind vorhanden, treten aber nach außen kaum in Erscheinung. Immer noch ist der typische deutsche Polizeibeamte – der Schutzmann – ein säbeltragender, schnurrbärtiger ehemaliger Unteroffizier mit 12 Dienstjahren in der Armee, dem Kaiser absolut ergeben, machtbewußt und nicht überall beliebt. Er sollte ja auch in erster Linie gefürchtet werden.

4. In den geordneten Zeiten des Kaiserreiches genügt auch in Württemberg eine verhältnismäßig kleine Polizei allen Ansprüchen. Ihre Aufgaben werden durch Beamte des Einzeldienstes und Landjäger zu Fuß, zu Rad oder Pferd wahrgenommen und auf diese Erfordernisse sind Rekrutierung, Ausbildung, Bewaffnung und Ausrüstung abgestellt. Für außergewöhnliche Aufgaben ist zu ihrer Unterstützung ein Rückgriff auf das Militär vorgesehen, so wie etwa bei der Notlandung des Luftschiffes Graf Zeppelin in Echterdingen.

Begreiflicherweise kann eine solche Polizei mit der völlig veränderten Lage nach Ende des 1. Weltkrieges nicht fertig werden. Aus gewohnter Disziplin führt überall die Polizei die Anordnungen der jeweils amtierenden Regierung aus. Als innere Unruhen, Umsturzversuche und politische Morde zu einer bedrohlichen innerpolitischen Entwicklung führen, gerät in Württemberg die öffentliche Ordnung und Sicherheit in größte Gefahr, welcher die Polizei nicht mehr begegnen kann. Ungeheure Mengen an Waffen, Munition, Ausrüstung und Verpflegung müssen vor dem Zugriff Unbefugter geschützt werden.

In dieser Zwangslage sind sich in Württemberg die provisorische Landesregierung, der Landesausschuß der Arbeiter und Soldatenräte, mit dem stellvertretenden Generalkommando einig, daß Maßnahmen für die innere Sicherheit Württembergs getroffen werden müssen. Diese Aufgabe wird dem damaligen Leutnant und späteren Oberpolizeidirektor Hahn übertragen. Er sucht aus den in Auflösung begriffenen Teilen des württembergischen Heeres die einigermaßen zuverlässigen und disziplinierten Soldaten heraus und stellt die verlangte Sicherheitstruppe auf. Am 25. 12. 1918 stehen notdürftig unter selbstgewählten Führern die drei Sicherheitskompanien Isny, Ulm und Ludwigsburg, 12 weitere Sicherheitskompanien sind im Aufbau begriffen.

Ende Februar 1919 sind 30 Sicherheitskompanien einsatzbereit. Ihre Aufgabe ist: Sicherung des militärischen und privaten Gutes, Sicherung des geregelten wirtschaftlichen Lebens, Aufrechterhaltung von Ordnung und Ruhe, Zusammenarbeit mit den anderen Organen des Sicherheitsdienstes wie Ortspolizei, Gendarmerie und Landespolizei.

Als Kommunisten, Spartakisten und andere Radikale im ganzen Land schwere Ausschreitungen provozieren, verhängt die Württ. Landesregierung am 1. 4. 1919 den Belagerungszustand. Der darauf von den Radikalen in Württemberg ausgerufene Streik bricht nach scharfem Einschreiten der Sicherheitstruppen am 7. 4. 1919 zusammen.

Entsprechend den Bestimmungen des Versailler Vertrages muß die Sicherheitstruppe zum 1. 10. 1919 aufgelöst werden. Aus den bisherigen Verbänden wird eine Württembergische Polizeiwehr in Stärke von 3000 Mann aufgestellt. Die Aufgabe dieser straff organisierten, kasernierten Polizeitruppe ist es u. a., die unzulänglichen Kräfte der Landjäger und städtischen Polizeien zu ergänzen und zu unterstützen.

Auf Forderung des interalliierten Überwachungsausschusses wird die Polizeiwehr am 22. 9. 1920 wieder aufgelöst, weil sie nach Ausbildung und Ausrüstung geeignet ist, die Reichswehr zu verstärken. Teile der Polizeiwehr werden in die neu aufgestellte staatliche Ortspolizei übernommen. Sie muß die feldgraue Uniform ablegen und wird in Württemberg in Dunkelgrün neu eingekleidet.

Im Zuge dieser Umorganisation muß auf Forderung der alliierten Kommission auch die Oberleitung der Polizeiwehr aufgelöst werden. Dem widersetzt sich jedoch der Oberpolizeidirektor Hahn, weshalb er im April 1922 kurzerhand aus dem Dienst entlassen wird.

Beruhigung in das Polizeiwesen und damit Beendigung des ständigen Umorganisierens bringen erst das Württ. Polizeiverwaltungsgesetz vom 2. 12. 1921 und, nach vorheriger Vereinbarung mit den Ländern, das Reichs-Schutzpolizeigesetz vom 17. 7. 1922. Letzteres Gesetz regelt die rechtliche Stellung und die Versorgung der Schutzpolizeibeamten und auch die von der Entente verlangte 12jährige Dienstverpflichtung. Das Württembergische Polizeiverwaltungsgesetz vom 2. 12. 1921 dagegen bestimmt die künftige Organisation der Polizei. Sie gliedert sich nun

- in die Kommunale Polizei einschließlich Kriminalpolizei unter Dienstaufsicht der Oberämter und
- in das Landjägerkorps und die Schutzpolizei unter der Dienstaufsicht des Innenministeriums. Die kasernierte Schutzpolizeischar 5 wird in Ludwigsburg stationiert, später folgt die Reitschulabteilung der Polizei.

Die mit dem Württ. Polizeiverwaltungsgesetz von 1921 geschaffene unhaltbare Trennung der Polizei wird in den Jahren 1922-1923 durch Übernahme der kommu-

nalen Polizei in die staatliche Polizei aufgehoben. Damit ist in Württemberg die Einheitspolizei verwirklicht. Die Schutzpolizei gliedert sich nun in den Polizei-Einzeldienst und die Bereitschaftspolizei, der es mit zu verdanken ist, daß in den nachfolgenden Jahren Württemberg vor größeren Erschütterungen bewahrt bleibt.

Es liegt in der Natur der ihr zufallenden Aufgaben, daß diese Polizeitruppe sich häufig im Gegensatz zu dem Teil des Volkes befinden muß, der die von ihr auszuführenden oder zu überwachenden Maßnahmen der Regierung nicht billigt. Sie hält sich, von Einzelfällen abgesehen, von jeder politischen Betätigung fern und erfüllt pflichtgetreu ihren Dienst. Durch ihr ruhiges und sachliches Auftreten erwirbt sie sich in langer, mühevoller Arbeit mit der Zeit das volle Vertrauen der ordnungsliebenden Bevölkerung.

5. Die begonnene äußere und innere Neuordnung der Polizei hätte bei konsequenter Fortführung zu einer steten Entwicklung vom sogenannten Büttel im Polizeistaat alter Art zum Ordnungshüter neuer Art in der Weimarer Demokratie führen können.

Jedoch es kommt anders: Die Mehrzahl der Polizeibeamten steht zwar auf dem Boden der republikanischen, rechtsstaatlichen Ordnung, doch leider kann auch die Polizei Hitlers Aufstieg in das höchste Regierungsamt nicht verhindern. Sie ist weisungsgebunden und lehnt außergesetzliche Maßnahmen ab. Die neuen Machthaber richten zudem ihr Augenmerk sofort auf die Polizei.

Nach der sogenannten Machtübernahme 1933 werden besonders mißliebige Beamte sofort entlassen und die Führungsstellen in der Polizei mit Nationalsozialisten besetzt, so wie es den »Alten Kämpfern« vor der Machtübernahme versprochen worden war. Die sofortige Entlassung einer großen Anzahl demokratisch eingestellter und auch jüdischer Polizeibeamten hätte allein schon den völligen Zusammenbruch der öffentlichen Sicherheit zur Folge gehabt, doch wird dies mit dem »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom April 1933 noch vervollständigt.

In Württemberg sträubt sich nach der Reichstagswahl vom 5. März 1933 die Regierung Bolz gegen die Folgen der Machtübernahme; so auch gegen die Hissung von Hakenkreuzfahnen auf den staatlichen Gebäuden. Die neue Reichsregierung reagiert sofort und am 8. 3. 1933 übernimmt der Reichsminister des Innern u. a. auch im Land Württemberg die polizeilichen Befugnisse aufgrund der »Notverordnung zum Schutze von Volk und Staat«. Als Beauftragter der Reichsregierung, als sogenannter »Polizeikommissar« wird von Jagow, ein hoher SA-Führer aus Esslingen, ernannt, auf den die Aufsichtsbefugnis der Württ. Regierung für das Polizeiwesen übergeht.

Über die Ernennung der »Polizeikommissare« schreibt der »Völkische Beobachter« am 9. 3. 1933: Die Notwendigkeit für die Übertragung der Polizeibefugnisse auf die Beauftragten des Reichsministers des Innern ist damit begründet, daß die Verhältnisse in bezug auf den Einsatz der Polizeikräfte und in bezug auf ihr Verhalten gegenüber den nationalen Verbänden in den einzelnen Ländern immer uneinheitlicher und damit unhaltbarer geworden sind. Es geht nicht an, daß in Berlin die Schutzpolizei unter der Hakenkreuzflagge an der Seite mit der SA Dienst tut, während in Stuttgart national gesinnte Offiziere verabschiedet werden.

Nachdem zwischenzeitlich sich die neue Württ. Regierung unter Reichsstatthalter Murr etablierte, wird am 17. 3. 1933 ein Kommandeur der Schutzpolizei bestellt, der unmittelbar dem Innenminister unterstellt ist. Er verstärkt den staatlichen Einzel-

dienst und das Landjägerkorps durch »Hilfspolizeibeamte« aus den Reihen der SA, SS und Stahlhelm. Auch sollte er die erforderlichen polizeilichen Maßnahmen ergreifen, etwa bei inneren Unruhen, wobei an eine mögliche Gegenrevolution gedacht wird.

Unter der Losung »Weg mit den Fesseln von Versailles« beginnt 1933 nicht nur die Aufrüstung der Reichswehr, sondern auch die Verstärkung der Landespolizei, die nun nach dem Führerprinzip zentralistisch geführt wird. Sie ist im Oktober 1935 gegliedert, ausgebildet und ausgerüstet wie die entsprechenden Verbände der Wehrmacht. Im Reich werden die Landespolizei-Inspektionen Nord, Mitte und Süd eingerichtet und an ihre Spitze zu Generälen ernannte »alte Kämpfer« gesetzt; Stuttgart wird der Sitz der Inspektion Süd. Nach Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit am 7. 3. 1936 werden Teile der Inspektion Süd zur Wahrnehmung von Grenzschutzaufgaben an den Rhein verlegt und dem Heer unterstellt, dagegen die Landespolizeigruppe Stuttgart geschlossen in die Wehrmacht überführt.

Zur Bewältigung polizeilicher Aufgaben sind nur der Polizei-Einzeldienst und die Landjäger, jetzt Gendarmen genannt, übriggeblieben. Die neue Staatsführung erkennt sehr bald, daß neben dem Polizei-Einzeldienst zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Sicherheit und zum Schutze des Staates besondere Polizeiverbände notwendig sind. Diese Personallücke in der Polizei kommt den Bestrebungen der Partei geradezu entgegen, denn viele »alte Kämpfer« warten immer noch auf ihre Belohnung in Form einer staatlichen Unterbringung. So werden geeignete Angehörige der SA- bzw. SS-Feldjäger und der SA-Hilfspolizei beamtenrechtlich in die Polizei übernommen. Nun werden neue Hundertschaften, jedoch nicht mehr kaserniert, aufgestellt und den Schutzpolizeikommandos unterstellt.

Mit dem Gesetz vom 17. 6. 1936 wird die Reichspolizei geschaffen. Die Polizei wird auf Reichsebene zentralisiert, dem Reichsführer SS Heinrich Himmler unterstellt und damit beginnt die unheilvolle zwangsweise Verschmelzung von Polizei und SS. Eine neue Handhabung der Polizeigewalt entwickelt sich, was in der zunächst noch vorsichtig in Erscheinung tretenden Gestapo mit ihren Nebeneinrichtungen den erschreckenden Ausdruck findet. Die Polizeihöheit der Länder wird endgültig aufgehoben, das Deutsche Reich entwickelt sich zu einem Polizeistaat.

In den noch verbleibenden Friedensjahren tritt die Polizei nur noch als Einzeldienst in Erscheinung. Großveranstaltungen werden von der Partei durchgeführt, den dabei erforderlichen Ordnungsdienst übernehmen SA und SS. Bei derartigen Veranstaltungen tritt die Polizei nur noch als Parade-Truppe auf.

Erst im Jahre 1938, vor dem Anschluß von Österreich, und später bei der Besetzung des Sudetenlandes, wird das Fehlen geschlossener Polizeiverbände festgestellt. In aller Eile werden bunt zusammengewürfelte Verbände aufgestellt und auf beschlagnahmte Omnibusse und Privat-Pkw verlastet.

Um diesem Mangel abzuhelfen, werden im Hinblick auf den Polenfeldzug Polizeibataillone aufgestellt, so in Stuttgart das Polizei-Reservebataillon 51. Hier wie auch in den späteren Feldzügen werden diese Einheiten zunächst zur Sicherung der rückwärtigen Armeegebiete und dann zur Bekämpfung der mehr und mehr einsetzenden Partisanentätigkeit verwendet.

Nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Frankreich wird der Polizei die Aufgabe zugewiesen, an der früheren Reichsgrenze von Elsaß und Lothringen gegen Frankreich die besetzten Gebiete gegen »Ausplünderung« durch ins Reich fahrende Wehrmachturlauber zu schützen. Nach Erfüllung dieser Aufgaben werden diese

Polizeiverbände aufgelöst und die Beamten auf Einzelposten in Elsaß-Lothringen eingesetzt.

In Frankreich kommt es später noch zu dem großräumigen Einsatz der deutschen Polizei, insbesondere der Kriminalpolizei, beim Bau des Westwalls. In betrügerischer Absicht größten Ausmaßes werden von Baufirmen mehr Lieferungen von Baumaterialien, vor allem von Zement, verrechnet, als tatsächlich verbaut wurden.

Mit Beginn des Rußlandfeldzuges werden der Polizei alle noch einigermaßen polizeiähnlichen Aufgaben entzogen, sie wird nur noch im Rahmen von Wehrmachtsverbänden zur Durchführung polizeifremder Truppenaufgaben eingesetzt. Im Gegensatz zur Wehrmacht sind jedoch die Polizeiverbände völlig ungenügend mit veralteten Waffen aus Wehrmachts- und Kriegsbeutebeständen, u. a. mit wassergekühlten Maschinengewehren o8/15 aus dem 1. Weltkrieg und kaum mit panzerbrechenden Waffen ausgerüstet.

Was diese Art des polizeifremden Einsatzes im Kriegsgebiet sowohl für die Polizei im ganzen als auch für den einzelnen Polizeiangehörigen nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches mit sich bringen sollte, zeigt sich sofort bei Kriegsende. Nicht allein nur infolge ihrer Verwendung als kämpfende Truppe wird die Polizei, wenigstens soweit sie außerhalb der Reichsgrenze eingesetzt war, von den alliierten Siegermächten zunächst kurzerhand als »Verbrecherische Organisation« eingestuft. Sie war ja auch mit der SS gekoppelt, teilweise war der Offiziersnachwuchs aus der SS hervorgegangen und außerdem führten Polizeiangehörige neben ihren Polizeidienstgraden auch noch die entsprechenden SS-Dienstgrade. Die SS aber hatte in den besetzten Gebieten Kriegsverbrechen begangen, unter deren Verfolgung zwangsläufig auch Polizeiangehörige schwer zu leiden hatten. Sie werden bei ihrer Gefangenahme häufig nicht als Kriegsgefangene, sondern als Kriegsverbrecher mit allen schwerwiegenden Begleiterscheinungen und Folgen behandelt.

6. Während des Krieges sind die meisten aktiven Beamten außerhalb des eigenen Landes eingesetzt und deshalb ist bei Kriegsende die Heimat von Polizeibeamten entblößt. Die wenigen im Dienst verbliebenen Beamten können ihre Aufgabe nicht mehr bewältigen und sind nach dem Zusammenbruch und Besetzung der Heimat durch alliierte Truppen nicht mehr aktionsfähig.

Nach dem totalen Zusammenbruch des Deutschen Reiches übernehmen die Besatzungsmächte die Ausübung aller staatlichen Gewalt. Gemäß den Beschlüssen von Jalta vom 11. 2. 1945 wird die Polizei nach angelsächsischem Vorbild entstaatlicht und dezentralisiert; sie muß die Verwaltungspolizei an die Gemeinden und Landkreise abgeben und darf weder Verordnungen noch Strafverfügungen erlassen. In allen Orten mit über 5000 Einwohnern müssen selbständige kommunale Polizeien und nur für die Landgebiete staatliche Landespolizeien eingerichtet werden. Im übrigen dient den verschiedenen Besatzungsmächten die Polizei ihres Heimatlandes als Vorbild für die Organisation und Struktur der von ihnen neu aufzustellenden deutschen Polizei.

Die im heutigen Bundesland Baden-Württemberg verantwortlichen Besatzungsmächte USA und Frankreich haben, nicht zuletzt geschichtlich bedingt, recht unterschiedliche Auffassungen von den Aufgaben, dem Wesen und Organisation der Polizei. Auch in ihren Forderungen nach Entmilitarisierung, Entnazifizierung und Dezentralisierung besteht durchaus keine Übereinstimmung.

Unter diesen Voraussetzungen beginnt in der amerikanisch und französisch besetzten Zone Württembergs im Mai 1945 der behelfsmäßige Aufbau der Polizei.

Landräte und Bürgermeister organisieren nach den Anweisungen der örtlich zuständigen Sicherheitsoffiziere der Besatzungsmächte den Polizeidienst. Die über das Kriegsende an ihren Dienstorten verbliebenen Beamten, sofern politisch nicht zu stark belastet, dürfen zunächst im Dienst verbleiben. Im Laufe des Sommers 1945 werden in der amerikanischen Zone nach und nach alle ehemaligen Parteimitglieder entlassen. Ein Kuriosum ist, daß ein Teil dieser entlassenen Beamten von der französischen Besatzungsmacht in Südwürttemberg wieder eingestellt wird.

Als Ausgleich für die Entlassungen werden hauptsächlich politisch nicht belastete ehemalige Wehrmichtsangehörige und auch ungediente Bürger, die linksparteilich orientiert sind, eingestellt. Auf diese Weise kam ich als ehemaliger Wehrmichtsangehöriger, jedoch nicht berufsmäßiger Soldat, am 21. 5. 1945 zur Polizei in Ravensburg und kenne die damalige Einstellungspraxis aus eigener Erfahrung. Dem damaligen Zeitrend entsprechend standen entlassene politische Häftlinge bei den Besatzungsmächten besonders hoch im Kurs. Demzufolge machten bei uns 4 oder 5 ehemalige politische Häftlinge Polizeidienst. Als im Herbst 1945 die Strafregisterbehörden wieder Auskünfte erteilen, stellt sich heraus, daß es sich bei unseren Kollegen nicht um politische Häftlinge, sondern um schwer kriminelle Verbrecher, die dann sofort entlassen werden. Im Zuge der Überprüfung der Strafregisterauszüge wird auch festgestellt, daß von den bei der Stadtverwaltung erfaßten und mit Lebensmittelsonderrationen versehenen 45 politischen Häftlingen tatsächlich nur 5 aus politischen Gründen inhaftiert gewesen waren.

Ein grelles Schlaglicht auf den Sicherheitszustand im Jahre 1945 wirft die Sache, die sich in einer kleinen Gemeinde des Oberlandes abspielt. Dort installiert sich mit wohlwollender Zustimmung der Besatzungsmacht eine Polizeitruppe von ca. 35 ehemaligen polnischen KZ-Häftlingen. Sie plündern die umliegenden Bauernhöfe aus, rauben und stehlen, was ihnen unter die Finger kommt, sperren mißliebige Personen ein und üben ein wahres Schreckensregiment aus. Schließlich macht die Besatzungsmacht diesem Spuk deshalb ein Ende, weil durch die Plünderungen und Viehdiebstähle die Versorgung der französischen Besatzungstruppen gefährdet ist.

Doch zurück zur Deutschen Polizei, deren Angehörige zunächst in Zivil, nur mit einer weißen Armbinde versehen, Dienst tun. Anfänglich erhalten sie gar keine Waffen, später eine Hiebwaffe und erst im Jahre 1946 vereinzelt ausrangierte amerikanische Colts und alte Wehrmichtskarabiner. Die monatliche Entlohnung beträgt 182 RM für einen ledigen Beamten, entsprechend der ehemaligen Wehrmichtsbesoldung eines Gefreiten.

Für die Polizei in der amerikanischen Zone sind die Vorschriften der Militärregierung bindend, die mit dem Satz beginnen: die deutschen Polizeidienststellen tragen im Rahmen ihrer Zuständigkeit die Verantwortlichkeit für Ruhe und Ordnung, für die Durchführung der deutschen Strafgesetze, für die Durchführung der Gesetze, Erlasse und Befehle der alliierten Kontrollbehörde und der Militärregierung und für die Erfüllung solcher anderen, nicht mit diesen Bestimmungen in Widerspruch stehenden Polizeiaufgaben, die ihnen aufgrund deutscher Gesetzgebung übertragen sind.

Im Sommer 1945 sind die Sicherheitsverhältnisse in Ludwigsburg ebenso wie im ganzen Land so schlecht, daß sich mit Beginn der Abendstunden kein Bürger mehr auf die Straße traut. Deshalb wird u. a. auch in Oßweil eine Bürgerwehr aufgestellt, deren Mitglieder mit Prügeln bewaffnet zur Nachtzeit durch die Straßen patrouillieren.

ren. Als wenige Tage später zwei Mitglieder von unbekannt gebliebenen Tätern erschossen werden, löst sich die Bürgerwehr wieder auf.

Ein besonderes politisches Problem in Ludwigsburg sind die Tausende von ehemaligen ausländischen, meist polnischen Zwangsarbeitern, welche in den Kasernen untergebracht sind, die von der Polizei nicht betreten werden dürfen.

Das Benehmen dieser Ausländer in Ludwigsburg wird durch folgenden Vorfall gekennzeichnet: Als wieder einmal unter den Mitgliedern eines polnischen Klubs in der Gaststätte »Deutsches Haus« eine Schlägerei ausgebrochen ist, versuchen zwei mutige deutsche Polizisten den Streit zu schlichten. Zum Dank werden sie von den streitenden Parteien krankenhaureif geschlagen. Den auf die Straße vor dem Lokal verlagerten Streit beendet schließlich ein US-Offizier durch eine Salve aus einer Maschinenpistole über die Köpfe der Randalierer.

Im Winter 1945–1946 entwickeln sich die DP-Lager mit ihren ausländischen Insassen zu einer Landplage und zu einer ersten Bewährungsprobe für die deutsche Polizei. In den Dienstberichten der damaligen Zeit sind eine Vielzahl von schweren Straftaten verzeichnet. Einige der spektakulärsten Fälle sind folgende:

Festnahme einer 5köpfigen polnischen Räuberbande im Landkreis Böblingen;

Festnahme einer 7köpfigen ausländischen Räuberbande im Landkreis Schwäb. Hall;

Raubmord, verübt durch eine Polenbande in Klaffenbach bei Welzheim;

Festnahme einer 7köpfigen polnischen Räuberbande in Waldenbuch unter tatkräftiger Mithilfe eines amerikanischen Sicherheitsoffiziers; einige Bandenmitglieder wurden bei der Festnahme erschossen. Die Bande ermordete einen Bauern im Lkrs. Öhringen und hatte eine Vielzahl von Raubüberfällen in den Kreisen Böblingen, Leonberg und Vaihingen verübt; ihre letzte Straftat war die Plünderung des Rechentshofes bei Hohenhaslach.

Als der Winter 1945/46 vorbei ist, wird für die deutsche Polizei immer vordringlicher die Bekämpfung des Schwarzhandels, der Schwarzschlachtungen und der Fälschung von Lebensmittelkarten, um die Versorgung der deutschen Bevölkerung einigermaßen zu sichern. In der Hochblüte der Schwarzhandels- und Schieberzeit ist es für die einschreitenden Polizeibeamten beinahe unmöglich zu entscheiden, welche Waren gestohlen sind oder aus rechtmäßigem Privatbesitz stammen.

Ein Einsatz der Polizei seltener Art wird im Frühjahr 1946 notwendig, als eines Morgens ca. 500 hungrige Menschen das Frühkartoffelgebiet von Lauffen am Neckar förmlich stürmen und dieses von der Polizei mit Unterstützung der amerikanischen Militärpolizei geschützt werden muß.

Als Folge des im Hitlerreich mit der Polizei getriebenen Mißbrauchs sieht sich die neue Polizei dem größten Mißtrauen der Besatzungsmächte in Nord- und Südwürttemberg gegenüber. Die Ausführung von Befehlen und Weisungen der Besatzungsmächte ist strikte Pflicht für alle Polizeibeamten; Widerspruch oder Aussprachen gibt es nicht.

In der Zusammenarbeit mit der Besatzungsmacht nimmt der Berufsweg eines alten Kollegen ein unrühmliches Ende. Während des Schalterdienstes in der Polizeidirektion Ludwigsburg nimmt er eine Anruf in englischer Sprache entgegen. Leider versteht der Beamte kein Englisch und nach einigem Hin und Her beendet er verärgert das Ferngespräch mit dem »Schwäbischen Gruß«. Der Anrufer ist jedoch ein amerikanischer Offizier gewesen, der sehr wohl deutsch spricht und dem auch die Bedeutung des schwäbischen Grußes recht geläufig ist. Kurz nach Beendigung des

Ferngesprächs kommt der Offizier auf die Wache und nimmt den Beamten mit, offensichtlich in der Auffassung, er habe es mit einem Fall der Insubordination und der Verächtlichmachung der amerikanischen Besatzungsmacht zu tun. Ohne daß jemals ein Gerichtsverfahren stattfindet, wird der Beamte ein Jahr in Haft gehalten und ist damit aus dem Polizeidienst entfernt.

Trotz der argwöhnischen Behandlung durch die Besatzungsmächte gelingt es gerade der Polizei durch ihre unermüdliche sachliche Arbeit und Einsatzfreudigkeit als einer der ersten deutschen Behörden, das Mißtrauen der Besatzungsmächte zu überwinden und auch das Vertrauen der deutschen Bevölkerung zu gewinnen.

So turbulent auch die ersten Nachkriegsjahre sind, die Aufgabenstellung für die Polizei ist auch den wenig geschulten Beamten klar, nämlich Bekämpfung des Verbrechens in seinen verschiedensten Erscheinungsformen, um so die Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit zu erzwingen.

Nach der Währungsreform im Juni 1948 beginnt sich das öffentliche Leben in unserem Land zu normalisieren und die Polizei beginnt mit der routinemäßigen Bekämpfung der Kriminalität und der Bewältigung des Verkehrsgeschehens.

Am 14. 10. 1948 stellt der amerikanische Heeresminister Kenneth Royall während einer europäischen Inspektionsreise bei einer Ansprache in Frankfurt/Main zwar nicht die Schaffung eines deutschen Heeres, jedoch die Aufstellung einer Polizeitruppe für einen westdeutschen Bundesstaat zur Diskussion. Spätestens zu diesem Zeitpunkt müssen die westlichen Besatzungsmächte erkennen, daß sie viele Pläne, die sie mit dem militärisch zerschlagenen Deutschland hatten, infolge der seit Kriegsende veränderten politischen Weltlage nicht in die Praxis umsetzen können. Einer dieser Pläne war die Niederhaltung der deutschen Bevölkerung durch fremde Besatzungstruppen als Polizeimacht. Sie beginnen einzusehen, daß es nicht länger Aufgabe ihrer Truppen sein kann, in Deutschland Polizei zu spielen, während ihre Truppen im Osten vor der militärischen Bewältigung viel größerer und schwerwiegender Aufgaben stehen.

In den Jahren 1949 und 1950 veröffentlicht die Hohe Alliierte Kommission mehrere Erklärungen, die sich mit der Deutschen Polizei befassen. Als erstes werden die Bundesländer zu verfassungsrechtlichen Trägern der Polizeihochheit, die ihre Polizei selbst organisieren können. Unter anderem wird genehmigt, daß Städte ihre Polizeieinheiten mit denen anderer Gemeinden zusammenschließen dürfen, vorausgesetzt daß keine Polizeieinheit mehr als zweitausend Angehörige zählt und das zusammengeschlossene Gebiet nicht größer als ein Regierungsbezirk ist.

Aufgrund dieser Bestimmungen stimmen in Nordwürttemberg die meisten Gemeinden mit über 5000 Einwohnern im Hinblick auf die finanziellen Kosten der Verstaatlichung ihrer kommunalen Polizei zu. In Südwürttemberg ist eine derartige Organisationsänderung nicht erforderlich, da dort schon 1946 die gesamte Polizei verstaatlicht wurde.

Obwohl die Hohe Alliierte Kommission die Länder ermächtigt, in jedem Land eine zentrale Polizeischule einzurichten, hält sie an der kommunalen, nicht zentralen Organisation der Polizei in den einzelnen Ländern fest.

Bis zu diesem Zeitpunkt haben sich die Polizeikräfte in den Ländern der Bundesrepublik Deutschland aus einem Nichts heraus über die bescheidensten Anfänge hinweg doch wieder zu einer Organisation entwickelt, die man als deutsche Polizei bezeichnen kann. In Stuttgart-Vaihingen, Karlsruhe-Durlach, Rottenburg am Nek-

kar und Waldshut in Baden sind Polizeischulen in Betrieb, welche die Schulung und Ausbildung der neu eingestellten Polizeibeamten übernehmen. Die für den Polizeiberuf geeigneten Beamten kehren aus diesen Anstalten polizeilich geschult und ausgebildet in die staatliche Landespolizei oder kommunale Polizei der Städte zurück.

Im August 1950 betont Bundeskanzler Dr. Adenauer auf einer Besuchsreise in USA anlässlich eines Interviews durch die »New York Times«, daß der zunehmende politische Druck aus dem Osten, wo bewaffnete Formationen aller Art entstanden sind, die Aufstellung starker deutscher Polizeikräfte notwendig mache. Er lehnt dabei ausdrücklich den Gedanken ab, daß daraus eine neue deutsche Wehrmacht entstehen solle. Die zu schaffenden Polizeikräfte sollen lediglich ein Gegengewicht zur Volkspolizei der Ostzonenregierung bilden.

Schon einen Monat später ermächtigen die Westmächte die Bundesrepublik, mobile Polizeiformationen in einer Gesamtstärke von 30 000 Mann aufzustellen. Diese Polizeiformationen sollen dazu dienen, die innere Sicherheit der Bundesrepublik zu übernehmen, während der Schutz nach außen nach wie vor den westlichen Besatzungsmächten obliegt.

Die Westmächte genehmigen wohlgerne nicht die Aufstellung einer Bundespolizei, sondern den einzelnen Ländern unterstehende Bereitschaftspolizeien. Die Haltung der einzelnen Länder zu dieser Genehmigung ist keineswegs einheitlich. Schließlich einigen sich die Länderinnenminister auf 10 000 Mann Bereitschaftspolizei und, da noch genehmigte Kapazität frei ist, auf Aufstellung von 10 000 Mann Bundesgrenzschutz, während über die immer noch restlichen 10 000 Mann erst zu einem späteren Zeitpunkt entschieden werden soll.

Nach Gründung des Bundeslandes Baden-Württemberg wird gemäß Polizeigesetz von 1955 die Polizei im Lande, mit Ausnahme der Städte Karlsruhe, Mannheim und Stuttgart, die erst Jahre später folgen, verstaatlicht. Demzufolge wird 1956 die bis dahin städtische Polizeidirektion Ludwigsburg aufgelöst und die Polizei in Stadt und Landkreis in dem neuen Landespolizei-Kreiskommissariat Ludwigsburg zusammengefaßt.

Nach erneuter Änderung des Polizeigesetzes wird 1968 Ludwigsburg wieder Sitz einer Polizeidirektion, jetzt aber staatlich, in der erstmals Schutz- und Kriminalpolizei unter einem Leiter zusammengefaßt sind.

Von größter Tragweite ist das 1972 von der Innenministerkonferenz verabschiedete »Programm für die innere Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland«, das ungeachtet der föderalistischen Struktur der Polizei eine länderübergreifende und wirkungsvolle Zusammenarbeit der Länderpolizeien ermöglichen soll. Um dieses Ziel zu erreichen, erläßt die Landesregierung 1973 den »Sicherheitsplan für Baden-Württemberg«, der die personelle und sachliche Ausstattung der Polizei im Lande festlegt.

Der Sicherheitsplan verlangt, daß Schutz- und Kriminalpolizei schon auf unterer Ebene unter eine gemeinsame Führung gestellt wird. Diese Forderung entspricht der gesetzlichen Bestimmung, daß der Sicherheitsauftrag der Polizei den gesamten Bereich der Verbrechensbekämpfung, also die Verbrechensverhütung und die Strafverfolgung umfaßt und daß Schutz- und Kriminalpolizei gemeinsamer Träger dieser Aufgabe ist. Nur durch weitgehende organisatorische Integration von Schutz- und Kriminalpolizei kann diese Forderung erfüllt werden.

Eine weitere und wesentliche Forderung des Sicherheitsplanes ist es, in allen

Bundesländern eine Polizeidichte von 1 : 400 zu erreichen. 1945 hatten die Besatzungsmächte für Westdeutschland eine Polizeidichte von 1 : 800 festgelegt.

Im Jahre 1972 beträgt die Polizeidichte in unserem Land 1 : 547, im Jahre 1977 annähernd 1 : 500 und liegt damals wie heute an letzter Stelle aller Bundesländer. Somit beträgt der errechnete Nachholbedarf für unser Land 3000–4000 Polizeibeamte.

Der Begriff »Polizeidichte«, der auch häufig in der Presse genannt wird, bedarf einer Erläuterung. Polizeidichte ist die Relation von Einwohnerzahl zu der Zahl der Polizeibeamten, d. h. bei einer Polizeidichte von 1 : 400 kommt im Landesdurchschnitt auf 400 Einwohner ein Polizeibeamter. Bei der Berechnung werden jedoch auf Landesebene alle Beamten, die der Bereitschaftspolizei, des Polizei-Einzeldienstes, der Wasserschutzpolizei, des Innenministeriums, der Landespolizeidirektionen und des Landeskriminalamtes zusammengezählt. Nach rechnerischem Abzug der Beamten für die vorgenannten zentralen Stellen ergibt sich derzeit bei den untergeordneten örtlichen Stellen eine Polizeidichte von etwa 1 : 800.

Unter dem Eindruck des terroristischen Geschehens wurde Pressemeldungen zufolge die Polizei in unserem Lande laufend verstärkt. Verstärkt wurden jedoch in erster Linie die zentralen Stellen, bei denen Sonderkommandos eingerichtet wurden, so daß meist für den Einzeldienst als fühlbare Verstärkung nicht mehr viel übrigblieb.

Natürlich ist die personelle Verstärkung der zentralen Polizeidienststellen aus strategischer Sicht auch dringend notwendig. Aber der Einzeldienst trägt die Last der täglichen polizeilichen Arbeit, die als Folge der Liberalisierung der Gesetzgebung und der offensichtlichen Bewußtseinsänderung der Bevölkerung seit 1945 um ein Mehrfaches zeitraubender und komplizierter geworden ist. Vernehmungen von Beschuldigten und Zeugen müssen auch in Bagatellfällen ausführlicher wie früher niedergeschrieben werden. Amtshandlungen sind in den Protokollen ausführlich und begründet darzustellen, für den Fall, daß sie später durch Straf- und Verwaltungsgerichte nachgeprüft werden.

In Wahrnehmung seiner demokratischen Grundrechte neigt der Bürger mehr denn je dazu, jegliche Maßnahmen der Polizei, auch solche aus geringfügigem Anlaß, wie etwa im Straßenverkehr, in Zweifel zu ziehen und mit Strafanzeigen oder Dienstaufsichtsbeschwerden dagegen anzugehen. Bei Blutproben im Straßenverkehr kommt es häufig zum Widerstand, weil der Betroffene die Rechtmäßigkeit der polizeilichen Amtshandlung nicht einsehen will oder kann. Untersuchungs- und Strafgefangene machen von der Möglichkeit, sich über das Aufsichtspersonal in den Vollzugsanstalten zu beschweren, regen Gebrauch und auch diese Beschwerden, auch wenn sie augenscheinlich völlig unberechtigt sind, müssen von der Polizei zeitaufwendig bearbeitet werden, damit sie dann endgültig von der Staatsanwaltschaft eingestellt werden können.

Die Darstellung der Polizei im Wandel der Geschichte darf ich mit einem Ausblick auf die vor uns liegende Zeit abschließen.

Der jetzigen Polizeigeneration stellt sich die Aufgabe, über 30 Jahre nach Kriegsende die geschichtliche und politische Belastung der Deutschen Polizei ein für allemal zu bewältigen und den Demokratisierungsprozeß in der Polizei zu einem guten Ende zu führen. Nach 20 Jahren staatsbürgerlicher Bildungsarbeit in der Polizei ist festzustellen, daß die Mehrzahl der Beamten nicht nur ein loyales Verhältnis zur

Demokratie hat, sondern auch bereit ist, unsere demokratische Grundordnung zu schützen, wenn erforderlich unter Einsatz des Lebens.

Der Publizist Mostar tat einmal folgenden Ausspruch: »Je politischer, reifer und mündiger der Staatsbürger wird, desto schwieriger wird der Dienst der Polizei.« In dieser Erkenntnis arbeitet die Polizei an ihrem Selbstverständnis und bittet um Fremdverständnis, um das Vertrauen des Bürgers.

Es ist das Ziel der Polizei, mit menschlichem Profil in höchstmöglichem Maße sich mit dem Bürger, der Umwelt und der Zeit zu integrieren, um so der drohenden Isolierung zu entgehen, die Zukunft zu bestehen und an einer besseren Welt mitarbeiten zu können.

Alte und neue Werbegrafik – von Franck zu Unifranck*

Von Gerhard Rüschen

Meine Damen und Herren,
wir haben Sie zu einer ungewöhnlichen Ausstellung eingeladen.

Als wirtschaftendes Unternehmen, als nüchterne Geschäftsleute haben wir uns in die heiligen Hallen der Kunst gewagt, wo sonst Gemälde, Grafiken, Plastiken und andere Werke der bildenden Kunst gezeigt werden, und stellen Ihnen zu kommerziellem Zweck entstandene alte und neue Werbegrafik vor: Von Franck zu Unifranck.

Der Anlaß für diese Ausstellung ist das 150jährige Jubiläum der Firma Unifranck Lebensmittelwerke GmbH Ludwigsburg und ihrer Vorgängerfirmen. An diesem Geburtstag sind drei Dinge bemerkenswert:

1. Die lange Zeit von eineinhalb Jahrhunderten, denn es gibt erst sehr wenige so alte Firmen.
2. Diese 150 Jahre waren nicht irgendein normaler Zeitraum, sondern wahrscheinlich die bewegtesten eineinhalb Jahrhunderte der Geschichte der Menschheit.
3. Unifranck hat auf einigen Gebieten Pionierleistungen vollbracht.

Eine dieser Pionierleistungen sind die Arbeiten auf dem Gebiet der Werbung und der Gebrauchsgrafik. Von diesen zeigt Ihnen die Ausstellung eine große Zahl von Exemplaren, die aus dem reichhaltigen Archiv des Unternehmens stammen. Dieses Archiv geht übrigens in diesen Tagen in die Hände des Staatsarchivs Ludwigsburg über.

Zwar ist Kunst im Gegensatz zur Werbung und Gebrauchsgrafik in ihrer eigentlichen Zielsetzung nicht kommerziell (selbstverständlich muß allerdings auch ein Künstler von seiner Arbeit leben), aber es gibt doch für beide, Kunst und Werbung, Gemeinsamkeiten. Sie sind, wie das moderne Wort heißt, Kommunikation. Was ist Kommunikation?

Das Wort Kunst kommt nicht, wie man landläufig meint, von Können, sondern von Künden. Am Anfang steht die Idee des Künstlers; das, was er verkünden will. Die Kunst ist das Mittel der Darstellung, die Mitteilung und wird zur Botschaft. Natürlich muß die Umsetzung gut sein, Können muß schon auch dazukommen, aber primär ist die Idee, die Botschaft, das zu Verkündende. Wäre es nur Können, wäre es Handwerk, Kunstgewerbe. Meines Erachtens liegt in der Verwechslung von Künden und Können das große Mißverständnis mancher moderner, sogenannter Kunst.

Auch in der Werbung wird dieser Fehler gemacht. Wenn die Juroren von Film-Festivals, z. B. in Cannes, die besten Filme prämiieren, dann wird selten der Film mit der besten Botschaft Sieger, und zwar deswegen, weil hauptsächlich die Technik bewertet wird, die Ästhetik, die Bildführung, die Dramatik oder auch die Elemente

* Vortrag anläßlich der Eröffnung der Ausstellung »Alte und neue Werbegrafik« – von Franck zu Unifranck – am 22. 9. 1978 in der Villa Franck

einer Anzeige, ihre Anordnung, Farben etc. Entscheidend aber ist, ob das handwerkliche Können die Idee als Botschaft umsetzt.

Die Idee des Werbungtreibenden ist das Produkt oder die Dienstleistung oder die Person (z. B. in der Parteien-Werbung), die Eigenschaften: Qualität, Nutzungsmöglichkeiten, Haltbarkeit, Ergiebigkeit, Preis etc.

Das Produkt sucht sich den Konsumenten und seine Bedürfnisse: z. B. satt zu werden, gut zu essen und zu trinken, sich fortzubewegen, schön zu sein, gut zu riechen, gesund zu sein, zu verreisen, Ruhe zu haben.

Nicht alle Menschen haben die gleichen Bedürfnisse. Diese unterscheiden sich nach Alter, Familienstand, Beruf, Herkommen, Einkommen, Größe des Wohnortes, Typ (sparsam, geltungsbedürftig, gesellig etc.) des Verbrauchers. Entweder sucht man sich einen möglichst großen Konsumentenbereich, dann muß das Produkt sehr generelle Eigenschaften haben, oder mit spezifischen Eigenschaften wird ein Marktsegment angestrebt. Das Produkt sucht seine Position im Markt. Er wird positioniert, wie die Werbefachleute sagen. Nur wenn die Botschaft der Werbung das Ja des Konsumenten erreicht, führt die Kommunikation zum Kaufentschluß.

Während die Kunst nicht auf einen Markt Rücksicht zu nehmen braucht, sondern eigenständig die Idee des Künstlers gestalten kann, hat sich kommerzielle Kunst nach dem Markt zu richten. Dazu gehört Erfahrung, Marktforschung, Psychologie.

Um die Botschaft eines Produktes an Millionen von Konsumenten zu bringen, bedarf es der Vereinfachung, der Abstraktion. Sie muß mit den vielen Informationen konkurrieren, die täglich die Konsumenten erreichen. Mittel der Werbung ist die Marke, die das eigentliche Thema dieser Ausstellung ist. Marke ist Name, Symbol, Aussehen und Struktur des Produktes, Packung, Farben etc.

Hier will ich mich nur mit Name und Symbol beschäftigen.

Gerade diese Firma hat dem Symbol als existenziellem Bestandteil einer wirklich guten Marke schon sehr früh große Bedeutung zugemessen. Beispiele für Symbole:

Kopf des Pfarrers Kneipp – für Vertrauen, Gesundheit, Natur –

Caro – für einfach, modern, heiter –

Kaffeemühle – für Kaffee –

Blauer Löwe (der Stadt Vaihingen/Enz) – für Herkunft –

Bär (von Bärenmarke) – für Sympathie, Vertrauen, Kraft, Ergiebigkeit –

Blaue Punkte – abstrakt zwar, aber einfach, sympathisch, einprägsam.

Namen können ursprünglich nichtssagend sein, z. B. Familiennamen wie Maggi, Oetker, Thomy, Franck oder semantisch wie Dr. Oetker (der Doktor-Titel spricht für Kompetenz, Wissenschaftlichkeit, Vertrauen), Nescafe (Kaffee), Kornfranck (Getreidekaffee), Minoform (kalorienarmes Produkt). Semantik kann von Vorteil sein, aber die besten Marken, die ich kenne, sind Namen, die ursprünglich nicht semantisch waren, allenfalls unterschwellig durch Vokale und Klang des Wortes. Ursprünglich nicht semantische Namen können durch Werbung eigenständiger profiliert werden. Semantik kann aber auch von Nachteil sein, z. B. der Hersteller von Fleisch- und Wurstwaren hat den Namen Schweißfurth, er nennt daher seine Produkte Herta. Marke und Werbung gehören aufs engste zusammen. Beide befinden sich heute gelegentlich in der Kritik. Der Werbung und dem Markenartikel werden z. B. vorgeworfen:

– Sie schaffen unnötige individuelle Bedürfnisse, die nicht dem gesellschaftlichen Nutzen entsprechen.

- Sie manipulieren den Verbraucher.
- Sie verteuern die Ware.
- Sie schaffen Konsumterror (ein schlimmes Wort).

Natürlich ist Kritik erlaubt und muß von den Werbungtreibenden bei ihrer Arbeit berücksichtigt werden. Aber geht es hier nicht, wie bei der Unterscheidung von öffentlicher und veröffentlichter Meinung, um den Unterschied zwischen echten Konsumentenwünschen und den durch Funktionäre, veröffentlichten angeblichen Verbrauchermeinungen?

Positiv gesagt: Die wichtigsten Wesensmerkmale, Eigenschaften und Vorteile der Marke sind:

Die Marke hat eine wirtschaftliche und gesellschaftliche Signalfunktion in einem riesigen, anonymen und unübersichtlichen Markt.

Die Marke ist das Zeichen, das sich mit bestimmten Qualitäts- und Wertvorstellungen verknüpft.

Die Marke ist Signum für Garantie und Verlässlichkeit.

Die Marke ist ein Zeichen mit Kontinuität, ein vertrautes Zeichen im Streß ständiger Veränderungen und Neuerungen.

Die Marke ist Stabilitätsfaktor im Auf und Ab der Konjunktur.

Die Marke ist Voraussetzung für Massenproduktion und führt damit zur Senkung der Herstellungskosten und im übrigen auch zur Preissenkung bei Radio, Fernsehen, Zeitschriften und Zeitungen.

Natürlich müssen hinter der Marke Qualität und Verlässlichkeit stehen. Marke, Qualität, Verlässlichkeit sind die Botschaft, die kommuniziert werden soll.

Und das bedeutet dann: Werbung muß ehrlich sein, verständlich sein, einfach sein, den Empfänger erreichen, das Umfeld für den Konsumenten aufzeigen, emotional Kontakt schaffen und erreicht dann den Kaufentschluß des Konsumenten.

Werbung ist Kommunikation, sie schafft damit nichts Unmögliches. Sie schafft keinen neuen Bedarf, sondern weckt vorhandenen Bedarf, auch wenn dieser vielleicht nur latent ist.

Die Geschichte der Firma Unifranck Lebensmittelwerke GmbH Ludwigsburg ist ein Stück Geschichte der Werbung, der Gebrauchsgrafik und der Marke. Am Anfang, als der Firmengründer Johann Heinrich Franck 1828 mit der Produktion von Zichorienerzeugnissen begann, stand eine ganz einfache Packung, deren grafische Gestaltung sich auf die Produktbezeichnung, das Gewicht und den Firmennamen beschränkte. Diese simple Gestaltung überließ man weitgehend dem Buchdrucker.

Erst später, als Konkurrenzprodukte auf den Markt kamen und ein Markenschutzgesetz eine erste gesetzliche Regelung des Wettbewerbs brachte und den Markeninhaber schützte, bekamen die Packungen zusätzliche grafische Elemente. Auf den Franck-Packungen erschienen nun Markenzeichen, wie der Löwe aus dem Stadtwappen von Vaihingen/Enz – der württembergischen Stadt, in der sich die Franck-Fabrik befand –, eine Kaffeetasche und Kanne sowie eine Kaffeemühle, die später mit dem Schriftzug »Heinrich Franck Söhne« zum Standardmerkmal des Produktes Aecht-Franck, zu einer echten Marke wurde.

Das war die Zeit der Avantgarde der Gebrauchsgrafik, in der auch z. B. der französische Maler Toulouse-Lautrec Richtpunkte setzte. Man wurde markenbewußt. Es wurden Marken gesetzt, mit denen man im Markt der Branchen sein Revier mit geschützten Produktsymbolen abgrenzte. Jetzt mußten auch die anderen wichti-



Die Keimzelle der Fa. Unifranck in Vaibingen/Enz

gen Bestandteile des Markenartikels vorhanden sein: gute und gleichbleibende Qualität, Kontinuität von Produkt und Kommunikation. Die dauernde Wiederholung des Markenzeichens wurde unabdingbar. Dadurch wiederum stiegen die Ansprüche an die Produktdarstellung, und namhafte deutsche Künstler wurden von unserem damaligen Reklamechef mit Gestaltungsaufträgen bedacht.

Das Gewicht der Darstellung, insbesondere auf den Plakaten, lag im gemütvollen Umfeld. Plakate der Marken Aecht-Franck und Kathreiner aus jener Zeit zeigen diesen typischen Reklamestil. Die Packung der Franck-Erzeugnisse war aber noch immer uneinheitlich und vielschichtig. Die Händler konnten sich aus den dicken Etikettenbüchern der Reisenden ihre ganz spezielle Packungsgestaltung aussuchen. Wir haben hier die Vorläufer der heutigen Handelsmarke.

Um die Jahrhundertwende ging man mehr und mehr von diesen individuellen Packungen ab und schuf die einheitliche Packung und trug schließlich der Erkenntnis Rechnung, daß die Packung der Hauptträger für Marke und Werbung ist. Die einheitliche, nicht zu häufig geänderte Packung ist die Grundvoraussetzung für die beständige Marke, an die man sich bei Franck und Kathreiner seitdem hielt.

Dieser Fortschritt in der Gebrauchsgrafik und der Markengestaltung, der sich in erster Linie auf die Packung auswirkte, machte aus der üppigen Reklamelandschaft eine streng durchdachte Werbung. Die Ansprüche an grafische Qualität blieben nach wie vor sehr hoch. Auch in dieser Periode wurden die besten Künstler zur Gestaltung eingesetzt: Ludwig Hohlwein, eine internationale Kapazität unter den damaligen Grafikern, der für Aecht-Franck Plakate gestaltete, und der ebenfalls bekannte Grafiker Luis Oppenheim, der für Kornfranck gewonnen wurde. Die so erfolgreiche

Werbung für Kathreiner vor dem Zweiten Weltkrieg machte Erich Wohlfahrt. Dessen Schüler, Karl Fehrmann, bestimmte nach dem Krieg als Werbeleiter bei Unifranck die Gestaltung der Werbung, dem in Hans Schultz-Severin ein kreativer Grafiker zur Seite stand. Die Werbung für Linde's, Caro Instant und Thomy, alle drei überaus erfolgreiche Marken, zeigt ganz besonders, wie ideenreich und konsequent die Aufgabe der Markenkommunikation angepackt wurde.

Je konsequenter die Führung und die Gestaltung der Marke betrieben wurde, umso mehr wurden die Elemente der Packung auf alle übrigen Werbemittel übertragen. Zunächst auf die Plakate und – allerdings in Schwarz/Weiß – auf Zeitungsanzeigen, später auf Anzeigen in Illustrierten, Rundfunk- und Fernseh-Spots und das vielschichtige Gebiet der Verkaufsförderung.

Ich gebe Ihnen nun einen kurzen Überblick über Konzeption und Inhalt der Ausstellung.



Das Werk in Halle im Jahr 1928

Im ersten Raum, in dem wir uns hier befinden, haben Sie das Bild des Gründers Johann Heinrich Franck, daneben ein Bild der ersten Fabrik in Vaihingen/Enz mit den ersten Niederlassungen in Meimsheim und Großgartach. Sie sehen einen Stammbaum der Familie Franck, der bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Leider wird der Name Franck durch männliche Vererbung nicht erhalten bleiben. Die Medaillen stammen von Ausstellungen und wurden auf Briefbogen und zu verschiedenen anderen Reklamezwecken benutzt. Die verschiedenen Plakate zeigen eine heile Welt und sind typisch für die Reklame der Jahrhundertwende. Wir finden die Slogans

»Aechter-Franck, bester Franck«, »Mühlen-Franck – zu jedem Kaffee«, »Man verlange ausdrücklich Aecht-Franck mit der Kaffeemühle«. Letzterer Slogan zeigt, daß es wohl vielfache Versuche gegeben hat, Produkte und Marken zu kopieren. Die Mühlen-Franck-Plakate zeigen die ersten Ansätze zur modernen Markengestaltung. In den Ecken steht eine Kiste, die damalige Verpackung für den Versand der Produkte, und eine Kaffeemühle, das unvergessene Markensymbol. Die beiden Plakate auf der Hinterseite stammen von Ludwig Hohlwein und sind meisterhafte Gestaltungen. Es sind einige Requisiten der Gründerfamilie aufgelegt, von denen die Originalhandschrift des Johann Heinrich Franck mit dem Versprechen an seine Abnehmer »ich werde Sie stets gut und redlich bedienen« besonders bemerkenswert ist.

Im zweiten Raum ist die geballte Konkurrenz der Getreide-Kaffees Kathreiner und Korn-Franck zu sehen. Bekanntlich ist der zweite Ursprung von Unifranck die Firma Kathreiner's Malzkaffeefabriken, die 1892 von den Kaufleuten Aust, Wilhelm und Brougier in München gegründet wurde. Beide Firmen kämpften mit den besten Grafikern (Luis Oppenheim für Korn-Franck und Erich Wohlfahrt für Kathreiner) gegeneinander. Bemerkenswert ist die Korn-Franck-Tante und das Plakat mit dem Pferdekopf, die von Oppenheim stammen. Das dunkle, verführerische Kathreiner-Mädchen mit dem Slogan »Nur in solchen Paketen« war wohl kaum mit der Botschaft dieses Produktes vereinbar. Was hätte wohl Pfarrer Kneipp dazu gesagt? Neben alter Reklame werden typische Markensymbole, z. B. Schrifttypen, die grüne Korn-Franck-Farbe, auch internationale Beispiele, gezeigt. Es sind packungen- und markenadäquate Requisiten zu sehen, z. B. das grüne Kaffeesevice von Korn-Franck. Auch eine Originalhandschrift von Sebastian Kneipp ist zu sehen, der sich gegen die Verwendung seines Namens durch andere Fabrikanten wehrt und erneut ein Plädoyer für Kathreiner abgibt. Zum ersten Mal finden wir den Slogan »So gesund wie das tägliche Brot« und einen anderen von Korn-Franck »Der Volksentscheid lautet: Korn-Franck«. Dieser Slogan gibt mir den Hinweis, daß wir in der modernen Mitbestimmungsdiskussion immer wieder vergessen, daß sich die Wirtschaft mit ihren Produkten tagtäglich immer wieder der Mitbestimmung der Konsumenten stellen muß. Wir selbst hoffen, daß sich jeden Tag viele Millionen von Verbrauchern für unsere Produkte entscheiden.

Der dritte Raum ist der Linde's Raum. Man wird überwältigt von lauter blauen Punkten. Dies ist ein klassisches Beispiel für ein einprägsames Markensymbol und für die Konsequenz in der Durchführung in allen Details. Beeindruckend ist die einfache Aussage: »Linde's ja der schmeckt«, das muß wohl gestimmt haben. Unvergessen ist auch der Jingle in der Rundfunkwerbung »Ja der Linde's, Linde's, Linde's, ja der schmeckt«. Die grafische Gestaltung der Linde's-Fee und der anderen Figuren sind einprägsam und unverkennbar. Die nächsten beiden Räume haben große Bedeutung für das Unternehmen Unifranck. Sie zeigen die Entwicklung von zwei heute noch großen Marken:

Caro, eine Meisterleistung der Werbegrafik – einfach, unverwechselbar, leuchtend, phonetisch, sympatisch. Das Zeichen wird seit Anbeginn unverändert verwendet. Die Packung hat sich der technischen Entwicklung angepaßt. Beim Schriftzug gab es lediglich geringfügige Änderungen. Es werden meisterhafte Grafiken auf den Plakaten gezeigt, die den einfachen Slogan tragen: »Das moderne Getränk für moderne Menschen«. Zu sehen ist auch die Entwicklung von der Monomarkte zur Dachmarke mit den Produkten Caro extra, Scho-Caro, Caro »mit«.

Thomy ist ein ganz anderes Thema. Es handelt sich um kulinarische Produkte. Die Markenstory zeigt einige Sprünge in der Entwicklung, die das spezifische Problem dieser Marke aufzeigen. Es sind zu vereinbaren: Packungsunterschiede, unterschiedliche Produkte, kulinarische Gestaltung, Inpakt (Auffälligkeit). Zu berücksichtigen ist ferner, daß die Marke auch in Nachbarländern auftritt und daß die Botschaft der Produkte in verschiedenste Kommunikationskanäle geht (Rezepte, redaktionelle Beiträge in den verschiedenen Medien). Gezeigt werden die verschiedensten Versuche der Differenzierung durch Farben, die schließlich im heutigen Markenzeichen schwarzer Schriftzug auf gelbem Grund, endeten.

Im kleinen Kabinett der Ausstellungsräume wird die moderne Gestaltung des Kathreiner's Malzkaffee gezeigt. Das alte Symbol Kneipp wird unverändert weitergeführt, der Gesundheitsaspekt dominiert. Von Korn-Franck ist der Slogan »Gesund wie das tägliche Brot« übernommen. Zu sehen ist schließlich die Entwicklung zum modernen Kneipp Instant mit modernem Schriftzug, aber wiederum Beibehaltung des Kneipp-Kopfes.

Gewiß ist eine solche Ausstellung einseitig, denn sie zeigt hauptsächlich Packungen und Plakate. Es fehlen vor allem die sogenannten dynamischen Medien Fernsehen und Funk, aber auch Anzeigen werden nicht gezeigt. Trotzdem ist die deutliche Entwicklung von Reklame mit viel verspielten Elementen, aber teilweise hoher Kunst, hin zur modernen Werbung mit hoher Abstraktion auf Symbole, Slogans und natürlich das Produkt deutlich zu sehen. Die moderne Information muß kurz sein, sonst geht sie in der Kommunikationsflut unter.

Und wir stehen erst am Anfang dieser Flut: Kabelfernsehen, Video-Technik, Computer mit Datenfernübertragung sind die Begriffe für die totale Information. Jeder, der in der Kommunikation tätig ist (Politiker, Journalisten, Werbungtreibende etc.), muß sich mit dieser Entwicklung beschäftigen.

Was bringt uns die »Kabelinformation«. Mehr Uniformität? Wahrscheinlich nicht, sondern mehr Individualität. Das ist vordergründig gut, aber das bedeutet auch, wie die Soziologen feststellen, daß die Loyalität des Individuums zur Institution und zur Gruppe nachläßt. Je mehr jeder Einzelne seine Information individuell gestalten kann, um so mehr geraten wir in die Gefahr, wie der Soziologe Scheuch sagt, eine Gesellschaft von Minderheiten zu werden.

Für die Werbung als Kommunikationsdisziplin bedeutet das, daß generelle Aussagen immer weniger Empfänger finden. Werbung wird noch schwieriger und leider teurer. Das gilt nicht nur für die Wirtschaftswerbung. Sie wird aber ebenso wie die Marke wichtiger, weil ihre Orientierungs- und Signalfunktion im Wirrwarr der Kommunikation benötigt wird.

Das Unifranck-Werbemittelarchiv in Ludwigsburg

Von Wolfgang Schneider

Die anlässlich des 150jährigen Firmenjubiläums 1978 in der Villa Franck in Ludwigsburg gezeigte Ausstellung »Von Franck zu Unifranck« gab erstmalig Einblick in eine bis dahin kaum bekannt gewesene Dokumentation von Werbemitteln, nämlich das Unifranck-Werbemittelarchiv.

Dieses Archiv wurde im Juli 1978 infolge des Umzugs der Unternehmensleitung nach München dem Staatsarchiv Ludwigsburg als Depositum unter Eigentumsvorbehalt übergeben, um es am Ort seiner Entstehung zu erhalten und auf Dauer zu sichern.

Anknüpfend an die Jubiläums-Ausstellung soll hier der Versuch gemacht werden, einen Überblick über die Gliederung dieses Archivs und die Vielfalt der darin überlieferten Werbemittel zu geben.

Bereits der Umfang von über 580 Regalmetern läßt erahnen, daß es sich hierbei nicht um irgendeine Sammlung alter Plakate und Blechschilder handelt, sondern um das Produkt einer seit Jahrzehnten systematisch betriebenen dokumentarischen Tätigkeit, die für ein Unternehmen dieses Wirtschaftszweiges in unserem Raum wohl ohne Beispiel ist.

Bei der Übernahme dieses Werbemittelarchivs durch das Staatsarchiv Ludwigsburg waren für mehr als 70 % des Bestandes sehr detaillierte Verzeichnisse vorhanden, die nach wie vor einen raschen Zugriff zu den einzelnen Stücken ermöglichen. Diese bisher schon für jede Marke gesondert angelegten Verzeichnisse (Repertorien) wurden nun mit neuen Hauptsignaturen versehen, um bei der Zitierung einzelner Werbemittel auf die Angabe der Markennamen verzichten zu können.

Das Werbemittelarchiv in seiner Gesamtheit erhielt die Signatur PL 4 und wurde in folgende fünf Hauptgruppen aufgegliedert:

1. Ältere Hauptmarken (PL 4/ 1- 6)
2. Ältere Nebenmarken (PL 4/ 7-33)
3. Neuere Hauptmarken (PL 4/34-38)
4. Neuere Nebenmarken (PL 4/39-75)
5. Verschiedenes (PL 4/80)

Nachfolgende Aufstellung gibt einen Überblick über die einzelnen Marken bzw. Produkte und zeigt auf, aus welcher Zeit jeweils Werbemittel überliefert sind.

PL 4/	Produkt	Laufzeit
	<i>Ältere Hauptmarken</i>	
1	Aecht Frank	1880-1972
2	Kathreiner	1891-1976
3	Kornfranck	1906-1976

PL 4/	Produkt	Laufzeit
4	Mühlen Franck	1930-1945
5	Mühlen Franck Extra	1938-1939
6	Linde's	1940-1976
<i>Ältere Nebenmarken</i>		
7	Damen Kistel	1890
8	Franck Kistel	1890-1910
9	Mühlen Kistel	1910-1922
10	Franck in Schachteln	1924-1930
11	Franck Gries	1891-1928
12	Franck Spezial	1929-1942
13	Caffeegold/Kaffeegold	1912-1930
14	Kagold	1930-1932
15	Dr. Katsch	1880-1928
16	Franck Feigen-Kaffee	1888-1927
17	Franck Malzkaffee	1898-1912
18	Eichel-Kaffee	1900-1943
19	Franck's Korn-Caffee	1906
20	Franck zum Kaffee	1938
21	Franck Extract	1890-1891
22	Franck Essenz	o.D. (um 1900)
23	Daniel Voelcker	1885-1936
24	Kaiser Heinrich Cichorien	1891-1928
25	Doppel Adler Cichorien	1891
26	Scheuer's Doppel Ritter	1928-1938
27	Günzburger Zichorie	1928-1954
28	L. O. B. Kaffee-Ersatzmischung	1941-1942
29	GEG Kaffee-Ersatzmittel	1910-1927
30	Andre Hofer Feigenkaffee	1901-1973
31	Weber's Carlsbader Kaffeegewürz	1930-1973
32	Trampler Extra	1929-1968
33	Helvetia	1930-1974
<i>Neuere Hauptmarken</i>		
34	Caro	1954-1978
35	Caro »mit«	1965-1978
36	Caro Extra	1973-1978
37	Scho-Caro	1973-1978
38	Thomy's	1954-1978
<i>Neuere Nebenmarken</i>		
39	Franck Kaffeegewürz	1950-1952
40	Franck Türk	1953-1955
41	Bocca	1956-1965
42	Inka Kaffee	1968-1971

PL 4/	Produkt	Laufzeit
43	Kneipp Malzkaffee	1972-1978
44	Sel	1961-1976
45	Poffi	1956-1960
46	Pürri	1958-1960
47	Toff	1966-1971
48	Clemens Wilmenrod	1968-1972
49	Rondo Kaffeesurrogatextrakt	1968-1969
50	Seelig's kandierter Korn-Kaffee	1949-1968
51	Cafetino	1949-1951
52	Cofetino	1953-1955
53	Tino Tee	1956-1961
54	Tinocca	1959-1971
55	Tino's CID	1961-1969
56	Tino Bohnenkaffee	1955-1972
57	Ammerländer (Fleischwaren)	1961
58	Tino (Wurstkonserven)	1952-1970
59	Tino (Verschiedenes)	1958-1974
60	Doska	1950
61	Löwenmischung	1950-1971
62	Enrilo Krause und Pfeil bzw. Verkaufsleitung Großküche	1958-1977
63	Roland Kaffee-Ersatzmischung	1961-1974
64	Diller Kaffee-Zusatz	1968-1971
65	VIA (Erfrischungsgetränke)	1964-1966
66	Karama (Süßspeisen)	1964-1971
67	Sursan statt Zitrone	1970
68	Oberland Kaffee-Ersatzmischung	1963-1971
69	Rietenauer Vorlo (Erfrischungsgetränke)	1961-1976
70	Santi (Erfrischungsgetränke)	1969-1972
71	Yaqua Wasser	1972
72	Blau Stern tiefgekühlte Frischkost	1960-1961
73	Anta Tiefkühlkost	1961-1962
74	Frosti Tiefkühlkost	1963-1967
75	Rizzo Quick-Reis	1965
	<i>Verschiedenes</i>	
80	Verschiedenes (Allgemeines)	1860-1978

Innerhalb dieser Marken sind die einzelnen Werbemittel in chronologischer Ordnung nach einem von der Firma entworfenen System gegliedert, das sich schon seit vielen Jahren bestens bewährt hat. Diesem System liegen 25 Sachgruppen zugrunde, die mit Kennbuchstaben bezeichnet sind. Jedes Werbemittel ist der Art und dem Werbezweck entsprechend einer dieser Sachgruppen zugeordnet und erhält den dafür bestimmten Kennbuchstaben als Teil seiner Signatur. Dadurch wird es möglich, bereits anhand der Signatur die Art eines Werbemittels zu erkennen.

Die Sachgruppen sollen nun im einzelnen vorgestellt werden, um die Vielfalt der überlieferten Werbemittel deutlich zu machen.

Unter dem Kennbuchstaben a sind alle Werbemittel der Außenwerbung zusammengefaßt, sofern sie aus Papier oder Pappe bestehen. In der Hauptsache handelt es sich um Affichen für Litfaßsäulen und Plakatwände.

Die kleineren Plakate der Laden- und Schaufensterwerbung sind in die Sachgruppe b eingeordnet. Wie in Gruppe a sind hier ausgezeichnet gestaltete Plakate überliefert, die bis in die Zeit des Jugendstils zurückreichen und mit zu den schönsten Stücken dieses Archivs zählen.

Preiszetteln, Preisplakate und Preistafeln sind mit dem Buchstaben c signiert.

Zur Gruppe d gehören sämtliche Plakate aus Blech, Emaille und Glas, angefangen von den schmalen Werbeschildern für die Türen der Kaufläden bis hin zu den riesigen Reklameschildern der Bahnhofswerbung.

Prospekte und Broschüren sind unter der Rubrik e eingeordnet, wie zum Beispiel die einst weit verbreiteten Hausfrauenbriefe.

Ältere Fest- und Jubiläumsschriften sowie Biographien der für die Firmengeschichte wichtigen Personen wurden bis vor einigen Jahren in die Gruppe f eingereiht. Neuere Schriften zur Firmengeschichte sind unter der Signatur x zu finden.

»Verkaufshilfen für Kunden und Kinder« lautet das Stichwort für Sachgruppe g. Ein weiter Bogen spannt sich hier von Rechenblocks und Bleistiften, Postkarten und Spielen über sehr aufwendig gefertigte Sammelbilder der verschiedensten Themenkreise bis hin zum kompletten Kaffeeservice für den täglichen Gebrauch.

Verschiedene Lehrmittel, vor allem aber Bildtafeln, Schauetuis und stark vergrößerte Malzkornmodelle aus Gips und Holz sind in die Gruppe h eingeordnet, Probebeutel und Probepackungen in die Gruppe i.

Mit der Signatur k sind Schaurollen und Schaukartons der verschiedenen Maßstäbe, unter anderem auch die Miniaturfaltschachteln für den Kinderladen, versehen.

In der Gruppe l sind Etiketten und Beutel zusammengefaßt, Packgut und Lagerungszettel mit dem Buchstaben m gekennzeichnet.

Werbegeschenke, wie zum Beispiel eine Kathreiner-Küchenuhr der 20er Jahre oder modernere Kugelschreibersets und Brieftaschen, sind in Sachgruppe n enthalten.

Die seit Jahrzehnten archivierten Inserate in Zeitungen und Zeitschriften gehören der Gruppe o an. Zur Ergänzung dieser Sammlung wurden in neuerer Zeit für viele Produkte zusätzlich Jahreshefte angelegt, die einen raschen Überblick über die Entwicklung der Anzeigenwerbung seit 1945 ermöglichen.

Die Werbung mittels moderner Medien ist in den folgenden Gruppen dokumentiert. Werbefunkttexte, Dias der Kinowerbung und Schallplatten sind unter der Signatur p zusammengefaßt, zu der auch die seit 1950 überlieferten Tonbänder mit den Aufnahmen der Rundfunkwerbung gehören.

Eine weitere Besonderheit ist die Sammlung von Filmmaterial, die aufgrund ihres großen Umfangs und ihrer Vollständigkeit eine wichtige Dokumentation der Zeitschicht darstellt. Es handelt sich hierbei um 16 mm- und 35 mm-Filme, die als Kinowerbung (ab 1956) in Gruppe q, und als Fernsehwerbung (ab 1959) in Gruppe r eingeordnet sind.

Mit dem Begriff »externe Rundschreiben« ist die Rubrik s überschrieben, die unter anderem die zeitgeschichtlich aufschlußreichen Kathreiner-Mitteilungen aus der Zeit der beiden Weltkriege enthält.

Markeninformationen, Jahresberichte und ähnliches sind unter t, Dekorationsmaterial für Schaufenster unter u und Briefbogen der Firma unter v zu finden.

Für Propagandistik allgemein ist der Buchstabe w reserviert. Hierzu gehören Fotos von Reklamewagen ebenso wie Unterlagen über Hausfrauenvorträge und Ausstellungen.

Ein wichtiger Teil der vielfach noch aus dem letzten Jahrhundert überlieferten Bilddokumentation ist unter der Rubrik x eingeordnet. Es handelt sich zum großen Teil um Aufnahmen der in- und ausländischen Werke sowie um Fotografien von für die Firmengeschichte bedeutsamen Personen. Fachliteratur, Fachveröffentlichungen sowie die Manuskripte von Fachvorträgen sind in Gruppe y enthalten.

Die Gruppe z ist mit dem Begriff Verschiedenes überschrieben und umfaßt beispielsweise Zeitschriften allgemeiner Art und andere Gegenstände, die nicht eindeutig einer der anderen Sachgruppen zuzuordnen sind.

All diese Beispiele können freilich nur im Ansatz eine Vorstellung von der Vielfalt dieses außerordentlich umfangreichen Dokumentationsguts vermitteln. Die Beschreibung des bis zum Jahr 1860 zurückreichenden Teilbestands PL 4/80 (Verschiedenes) allein würde viele Seiten füllen, und andere, meist nur durch Lagerung erschlossene Teilbestände wurden noch gar nicht erwähnt. Hierunter gehören unter anderen die im Ausland eingesetzten Werbemittel, die Unterlagen über Konkurrenzfirmen sowie die Sammlung der auf zahlreichen nationalen und internationalen Ausstellungen erworbenen Preismedaillen.

Mit Hilfe der vorliegenden Repertorien ist es jedoch möglich, das reichhaltige Material dieses Werbemittelarchivs unter verschiedenen wissenschaftlichen Aspekten auszuwerten und noch völlig unbekannte Werbemittel im jeweiligen Zusammenhang interessierten Kreisen vorzustellen. Aber auch Ausstellungen bieten immer wieder die Möglichkeit, zeittypische Werbemittel der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

In diesem Zusammenhang sei auf eine Ausstellung hingewiesen, die im Mai 1980 im Hahn- und Kolb-Haus in Stuttgart zum 125jährigen Jubiläum der Industrie- und Handelskammer Mittlerer Neckar stattfinden wird. Bei dieser unter dem Titel »Wurzeln des Wohlstands« gezeigten Ausstellung werden auch wieder ausgesuchte Stücke des Unifranck-Werbemittelarchivs zu sehen sein.

Das Ende des Dritten Reiches in Württemberg

Von Paul Sauer

Der Rechtsextremismus und mit ihm der um 1919/20 als politische Partei entstandene Nationalsozialismus gehörten zu den Nutznießern der von breiten Volksschichten unbewältigten deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg und der daraus resultierenden politischen Misere der Folgezeit. Die Weltwirtschaftskrise, die 1929 mit Elementargewalt über das Reich wie über die anderen Industrienationen hereinbrach, verschaffte der nationalsozialistischen Bewegung die agitatorische Basis für ihr ungestümes Machtstreben. Das Massenheer der Arbeitslosen, das bis Januar 1933 auf über sechs Millionen anwuchs, und die große Zahl der in ihrer wirtschaftlichen Existenz bedrohten oder um sie besorgten Angehörigen des Mittelstands, die bereits die Inflation von 1923 am schwersten heimgesucht hatte, waren für extreme Parolen überaus anfällig. Im Reichstag und in den Parlamenten der Länder nahm seit 1930 die Zahl der Abgeordneten der NSDAP sprunghaft zu. Die hemmungslose Propaganda der NS-Bewegung brachte die im Zeichen des militärischen Zusammenbruchs von 1918 etablierte und im Volk noch keineswegs verwurzelte Demokratie in Mißkredit. Als Retter aus politischer Erniedrigung, militärischer Ohnmacht und wirtschaftlicher Not pries sie den totalitären völkischen Führerstaat an. Immer lauter wurde der Ruf nach dem starken Mann, der den Augiasstall der angeblichen demokratischen Mißwirtschaft säuberte und das Reich zu neuem machtstaatlichem Glanz und Ruhm emporführte. Dieser Mann stand bereit: Adolf Hitler, der Führer der NSDAP. Am 30. Januar 1933 berief ihn Reichspräsident von Hindenburg zum Reichskanzler.

In Württemberg vermochte der Nationalsozialismus nur zögernd Fuß zu fassen. Bei den Landtagswahlen im Jahr 1928 erlangte er lediglich ein Mandat. Erst vier Jahre später, am 24. April 1932, gelang ihm ein größerer politischer Einbruch: 23 Abgeordnete der NSDAP zogen in den Landtag ein und bildeten dort die stärkste Fraktion. Der Nationalsozialist Professor Christian Mergenthaler wurde Landtagspräsident. Die demokratischen Parteien nahmen die ihnen von rechts drohende Gefahr nicht zum Anlaß, sich zusammenzuschließen und die von ihnen repräsentierte freiheitliche Staatsform nach Kräften zu verteidigen. Die sogenannten bürgerlichen Parteien und die Sozialdemokraten trennte ein tiefer weltanschaulicher Graben. So waren der Christlich Soziale Volksdienst, die Demokraten und sogar das Zentrum – letzteres jedoch nur nach langem Zögern und taktisch geschickten Vorbehalten – 1932 eher zu einer Koalition mit den Nationalsozialisten als zu einer solchen mit den Sozialdemokraten bereit. Ein Regierungsbündnis mit der NSDAP scheiterte indessen am Anspruch dieser Partei auf die Schlüsselpositionen des Staatspräsidenten und des Innenministers. Die bisherige Koalitionsregierung Bolz blieb als geschäftsführendes Minderheitskabinett im Amt. Angesichts der Ohnmacht des Landtags, dessen Arbeit der Widerstreit der in ihm vertretenen Kräfte lähmte, entfernte sich die Regierung jedoch zunehmend von ihrer parlamentarischen Grundlage, und unter Anwendung der ihr vom Reich delegierten Notverordnungsbefugnisse nahm sie nach Brüning-

schem Vorbild immer mehr den Charakter einer autoritären Staatsführung an. Mit ihrem Ziel, das Land mittels einer geordneten Verwaltung durch die Krise hindurchzusteuern, vernachlässigte sie ihre eigentlichen politischen Aufgaben, zu denen nicht zuletzt gehört hätte, der wachsenden Radikalisierung der Bevölkerung durch konstruktive Maßnahmen entgegenzuwirken. Trotzdem erwies sie sich nach der nationalsozialistischen Machtergreifung im Reich als eines der stärksten Bollwerke von Recht und Verfassung in Süddeutschland, das nur mit Gewalt zu Fall gebracht werden konnte. Auf verlorenem Posten leistete sie nach dem 30. Januar 1933 noch sechs Wochen lang zähen Widerstand und hielt nationalsozialistischem Straßenterror und übelster Demagogie stand. Nach der Reichstagswahl vom 5. März 1933, die in Württemberg der NSDAP 42 % der abgegebenen Stimmen eintrug, mußte sie, nachdem sie zuvor noch durch einen widerrechtlich eingesetzten Reichspolizeikommissar all ihrer Machtbefugnisse beraubt worden war, schließlich abtreten. Bei einer Großkundgebung am Abend seiner Wahl zum württembergischen Staatspräsidenten, am 15. März 1933, verkündete der NS-Gauleiter Wilhelm Murr triumphierend, keine Macht werde imstande sein, die nationale Regierung jemals wieder aus ihrer Position zu verdrängen, die Novemberschmach von 1918 sei getilgt. Keinen Zweifel ließ der künftige Reichsstatthalter Hitlers in Württemberg über den Herrschaftsstil des Regimes: *Wir sagen nicht Aug' um Auge, Zahn um Zahn, nein, wer uns ein Auge einschlägt, dem werden wir den Kopf abschlagen, wer uns einen Zahn ausschlägt, dem werden wir den Kiefer einschlagen.* Eine fanatisierte Menge zollte diesen Haßtiraden begeistert Beifall.

Wir wissen heute, daß dieses barbarische Regierungsprogramm nicht nur buchstabengetreu erfüllt wurde, sondern in den folgenden zwölf Jahren noch weit Schlimmeres geschah. Denken wir nur an die Verfolgung der sogenannten Nichtarier, die sich von der Diskriminierung und Entrechtung bis zur physischen Ausrottung steigerte. 1933 freilich ist es dem Nationalsozialismus leichtgefallen, seine Herrschaft über das deutsche Volk aufzurichten, das in seiner Mehrheit der Demokratie noch fernstand oder von ihr enttäuscht war und sich wirtschaftlich zudem in einer äußerst prekären Situation befand. Der Widerstand der oppositionellen Kräfte, insbesondere der Kommunisten und der Sozialdemokraten, wurde mit Hilfe drakonischer Polizeimaßnahmen, zu denen die Einrichtung von Konzentrationslagern gehörte, gebrochen. Die Massenmedien Presse und Rundfunk wurden gleichgeschaltet, die öffentliche Meinung im Sinne des Regimes manipuliert. Die Länder verloren den letzten Rest ihrer staatlichen Eigenständigkeit, sie wurden auf bescheidene Verwaltungsfunktionen im Rahmen des zentralistischen Führerstaats beschränkt. Ein umfassendes Arbeitsbeschaffungsprogramm, hinter dem sich von Anfang an eine forcierte Aufrüstung verbarg, gewann der NS-Führung starke Sympathien. Das neue übersteigerte nationale Selbstbewußtsein auf völkischer Grundlage, das Hitler dem deutschen Volk suggerierte, wie auch die unbestreitbaren Erfolge der NS-Außenpolitik fanden in weiten Bevölkerungskreisen einen günstigen Widerhall – den fundamentalen Unterschied zwischen national und nationalsozialistisch übersahen dabei viele *Volksgenossen* gänzlich –. Daß Hitler auf den Krieg zusteuerte, daß es ihm nicht um das Wohl Deutschlands, die Schaffung gesunder wirtschaftlicher und sozialer Verhältnisse, sondern um die Durchsetzung seines ideologischen Machtwahns ging, erkannte nur eine politisch wache Minderheit, der aber jede Möglichkeit genommen war, ihre Besorgnis über den verhängnisvollen Gang der Dinge, über das Auswuchern von

Unrecht und Gewalt öffentlich zu äußern. Der von dem nationalsozialistischen Diktator 1939 entfesselte Zweite Weltkrieg bewirkte, nachdem schon zuvor eine gewisse Ernüchterung an die Stelle der nationalen Euphorie der ersten Jahre des NS-Regimes getreten war, eine tiefgreifende Vertrauenskrise zwischen dem Volk und seinen politischen Führern. Offen zutage lag, daß die Deutschen damals nichts sehnlicher wünschten als die Erhaltung des Friedens. Die Schrecken und das fatale Ende des Ersten Weltkriegs waren noch in allgemeiner Erinnerung. Die großen Siege der ersten Kriegsjahre vermochten diesen Vertrauensschwund zeitweise zu überdecken. Seit der zweiten Hälfte des Jahres 1942, der Landung der alliierten Streitkräfte in Nordafrika, der Einkesselung der sechsten Armee in Stalingrad und dem an Intensität und Härte ständig zunehmenden Luftkrieg, fiel das Stimmungsbarometer unablässig. Die Einsicht, daß man in einem leck gewordenen, dem Untergang zutreibenden Boot saß, aus dem es kein Aussteigen gab, setzte sich mehr und mehr durch. Das Regime behauptete seine Herrschaft mit einer ins Groteske verzerrten Propaganda, hauptsächlich aber mit Gewalt und Terror. Jedes Aufmucken wurde grausam unterdrückt. An der Front wie in der Heimat waren immer schwerere Opfer an Gut und Blut zu bringen. Zahlreiche Städte des Reiches, so in Württemberg Friedrichshafen, Heilbronn, Stuttgart und Ulm, sanken unter den verheerenden Schlägen der amerikanischen und der britischen Luftwaffe in Schutt und Asche. Die verbissen kämpfenden, aber den gegnerischen Streitkräften an Menschen und Material hoffnungslos unterlegenen deutschen Armeen wurden im Osten wie im Westen bis Ende 1944 über die Reichsgrenze zurückgedrängt. Der am 20. Juli 1944 unternommene verzweifelte Versuch patriotischer Männer und Frauen, die NS-Tyrannis zu beseitigen, scheiterte. Der um Haaresbreite dem Tod entgangene Diktator übte furchtbare Rache. Zu Beginn des Jahres 1945 war unsere Heimat mit Flüchtlingen und Evakuierten überfüllt. Der Geschützdonner der nahen Westfront war Tag und Nacht zu hören. Die alliierte Luftherrschaft brachte den Eisenbahn- und Straßenverkehr mehr und mehr zum Erliegen, fügte der kriegswichtigen Produktion schwere Schäden zu und beeinträchtigte die Versorgung der Bevölkerung mit Gütern des täglichen Bedarfs aufs empfindlichste. Der Aussichtslosigkeit der militärischen Lage hatten die NS-Machthaber nichts mehr als fanatische Durchhalteparolen entgegenzusetzen.

In seinem vom »NS-Kurier« am 30. Dezember 1944 veröffentlichten Neujahrsaufruf an das schwäbische Volk demonstrierte Gauleiter Reichsstatthalter Murr unbeirrbare Siegeszuversicht. Es sei, so führte Murr aus, den Feinden, die den Krieg vorbereitet und angezettelt hätten, trotz des Einsatzes eines Übermaßes von Menschen und Material nicht gelungen, das deutsche Volk zu versklaven und schließlich zu vernichten. Dank der Standhaftigkeit und Tapferkeit der deutschen Soldaten an allen Fronten sei ihnen die Eroberung der deutschen Erde verwehrt worden. Auch ihre verbrecherischen Bombenangriffe auf zahlreiche Städte des Reichs hätten den Siegeswillen der Heimat nicht brechen können. Diese arbeite, hart geprüft, aber unerschüttert und verbissen an der Ausrüstung der deutschen Armeen, die bereits wieder zum Schlage gegen die Feinde ausholten. *Das neue Jahr wird wiederum schärfste Anspannung all unserer Kräfte erfordern, um die Vernichtungsabsichten unserer Feinde zu zerschlagen. Der Einsatz entspricht dem hohen Preis: der Freiheit und Unabhängigkeit unseres Volkes und seines sozialen Aufstiegs. Wir werden deshalb auch im neuen Jahr wachsam und tapfer sein und in Treue zum Führer mit unbeirrbarer Beharrlichkeit für den Sieg arbeiten und kämpfen. Der Glaube des*

Führers an die unbesiegbare Kraft unseres Volkes ist auch der unsrige. Es wird der Tag kommen, an dem unsere Feinde erkennen werden, daß sie unser Volk nicht in die Knie zu zwingen vermögen. Dieser Tag wird der Tag des Sieges sein. Es lebe der Führer.

Ministerpräsident Mergenthaler gedachte in seinem Hitler übermittelten Neujahrsglückwunsch des Führers *in besonderer Verbundenheit und Treue*. Er bekundete die feste Überzeugung, daß Deutschland niemals kapitulieren, sondern bis zum letzten um seine Freiheit und sein Lebensrecht kämpfen werde.

Am 30. Januar 1945, dem zwölften Jahrestag der NS-Machtergreifung, versammelten sich die Mitarbeiter der Gauleitung der NSDAP Württemberg-Hohenzollern zu einem Dienstappell. Abschnittsleiter Kopp vom Gaustabsamt unternahm es, *unter dem unmittelbaren Eindruck des gewaltigen Ansturms aus dem Osten die große geschichtliche Bedeutung* des 30. Januar 1933 den Versammelten vor Augen zu stellen. Die vom Juden vorwärts gepeitschte Flut, so erklärte er, drohe das ganze deutsche Volk mit der elementaren Urkraft einer Sturzwelle zu vernichten. Was dabei nicht fest und tief im Boden seiner Heimat verwurzelt sei, werde dieser Gewalt unterliegen. Den überzeugten Nationalsozialisten und echten deutschen Menschen aber werde auch dieser Orkan nicht umwerfen.

Am 25. September 1944 hatte Hitler die Bildung des Deutschen Volkssturms befohlen und diesem alle 16- bis 60jährigen waffenfähigen Männern umfassenden letzten Wehraufgebot, dessen Organisation der Partei oblag, die Verteidigung des deutschen Heimatbodens zugewiesen. Die Bevölkerung machte sich über den Volkssturm keine Illusionen. Beobachter des Sicherheitsdienstes meldeten zahlreiche negative Äußerungen. In Göppingen wurde die hämische Frage registriert: *Wir können uns wohl mit der Faust verteidigen?* In Mühlacker wurde festgestellt: *Richtig ist zwar, daß sich im Kampf der bessere Mann durchsetzt, aber es darf nicht vergessen werden, daß man mit dem Taschenmesser nicht gegen einen Panzer oder gegen ein Geschütz vorgehen kann.* In Stuttgart-Feuerbach konnte man hören: *Der Volkssturm wird aufgerufen, weil dem Ansturm unserer Gegner außer Menschen und Blut nichts mehr entgegenzusetzen ist. Der Krieg ist hundertprozentig verloren. Die Schuld will man nun dem Volk zuschieben und läßt es deshalb antreten, um einen letzten verzweifelten Bandenkrieg des Menschen gegen neuzeitliche Waffen bis zur völligen Vernichtung zu führen... Wenn Himmler es fertigbringt, einen Panzer mit Dreschflegel und Sense zu erledigen, dann soll er es vormachen. Der Krieg ist dann bis Weihnachten gewonnen.* Allgemein kritisiert wurden auch die beiden Plakate über den Volkssturm. Beispielsweise sei das rote Plakat mit dem gedruckten Wortlaut des Führer-Erlasses zur Bildung des Volkssturms deshalb denkbar ungünstig gewählt, weil es in Farbe und Druck genauso aussehe wie jene Plakate, mit denen der Oberstaatsanwalt Hinrichtungen bekanntgab. Freilich, das Plakat gebe ja auch eine Hinrichtung bekannt, nämlich die Hinrichtung des ganzen deutschen Volkes.

Auch der Versuch der NS-Propaganda, durch das Herausstellen der Greuelthaten, die die Sowjets bei ihrem Vordringen nach Ostpreußen begangen hatten, den Widerstandswillen zu stärken, kam bei der Bevölkerung schlecht an. Weit verbreitet nannte der Leitabschnitt Stuttgart des Sicherheitsdienstes Reichsführer SS am 6. November 1944 die hinter der folgenden Äußerung stehende Ansicht: *Was bezweckt die Führung wohl mit der Veröffentlichung solcher Bilder wie die im »NS-Kurier« am Samstag? Sie müßte sich doch sagen, daß jeder denkende Mensch, wenn er diese Blutopfer sieht, sofort an die Greuelthaten denkt, die wir im Feindesland, ja sogar*

in Deutschland begangen haben. Haben wir nicht die Juden zu Tausenden hinge-schlachtet? Erzählen nicht immer wieder Soldaten, Juden hätten in Polen ihre eigenen Gräber schaufeln müssen? . . . Die Juden sind doch auch Menschen. Damit haben wir ja den Feinden vorgemacht, was sie im Falle des Sieges mit uns machen dürfen. Einige Wochen zuvor hatte die SD-Hauptaußenstelle Stuttgart berichtet, viele Volkskgenossen in Stuttgart seien davon überzeugt, daß die Kriegsschuld auf deutscher Seite liege. Deutschland, so werde argumentiert, hätte gar keinen Krieg gebraucht, jeder hätte zu leben und auch so viel Raum gehabt, daß man ihn nicht in Rußland hätte suchen müssen.

Die Organisation des Volkssturms kam nur äußerst schleppend voran. Reiner Propagandabluff war es, wenn der »NS-Kurier« am 31. Januar 1945 kundtat: *Zehntausende von Volkssturmkompanien stehen bereit.* Die Zeitung wertete diesen tatsächlich nur auf dem Papier stehenden Erfolg als das Ergebnis *des organisatorischen Könnens der Partei, die in Zusammenarbeit mit der Wehrmacht eine für das Reich völlig neue Massenorganisation in so kurzer Zeit erstellen konnte,* aber auch als *Zeugnis für den heiligen Eifer, mit dem jeder noch in der Heimat arbeitende deutsche Mann bereit ist, die Waffe aufzunehmen, um seine Familie und sein Haus vor Tod und Verderben zu bewahren.* In Stuttgart war die Bildung von 55 Volkssturmbataillonen vorgesehen. Doch im Januar 1945 waren erst vier Bataillone marschbereit, vier weitere waren unmittelbar vor der Besetzung der Stadt durch französische Truppen im April in der Aufstellung begriffen. In den anderen württembergischen Städten und Landgemeinden war es im Verhältnis noch wesentlich schlechter bestellt. Während des Winters 1944/45 wurden zwar fast überall befehlsgemäß in der Woche ein- oder zweimal militärische Übungen veranstaltet. Doch ging es dabei meist recht dilettantisch zu, da weder geeignete Ausbilder in ausreichender Zahl zur Verfügung standen, noch die Waffen wie etwa Panzerfäuste vorhanden waren, mit deren Handhabung die Männer vertraut gemacht werden sollten. Hinzu trat eine allgemeine Verdrossenheit der durch den Arbeitseinsatz des totalen Kriegs überlasteten Volkssturmpflichtigen, die dem von ihnen als mehr oder minder unnütz empfundenen *Kriegsspielen* einen Teil ihrer knapp bemessenen Freizeit opfern mußten.

Für die Wehrmacht, deren riesiger Kräftebedarf aus dem Reservoir der wehrfähigen Männer nicht mehr gedeckt werden konnte, wurden in wachsendem Umfang Frauen und Mädchen rekrutiert. Bis zum 15. Januar 1945 waren für den Truppeneinsatz der Luftwaffe 15000 Wehrmachtshelferinnen aufzubringen. Davon entfielen 5700 auf den Gau Württemberg-Hohenzollern. Anfang Februar 1945 rief der Leiter der Parteikanzlei Frauen und Mädchen zum Hilfsdienst für den Volkssturm auf. Die weiblichen Kräfte sollten vor allem zu der beschleunigten Ausrüstung und Bekleidung der Volkssturmsoldaten beitragen.

Die Aufrechterhaltung von Sicherheit und Ordnung bereitete den Polizeiorganen zunehmend größere Sorgen. Zwar verhielt sich die Mehrzahl der ausländischen Arbeiter nach wie vor diszipliniert, doch war angesichts der militärischen Entwicklung mit wachsender Aufsässigkeit, mit Arbeitsverweigerungen und Sabotagehandlungen zu rechnen. Am 24. November 1944 befahl der Württembergische Innenminister, die Ausländerlager besonders scharf zu überwachen, jeden Versuch zur Widergesetzlichkeit im Keim zu ersticken und, wo es angebracht sei, ein Exempel zu statuieren. Im allgemeinen versuchte man jetzt allerdings, die Arbeiter besser zu behandeln. Als Anfang April amerikanische und französische Truppen bereits tief

nach Württemberg vorgedrungen waren, hielt es der »NS-Kurier« für angezeigt, sich mit der Frage zu beschäftigen, was im Fall einer Feindbesetzung aus den ausländischen Arbeitskräften werde. Der Artikel bezeugt das Bestreben der NS-Führung, die Bevölkerung, die verständlicherweise Ausschreitungen und Racheakte der Hunderttausenden von Kriegsgefangenen und ausländischen Arbeitern nach dem Rückzug der deutschen Truppen befürchtete, zu beruhigen und zugleich den Nachweis zu liefern, wie gerecht sie, die NS-Führung, doch diese Menschen behandelt habe. Der »NS-Kurier« bescheinigte zunächst den Arbeitern aus Ost und West, sie hätten sich im wesentlichen überall bewährt. Arbeitsverweigerungen und Sabotageakte seien nur ganz selten vorgekommen. Das Blatt fuhr dann fort: *Immer mehr erkannten die ausländischen Arbeiter, daß man für sie sorgte und daß die deutsche Führung mit den geringen Mitteln, die zur Verfügung standen, ihren Lebensstandard zu heben bemüht war ... Mit der Zeit entwickelte sich ein Treueverhältnis, das gerade in diesen für unser deutsches Volk so schweren Tagen die besten Zeugnisse ablegt. Dankbar erkennen diese Menschen an, daß der Deutsche sein Brot mit ihnen teilt ...*

Für den »NS-Kurier« stand außer Zweifel, daß dieses Treueverhältnis das Ergebnis des nationalsozialistischen Führungsstils sei, der auf Gerechtigkeit und Ordnung aufbaue, insbesondere jedoch die Frucht des Vertrauens, das die ausländischen Arbeiter dem *Führer* entgegenbringen würden. Die Deutschen hätten deshalb die Pflicht, auch im Falle einer Feindbesetzung die ausländischen Arbeiter zu führen und für sie zu sorgen. Gegen Unruhestifter müsse entschlossen vorgegangen werden. Wichtig sei jedoch, daß die deutsche Bevölkerung immer Haltung bewahre und damit Autorität besitze.

Das Problem, den unentwegt weiter anschwellenden Strom von Umquartierten und Flüchtlingen in geordnete Bahnen zu lenken, wuchs den damit befaßten Behörden immer mehr über den Kopf. Jeder auch nur einigermaßen brauchbare Raum mußte genutzt werden. Am 25. Februar 1945 betrug die Zahl der Umquartierten in Württemberg und Hohenzollern 816605, davon 318087 Evakuierte aus dem eigenen Gau. Die aufs Land verlagerten Rüstungsbetriebe erforderten dazuhin erheblichen Raumbedarf.

Die Versorgungslage auf den verschiedensten Gebieten verschlechterte sich seit Beginn des Jahres 1945 zunehmend. Am 5. Januar gab der Stuttgarter Polizeipräsident bekannt, daß der elektrische Strom bis auf weiteres jeden Montag von 8 bis 11 und von 13 bis 16 Uhr abgeschaltet werde. Gewerbliche und industrielle Stromverbraucher mußten ihren Betrieb in dieser Zeit stilllegen. Luftalarme während der Stromsperrstunden wurden durch Flaksalven angezeigt. Ab 24. Januar durfte zwischen 17 und 20 Uhr kein Strom mehr für Heiz- und Kochzwecke verwendet werden. Am 6. Februar untersagte Reichsstatthalter Murr die Benutzung aller Geräte, die Strom oder Gas verbrauchten, wie Heizkörper, Kocher, Hauswaschmaschinen usw. Lediglich kriegswichtige Betriebe waren davon ausgenommen. Transportschwierigkeiten beeinträchtigten in hohem Maß die Kohlenversorgung. Die Verwendung von Kohlen für Heizzwecke mußte deshalb scharf gedrosselt werden. Die Schulen hatten die Weihnachtsferien bis zum 31. Januar auszudehnen und durften sodann den Unterricht nur nach einem stark reduzierten Stundenplan wiederaufnehmen. Die in der durch den Luftkrieg schwer getroffenen Landeshauptstadt festgestellten ungenutzten Kohlenvorräte über fünf Zentner etwa in Kellern nicht mehr bewohnbarer Häuser wurden beschlagnahmt.

Mit großem propagandistischem Aufwand wurde die vom 7. Januar bis 11. Februar durchgeführte Sachspendensammlung *Volksopfer* vorbereitet und begleitet. In einem gemeinschaftlichen Aufruf appellierten der Leiter der Parteikanzlei, der Reichswirtschaftsminister und der Reichsführer SS in seiner Eigenschaft als Befehlshaber des Ersatzheeres an den Opfersinn der Bevölkerung. Es wurde besonders Wert gelegt auf Uniformen und Uniformteile der Partei und ihrer Gliederungen, der Wehrmacht, der Polizei, der Reichsbahn und der Reichspost, auf gutes Schuhwerk und auf Ausrüstungsgegenstände für die kämpfende Truppe wie Zeltbahnen und Zeltzubehör, Woll- und Feldecken, Brotbeutel, Kochgeschirre, Spaten und anderes mehr. *Die Schränke und Herzen auf: Wir opfern für die Volkssturmänner! Unsere Soldaten sollen es wissen: Kein Opfer ist der Heimat zu groß. Das Volksopfer wird es beweisen!* So las und hörte man tagtäglich. Mancher Parteigenosse, der längst den Glauben an einen deutschen Sieg verloren hatte, war übrigens froh, sich der lästig gewordenen Uniform auf so *patriotische Weise* entledigen zu können.

Die Grenzen der Bewirtschaftung von Nahrungsmitteln und von Gütern des täglichen Bedarfs wurden immer weiter ausgedehnt bzw. die Rationierungsvorschriften zunehmend mehr verschärft. Anfang März ordnete beispielsweise der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft eine drastische Verminderung der Geflügelbestände mit der Begründung an, es könne nicht länger verantwortet werden, daß jährlich der direkten menschlichen Ernährung 1,5 Millionen Tonnen Getreide und ebensoviel Kartoffeln verloren gingen. Der »NS-Kurier« erschien infolge Papiermangels meist nur noch zweiseitig.

Die Bevölkerung litt in den letzten Monaten des Krieges schwer unter dem alliierten Fliegerterror. Neben die gewöhnlich mit starken Luftstreitkräften ausgeführten Angriffe auf städtische Objekte, insbesondere auf ausgedehnte Wohngebiete, trat der wahllos gegen militärische wie zivile Ziele gerichtete schonungslose Kleinkrieg der taktischen Verbände der US-Luftwaffe. Die Bevölkerung war den Bomben und Bordwaffen der Tiefflieger nahezu schutzlos preisgegeben. Bauern wurden auf den Feldern zusammengeschossen, Zugtiere niedergemäht, landwirtschaftliche Fahrzeuge mit Bomben belegt, Personenzüge fast täglich angegriffen. Ein auf der Nebenstrecke Ludwigsburg-Markgröningen verkehrender Zug zählte nach einem solchen Überfall 16 Tote und 40 Verwundete. Der Volkssturm mußte längs der Straßen Deckungsgräben ausheben, in die sich bei Tieffliegerangriffen Fußgänger, Radfahrer und Autofahrer flüchten konnten. Am 12. Januar 1945 stiftete Hitler für den Abschluß von Flugzeugen durch Handfeuerwaffen oder kleinkalibrige Maschinenwaffen ein Tieffliegervernichtungsabzeichen. Er begründete die Verleihung dieses Abzeichens damit, daß der Abschluß von feindlichen Tieffliegern mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln von besonderer Wichtigkeit sei – auch dies wieder ein Eingeständnis der militärischen Ohnmacht: Offensichtlich sollten Infanteriewaffen den Mangel an geeigneten Abwehrmitteln ersetzen.

In seinem Leitartikel vom 3. Februar 1945 stellte der stellvertretende Hauptschriftleiter des »NS-Kurier«, Hermann Hirsch, *die geistige Rüstung* als entscheidend in dem Schicksalskampf des deutschen Volkes heraus. Heute kämpfe ein ganzes Volk um sein Leben – *ohne Ausnahme und ohne Vorbehalt*. Hirsch unterstrich: *Und der fanatische Wille zum Leben ist nichts weniger als Waffen*. Am 1. März 1945 druckte der »NS-Kurier« eine Rundfunkansprache von Reichspropagandaminister Dr. Goebbels in vollem Wortlaut ab. In seiner Ansprache beschönigte Dr. Goebbels die

Lage nicht. Doch gerade deshalb rief er zum Widerstand um jeden Preis, zum eisernen Durchhalten auf. Er kündigte einen wesentlich verstärkten Einsatz der deutschen V-Waffen, der Vergeltungswaffen, an. Nachdrücklich stellte er fest: *Niemals wird sich das Trauerspiel des 9. November 1918 wiederholen.*

Am 30./31. März erreichten amerikanische und französische Truppen einige Tage, nachdem sie den Rhein überschritten hatten, im Norden und Westen die Grenze Württembergs. Unsere Heimat wurde Kriegsschauplatz. Doch wie stand es um die Stimmung der Bevölkerung unmittelbar vor dem Einbruch der feindlichen Armeen? Welche Aufnahme fanden die Durchhalteparolen des Regimes im Volk? Der Bericht einer Außenstelle des Sicherheitsdienstes Reichsführer SS vom 27. März vermittelt hierüber bemerkenswerte Aufschlüsse. Allgemein, so hieß es in diesem Bericht, werde die Ansicht vertreten, für die Menschen in Württemberg sei der Krieg in Kürze zu Ende. Manche Volksgenossen seien zwar über das rasche Vordringen der Angloamerikaner bestürzt, doch sei ein großer Teil der Bevölkerung beinahe froh, daß der Krieg für sie endlich ein Ende nehme. Angst vor den Amerikanern bestehe nirgends. Deshalb wolle auch niemand flüchten. An eine Wende des Kriegsglücks glaube kein Mensch mehr. Die ganz wenigen Volksgenossen, die sich von den in fünf bis sechs Wochen zur Anwendung kommenden Wunderwaffen noch eine Kriegswende erhofften, würden allenfalls mitleidig belächelt. Es werde, so vor allem von Industriellen, die Meinung vertreten, die neuen Waffen gebe es überhaupt nicht. Man frage, wo und insbesondere womit sie hätten produziert werden sollen, habe man doch weder für die Rohmaterialien noch für die in anderen Fabriken hergestellten Fertigteile Transportmöglichkeiten gehabt. Auch werde gefragt, wann wohl, wenn den ganzen Tag Fliegeralarm sei, die neuen Waffen hätten gefertigt werden sollen. Als entscheidend sehe man aber den Rohstoffmangel und die Transportfrage an. Ein Fliegeroffizier habe im Stuttgarter Vorortzug vor allen Fahrgästen in voller Lautstärke erklärt: *Wir brauchen uns nichts mehr vorzumachen, der Krieg ist verloren.* Verschiedentlich werde auch behauptet, der Führer werde Gas anwenden, um Deutschland selbst zu vernichten. Harte Worte fielen über die Parteileute, die sich heute noch in der Heimat befänden und nicht einmal zum Volkssturm ausrückten. Es werde geäußert: Nun habe man den letzten Beweis dafür, daß bei diesen Parteileuten alles nur Phrase gewesen sei, denn jetzt müßten sie ihre Liebe zu Deutschland wirklich unter Beweis stellen und in die Tat umsetzen, wenn sie nicht die letzte Gelegenheit hierzu versäumen wollten. Ein kriegsversehrter Angestellter habe unter Hinweis auf NS-Amtsträger, die ihre Beziehungen dazu benutzten, um sich vor dem Frontdienst zu drücken, seiner Enttäuschung mit folgenden Worten Luft gemacht: *Und dann wundert man sich, daß wir den Krieg verloren haben! War denn mit diesen Leuten der Krieg überhaupt zu gewinnen?*

Am 27. März gab Reichsstatthalter Murr in seiner Eigenschaft als Reichsverteidigungskommissar für Württemberg den Behörden Kenntnis von dem als *Geheime Reichssache* deklarierten Führer-Erlaß vom 19. März. Dieser Erlaß traf, falls Räumungsmaßnahmen aus operativen Gründen erforderlich waren, unter dem Stichwort *Cäsar* Anordnungen zur Wegführung der Zivilbevölkerung. *Cäsar* war zu diesem Zeitpunkt bereits für etliche Landkreise Nordwürttembergs und für Stuttgart verbindlich. Die Räumung selbst hatte nach Ausgabe des Stichworts *Nero* zu erfolgen. Für die beim militärischen Rückzug vorgesehene *Zerstörung aller militärischen, Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen . . . , die sich der*

Feind für die Fortsetzung seines Kampfes irgendwie und in absehbarer Zeit nutzbar machen konnte, wurde das Stichwort *Schwabentreue* gewählt. Nichts vermochte den Zynismus des Regimes gegenüber der Bevölkerung unmißverständlicher zum Ausdruck zu bringen als dieses eine sinnlose Zerstörung der lebenswichtigen Versorgungsanlagen auslösende, als bitterer Hohn anmutende Stichwort *Schwabentreue*. Für Hitler und die ihm bedingungslos ergebenen Parteiführer wie Wilhelm Murr hatte das deutsche Volk sein Lebensrecht verwirkt, wenn das Regime unterging. Es sollte seinem Führer in Gefolgstreue in den Abgrund folgen.

In den ersten Apriltagen stießen die Amerikaner vom Norden und Nordwesten rasch auf Heilbronn und Crailsheim vor. Am 7. April standen feindliche Truppen an der Enz bei Bietigheim, auf dem östlichen Neckarufer von Heilbronn, vor Künzelsau, das am folgenden Tag fiel, und in bzw. bei Crailsheim. Bereits am 3. April, dem *kopflösen Dienstag*, war auf die Nachricht vom Durchbruch feindlicher Panzer vom Reichsverteidigungskommissar durch Drahtfunk das Stichwort *Schwabentreue* ausgegeben worden. Eine allgemeine Panikstimmung war die Folge. Lebensmittellager waren geöffnet und zum Verkauf freigegeben worden. Die ordnungsgemäße Versorgung der Bevölkerung war gefährdet gewesen. Nur widerwillig hatte Murr auf Drängen städtischer Stellen seine Maßnahme zurückgenommen. Die ausgebluteten oder neuformierten deutschen Kräfte leisteten noch immer zähen Widerstand. Aber sie waren dem Feind gänzlich unterlegen, besaßen dazuhin kaum Luftwaffenunterstützung. Überraschenderweise gelang es ihnen am 10. April, die Amerikaner aus dem schwerzerstörten Crailsheim zu vertreiben und kurzfristig eine gewisse Stabilisierung der Frontlage zu erreichen.

Aus Stuttgart beschwor der Reichsstatthalter in einem ebenso wirklichkeitsfernen wie fanatischen Aufruf nochmals den Geist heroischer Kampfbereitschaft und gläubiger Siegeszuversicht: *In erbitterten Abwehrkämpfen verteidigt die deutsche Nation ihren heiligen Boden, ihre Heimat. Die Vernichtungspläne unserer Feinde sind grausam, sind barbarisch, sie müssen mit letzter Kraft zerschlagen werden. Oft hat unser Volk in tödlicher Gefahr gestanden. Immer ist es, wenn auch mit übermenschlicher Anstrengung Herr seines Schicksals geblieben. So war es und so wird es auch diesmal sein. Wer sich daher dem Feind unterwirft, verfällt der Ächtung und der Verachtung. Er wird selbst vom Feinde verachtet. Wer Feindparolen folgt, hat sein Leben verwirkt. Der Kampf um das Leben von 80 Millionen Deutschen kennt keine Rücksichten. Es kennt nur eins: Kampf bis aufs Messer den Feinden unseres Volkes. . . . Unser Denken und Handeln gilt daher allein dem verbissenen Widerstand und damit dem Sieg. So erweisen wir uns in den Stunden der Entscheidung würdig der Mahnung des großen Sohnes unseres Schwabenvolkes, Friedrich Schiller: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.*

Als NS-Parteiorganisation, die im feindlich besetzten Gebiet den Widerstand organisieren und mit allen Mitteln fortsetzen wollte, kündigte sich seit Ende März mit geheimnisvollen Runen an den Hauswänden der *Werwolf* an. Am 1. April erließ dieses *Organ einer Bewegung der nationalsozialistischen Freiheitskämpfer* einen Rundfunkaufruf an das deutsche Volk. Hierin wurde vom unerbittlichen Kampf gegen den Feind wie gegen jeden Verräter gesprochen. *Haß ist unser Gebet und Rache unser Feldgeschrei!* Am 7. April erschien der »NS-Kurier« erstmals mit dem *Werwolf*zeichen in seiner Kopfleiste. Die Geheim-Organisation verbreitete Flugzettel, auf denen allen, die sich nicht kompromißlos in die NS-Widerstandsfront einreiheten,

die schlimmsten Vergeltungsakte in Aussicht gestellt wurden. Der »NS-Kurier« gab Tag für Tag neue Kampf- und Widerstandsparolen aus. Ebenso veröffentlichte er abschreckende Standgerichtsurteile und Strafandrohungen gegen *Verräter*, so gegen Männer und Frauen, die an ihren Häusern weiße Tücher hängten oder das Schließen von Panzersperren verhinderten. In Heilbronn erschossen der auf der Flucht vor den Amerikanern befindliche berüchtigte Kreisleiter Drautz und sein Gefolge vier Einwohner, die weiße Fahnen gezeigt hatten. In Brettheim wurde ein Bauer, der Hitlerjungen an der Bekämpfung amerikanischer Panzer gehindert hatte, von einem Standgericht zum Tode verurteilt und zusammen mit dem Bürgermeister und dem Ortsgruppenleiter der NSDAP, die sich geweigert hatten, das Todesurteil gegen den Bauern mit zu unterschreiben, an der Linde vor dem Dorffriedhof aufgehängt. In Stuttgart hintertrieb Oberbürgermeister Dr. Strölin, ursprünglich ein begeisterter, aber längst mit dem Regime zerfallener Parteigänger Hitlers, die Befehle des Reichsverteidigungskommissars, die Stadt vor der Eroberung durch die Alliierten der vollständigen Zerstörung preiszugeben. Kaltblütig und ohne Rücksicht auf die eigene Person traf er Maßnahmen zur Aufrechterhaltung einer Notverwaltung und der wichtigsten Versorgungsanlagen für Elektrizität, Gas und Wasser. Bereits am 10. April nahm er über einen Agenten Verbindung mit den feindlichen Truppen auf und bot ihnen die Kapitulation Stuttgarts an. Der Befehlshaber im Wehrbereich V, General der Panzertruppen Veiel, der die Fortsetzung des Krieges für sinnlos hielt und in seinem Amt bemüht war, die Taktik der verbrannten Erde zu sabotieren, wurde zum Tode verurteilt. Das Chaos des Zusammenbruchs verhinderte glücklicherweise die Vollstreckung des Urteils.

Nach achttägigen blutigen Straßenkämpfen brachten die Amerikaner am 12. April Heilbronn vollends in ihren Besitz. An diesem und an dem nächsten Tag überschritten sie in breiter Front den Neckar zwischen Neckarsulm und Lauffen, besetzten die Orte am unteren Kocher, Ödheim, Neuenstadt usw., ebenso Weinsberg und stießen auf Waldenburg vor. Am 14./15. April konzentrierten sich die Kämpfe um Talheim, Ober- und Unterheinriet. Die Stadt Löwenstein wurde durch Fliegerangriff zerstört. Drei Tage, vom 13. bis 16. April, währten die Kämpfe um das von den Deutschen zäh verteidigte Waldenburg. Am Ende war das Bergstädtchen ein rauchender Trümmerhaufen. Vom 14. bis 16. April drangen amerikanische Einheiten auf die Höhen des Mainhardter Waldes und kocheraufwärts vor. Am 17. April besetzten sie Mainhardt und Schwäbisch Hall, überquerten die Jagst und Brettach bei Elpershofen, Liebesdorf und Beimbach. Das Dorf Brettheim wurde nahezu vollständig zerstört. Gleichzeitig gelang amerikanischen Kräften nach heftigen Kämpfen bei Beilstein, das durch Luftangriffe und Artilleriebeschuß schwer verheert wurde, der Durchbruch ins Bottwartal. Am 19. April gingen Murrhardt und Sulzbach an der Murr verloren, am 20. April fiel Backnang. Crailsheim wurde ebenfalls am 20. April ein zweites Mal von den Amerikanern erobert und dabei völlig zerstört. In breiter Front drangen die US-Truppen nunmehr nach Süden vor. Der deutsche Widerstand erlahmte mehr und mehr. Am 21. April wurden Winnenden, Gaildorf, Schwäbisch Gmünd, Schorndorf und Waiblingen besetzt, am 22. April Esslingen kampfflos übergeben.

Die Franzosen, die von Bretten-Eppingen her in südöstlicher Richtung nach Württemberg eingedrungen waren, brachten bis zum 10. April das Gebiet nördlich der Enz zwischen Vaihingen und Besigheim in ihre Gewalt. Südlich des Flusses hielten deutsche Truppen in und bei Nußdorf, das zum größten Teil dem Erdboden

gleichgemacht wurde, den feindlichen Ansturm zwölf Tage (7.–19. April) auf. In Bietigheim standen sich die feindlichen Verbände gleichfalls zwölf Tage gegenüber. Während dieser Zeit kam es, abgesehen von Artillerieduellen, nur zu schwacher Patrouillentätigkeit, jedoch zu keinen nennenswerten Kämpfen. Die Altstadt westlich des Flusses hatten die Franzosen bereits am 9. April besetzt, den Übergang über den Fluß und die Inbesitznahme der Oststadt wagten sie erst nach dem Abzug der dort kämpfenden deutschen Truppen am 22. April. Am gleichen Tag wurde auch Ludwigsburg besetzt.

Die Landeshauptstadt Stuttgart war am 20. April von Norden, Westen und Süden von der Ersten Französischen Armee und von Osten her von der 100. US-Division eingeschlossen. Gauleiter Reichsstatthalter Murr hatte sich zuvor in Richtung Oberland abgesetzt und Oberbürgermeister Dr. Strölin befohlen, ebenfalls die Stadt zu verlassen. Doch Strölin widersetzte sich. Ihm kam es jetzt darauf an, zu retten, was noch zu retten war, Die Sprengung der Neckarbrücken vermochte er bei den damit beauftragten militärischen Stellen zwar nicht zu verhindern, wohl aber die des Berger Stegs, über den die für Stuttgart lebenswichtige Leitung der Landeswasserversorgung führte. Nach Murr, der am 14. Mai in Egg/Vorarlberg zusammen mit seiner Frau Selbstmord beging, zogen Ministerpräsident Mergenthaler sowie Innen- und Wirtschaftsminister Dr. Schmid nach Süden ab. Mergenthaler verließ Stuttgart in seiner SA-Obergruppenführer-Uniform feldmarschmäßig mit umgeschalltem Koppel und dem umgehängten Tornister, auf den er den Stahlhelm geschnallt hatte. In der letzten Nummer des »NS-Kurier« am 20. April 1945 kündigte dessen stellvertretender Hauptschriftleiter, Hermann Hirsch, an, nachdem der Großraum Stuttgart durch gegnerische Verbände im wesentlichen umschlossen sei, werde die Zeitung künftig in einem anderen Raum des Gaues erscheinen. Unter der Überschrift *Unseres Volkes glühendstes Herz* brachte diese letzte Nummer des nationalsozialistischen Landesorgans die von der Schlagzeile *Im Unglück nicht feige, sondern trotzig werden!* beherrscht war, auszugsweise die Rundfunkansprache von Reichspropagandaminister Dr. Goebbels anlässlich des 56. und letzten Geburtstags von Hitler. Auf Befehl von General Kurt Hoffmann räumten im Lauf des 21. April die deutschen Truppen kampfflos die württembergische Landeshauptstadt. Um 11 Uhr des folgenden Tages übergab Oberbürgermeister Dr. Strölin im französischen Hauptquartier in Degerloch, im Gasthof zum Ritter, die Stadt Stuttgart. In die links des Neckars gelegenen Stadtteile rückten die Franzosen ein, in die rechts des Flusses befindlichen Stadtteile die Amerikaner.

Mit der Eroberung Stuttgarts hatten die Franzosen ihr bedeutendstes Operationsziel erreicht. Es war ihnen durch einen großangelegten Umfassungsangriff von Nordwesten, Westen, Südwesten und Süden her gelungen, sich der Stadt zu bemächtigen, ehe dies den Amerikanern, die sich die Besetzung Stuttgarts ausdrücklich vorbehalten hatten, möglich gewesen war. General de Gaulle hatte seinem Oberbefehlshaber in Deutschland, General de Lattre de Tassigny, im Frühjahr 1945 diesen strategischen Auftrag erteilt, ohne sich auch nur im geringsten um die militärischen Pläne der Amerikaner zu kümmern. Für ihn war Stuttgart ein politisch-militärisches Faustpfand, das ermöglichen sollte, seine Forderungen nach dem ihm bisher verweigerten gleichberechtigten politischen Mitspracherecht in den deutschen Angelegenheiten gegenüber den drei Großmächten USA, Sowjetunion und Großbritannien zu ertrotzen. Der von den Amerikanern geforderte Rückzug der Franzosen

hinter die Autobahnlinie Karlsruhe–Ulm konnte erst Wochen nach dem Ende der Kampfhandlungen auf diplomatischem Wege erreicht werden.

Die französischen Truppen hatten übrigens schon vor dem Fall Stuttgarts erhebliche Teile Württembergs unter ihre Kontrolle gebracht. Zwischen dem 13. und 18. April waren sie in drei Angriffskeilen von Norden her durch die Täler von Nagold und Enz sowie vom Westen, von Straßburg her, durch den Schwarzwald bis über die Stadt Nagold hinaus und bis Freudenstadt vorgestoßen, das am 17. April durch Artilleriebeschuß nahezu völlig eingeschert wurde. In einer Blitzaktion bemächtigten sich französische Kampftruppen am 19. April der Städte Tübingen, Rottenburg und Horb und schwenkten sodann nach Norden in Richtung Stuttgart ein. Ein zweiter Verband marschierte von Nagold auf die württembergische Landeshauptstadt zu. Die intakte Eberhardsbrücke in dem zur Lazarettstadt erklärten und darum kampfflos übergebenen Tübingen gab den Franzosen die Möglichkeit, rasch auch die Stadt Reutlingen zu nehmen, nach Süden und Südosten vorzustößen, große Teile der 19. Deutschen Armee auf der Schwäbischen Alb nördlich der Donau zwischen Riedlingen und Ehingen einzukesseln und zur Kapitulation zu zwingen. Ein Teil der französischen Truppen drang über Freudenstadt hinaus nach Süden vor, besetzte am 20. April Oberndorf und Rottweil und erreichte bereits am 21. April die Donau. Nach dem Wehrmachtsbericht vom 24. April wurde im Raum von Ehingen und Tuttlingen gekämpft. Am gleichen Tag drangen französische Truppen in Ulm ein, zehn Stunden vor den vom Norden kommenden Amerikanern, die in den vorhergehenden Tagen die Landkreise Göppingen, Aalen und Heidenheim besetzt hatten. Bis Ende April brachten die Franzosen ganz Oberschwaben und den Westteil der Schwäbischen Alb in ihren Besitz. Am 27. April fiel als eine der letzten württembergischen Städte Friedrichshafen in ihre Hand.

Daß die Bevölkerung während der Kampfhandlungen unter deutschen und alliierten Kriegsmaßnahmen sehr zu leiden hatte, kam bei der Schilderung der Besetzung des Landes durch die Amerikaner und Franzosen zur Sprache: zahllose zerschossene und niedergebrannte Häuser, zerstörte Brücken und aufgerissene Straßen, vielerorts lahmgelegte Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerke usw. Die Zahl der bei den Kampfhandlungen im Frühjahr 1945 in Württemberg umgekommenen und verwundeten Zivilisten ist nicht bekannt. Sie dürfte in die Tausende gehen. Auch für die amerikanischen und französischen Truppen zählten Menschenleben wenig. Für sie war die einheimische Bevölkerung nach wie vor der Feind. *No fraternization* war den US-Soldaten eingeschärft worden, und sie hielten sich daran. Wo immer die Amerikaner Häuser als Quartiere in Anspruch nahmen, hatten die deutschen Bewohner in kürzester Frist auszuziehen. Amerikaner und Deutsche sollten nicht unter einem Dach wohnen. Insbesondere den Amerikanern galten alle Deutschen als *Nazis*. Ausschreitungen und Plünderungen, auch Belästigungen von Frauen und Mädchen wurden in den ersten Tagen und Wochen der Besetzung aus vielen Orten berichtet. Manche französischen Soldaten taten sich hier wenig rühmlich hervor. Die Amerikaner sahen in dieser Beziehung mehr auf Manneszucht. Die befreiten Fremdarbeiter und KZ-Insassen drangsalierten in verständlichem Rachebedürfnis in verschiedenen Gegenden die Bevölkerung oder übten gar eine Art Terrorregiment aus, soweit ihnen nicht die Besatzungsmacht Einhalt gebot. Doch muß gerechterweise festgehalten werden, daß sich in sehr vielen Fällen die ausländischen Arbeitskräfte schützend vor ihre bisherigen deutschen Arbeitgeber stellten und diese nicht selten

vor schlimmem Unglück bewahrten. Namentlich sind hier französische Kriegsgefangene zu erwähnen, die durch die Fürsprache bei den französischen, aber auch bei den amerikanischen Fronttruppen Repressalien oder gar Brandschatzung von ganzen Gemeinden bzw. Gefahr für Leib und Leben von einzelnen Einwohnern abwendeten. In all das Leid, den Jammer und das schreiende Unrecht mischte sich so auch versöhnende Menschlichkeit, die den Weg in eine bessere Zukunft wies.

Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Landkreis Ludwigsburg

Fortsetzung des Schrifttums in Ludwigsburger Geschichtsblätter 29 (1977) 155–167.

Zusammengestellt von Günter Stegmaier

Vorbemerkung: Die Berichtszeit schließt an das letzte Verzeichnis an und endet am 31. Dezember 1979. Wie bisher wurden Nachträge in die laufende Berichterstattung eingeordnet. Da der Bibliograph nur jene Titel berichten kann, die ihm bekannt werden, seien auch weiterhin die Benutzer der Ludwigsburger Kreisbibliographie dazu aufgerufen, das Schrifttumsverzeichnis kritisch durchzusehen, um eventuelle Fehler oder Lücken zu melden. All denjenigen, die auf diese Weise hilfreich mitgewirkt haben, sei an dieser Stelle dafür herzlich gedankt.

Die Auflösung der Abkürzungen ersehe man aus Heft 22 (1970) III dieser Geschichtsblätter.

Die Systematik wurde der Gliederung der Landesbibliographie Baden-Württemberg angeglichen. Um auch die Ortsliteratur übersichtlicher aufzulisten, werden die die Sachgruppen bezeichnenden Buchstaben des Titels als Marginalzeichen vorangestellt. Eine Gliederung der Gesamtsystematik sei deshalb dieser Bibliographie vorangestellt.

- | | |
|---|---|
| A Allgemeines | K Wirtschaft und Verkehr |
| B Naturkunde | L Siedlungen |
| C Ur- und Frühgeschichte | M Planung, Bauwesen, Umwelt |
| D Allg. politische Geschichte | N Religion, Kirchen, Weltanschauungen |
| E Historische Grundwissenschaften | O Gesellschaft, Volkskunde, Sprache |
| F Verfassung, Recht, Verwaltung | P Bildung und Wissenschaft |
| G Wehrwesen, Zivilschutz, Rettungswesen | Q Literatur und Kunst |
| H Bevölkerung | R Buch- und Bibliothekswesen, Information
und Dokumentation, Publizistik |
| I Wohlfahrts- und Gesundheitswesen | |
| Sonderbereiche der Ortsliteratur: | |
| S Topographie, Einzelne Straßen, Plätze,
Bauwerke usw. | U Einzelne Vereine |
| T Veranstaltungen, Tagungen usw. | V Auswärtige Persönlichkeiten in ihren Be-
ziehungen zum Ort |

I Literatur zum Kreisgebiet

A Allgemeines

- STEGMAIER, Günter: Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Landkreis Ludwigsburg (Fortsetzung). In: Lbg. Gbl. 29 (1977) S. 155–168 [1]
Bibliographie von Ingersheim s. Nr. 119.
Ganerbenblätter. Historische Gesellschaft Bönningheim e.V. Bönningheim 1978 [2]

- Hie gut Württemberg. Beil. z. Ludwigsburger Kreiszeitung. Ludwigsburg 28 (1977). 29 (1978). 30 (1979) [2a]
 Ludwigsburger Geschichtsblätter. Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V. Ludwigsburg 29 (1977). 30 (1978) [3]
 Zeitschrift des Zabergäuvereins. Güglingen 1978. 1979 [4]
 HARTMANN, Ulrich: Der Landkreis Ludwigsburg. In: D. mittlere Neckarraum. Oldenburg 1978. S. 82–95 [5]
 HARTMANN, Ulrich: Der Landkreis Ludwigsburg gestern, heute und morgen. In: D. Krs Ludwigsburg. Stgt 1977. S. 257–266 [6]
 HIERONIMI, Theo: Ludwigsburg, ein Kreis mit Zukunft. In: Mittlerer Neckar. 1976, S. 15–17 [7]
 Der Kreis Ludwigsburg. Hrsg.: Ulrich HARTMANN. Red.: Herbert SAAR, Hans SCHLEUNING. Stgt usw.: Theiss 1977. 455 S. Ill. [8]
 GAISBERG-SCHÖCKINGEN, Friedrich von: Ein Blick auf unser **Strohgäu**. In: HgW 28 (1977) S. 37–38 [9]
 BAÜMLISBERGER, Willi: Wandern zwischen Weinstöcken. In: Franken heute 4 (1975) 2. S. 34–36 [Betr. a. **Zabergäu**] [10]
 BORNEMANN, Manfred: Die Nachbarn der Residenzstadt. **Marbach – Markgröningen – Besigheim – Asperg**. In: Baden-Württemberg 26 (1979) S. 38–40 [11]
 Bildbände: S. Nr. 146 (Kornwestheim), 156, 159 (Ludwigsburg), 270, 272 (Vaihingen/Enz).

B Naturkunde

- CRAMER, Winfried; WILD, Helmut: Landschaft und Geologie in der Umgebung von Ingersheim. In: 1200 Jahre Ingersheim. Ingersheim 1979. S. 112–115 [12]
 KRIELE, Werner: Hydrologische Untersuchungen im Muschelkalkkarst des westlichen unteren Gäus zwischen Pforzheim, Vaihingen/Enz und Sindelfingen. 1976. 179 S. 38 Abb. Tübingen, Univ., Fachber. Erdwiss., Diss. von 1977 [13]
 WILD, Helmut: Erd- und Landschaftsgeschichte des Kreises. In: D. Krs Ludwigsburg. Stgt 1977. S. 23–48 [14]
 Geologie: S. Nr. 63 (Neckarrens), 253 (Mundelsheim), 266 (Steinheim a. d. Murr).
 Vogelkunde: S. Nr. 273 (Vaihingen/Enz).

C Ur- und Frühgeschichte

- WAGNER, Eberhard: Vor- und Frühgeschichte. In: D. Krs Ludwigsburg. Stgt 1977. S. 63–92 [15]
 S. Nr. 133 (Ingersheim). Steinzeit: S. Nr. 94 a (Hochdorf), 100 (Geisingen), 111 (Großbottwar), 167 f. (Ludwigsburg), 268 (Steinheim a. d. Murr). Vorrömische Metallzeit: S. Nr. 64 (Asperg), 94 ff. (Hochdorf), 147 (Kornwestheim). Römerzeit: S. Nr. 71 ff. (Benningen), 87 f. (Bönningheim), 267 (Steinheim a. d. Murr). Alemannenzeit: S. Nr. 117 a (Hemmingen).

D Allgemeine politische Geschichte

- SAUER, Paul: Geschichte bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. In: D. Krs Ludwigsburg. Stgt 1977. S. 93–141 [16]
 SAUER, Paul: Die Verfolgung der jüdischen Bürger durch das nationalsozialistische Regime insbesondere in Württemberg (1933–1945). In: Lbg. Gbl. 30 (1978) S. 9–21 [17]
 ANGERBAUER, Wolfram: Das **Zabergäu** im Zeitalter der Stauer. In: Zeitschr. d. Zabergäuvereins. 1977. S. 49–56 [18]

ASSFAHL, Gerhard: Das Heerlager des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden im **Zabergäu**. In: Zeitschr. d. Zabergäuvvereins. 1977. S. 13-17 [19]
Berichtigung von Nr. 91 der Lbg. Gbl. 29 (1977) S. 163: Die Franzosen im Murratal.
In: Unsere Heimat. 1975, 1/2 [19a]
Mittelalter: S. Nr. 114, 119 (Winzerhausen), 257 (Oberstenfeld). 18. Jahrhundert: S. Nr. 171 (Ludwigsburg). 19. und 20. Jahrhundert: S. Nr. 99 (Nußdorf), 170 (Ludwigsburg), 274 (Vaihingen/Enz).

E Historische Grundwissenschaften

NEUFFER, Heinz: Das **Bottwartal** im Bild früherer Karten. In: HgW 29 (1978) 1/2/3. S. 3-4 [20]
Archivkunde: S. Nr. 173 (Ludwigsburg).

F Verfassung. Recht. Verwaltung

Rechtsarchäologie: S. Nr. 91 (Heimerdingen), 151 (Möglingen). Rechtsgeschichte: S. Nr. 257 (Gronau). Verwaltungsgeschichte: S. Nr. 112 (Großbottwar). Strafvollzug: S. Nr. 66-68 (Asperg).

G Wehrwesen. Zivilschutz. Rettungswesen

Feuerwehrwesen: S. Nr. 60 (Aldingen), 103 (Gerlingen), 107 (Ingersheim).

H Bevölkerung

Bevölkerungsentwicklung und Arbeitsstätten: S. Nr. 80 (Bietigheim/Bissingen). Auswanderung: S. Nr. 128 (Ingersheim).

I Wohlfahrts- und Gesundheitswesen

Evangelische Diakonie: S. Nr. 175 (Ludwigsburg). Altenfürsorge: S. Nr. 101 (Freudental), 109f. (Gerlingen), 176 (Ludwigsburg). Psychotherapie: S. 66f. (Asperg). Krankenanstalten: S. Nr. 177 (Ludwigsburg).

K Wirtschaft und Verkehr

BOLAY, Theodor: Zur Einrichtung von Industrieschulen im ehemaligen OA Ludwigsburg. In: HgW 28 (1977) S. 28 [22]
Firmenkurzbiographien. In: D. Krs Ludwigsburg. Stgt 1977. S. 413-443 [23]
GRÄTER, Fritz: Qualitätsweinbau und zentrale Vermarktung. In: D. Krs Ludwigsburg. Stgt 1977. S. 390-394 [24]
NEUBRAND, Karl: 50 Jahre Weingärtnergenossenschaft **Heuchelberg**-Kellerei. (Text: Neubrand, Karl; Reiner, Eberhard; Schmalzhaf, Rudi.) Schwaigern: Heuchelbergkellerei 1975. 12 ungez. Bl. [25]
Arbeitskampf: S. Nr. 179 (Ludwigsburg). Landwirtschaft: S. Nr. 83 (Bietigheim), 129, 131 (Ingersheim). Gewerbe, Handel, Banken: S. Nr. 104 (Gerlingen), 113 (Großbottwar), 130 (Ingersheim), 143 (Korntal), 155 (Löchgau), 269 (Tamm), 178, 180, 183-186 (Ludwigsburg), 217 (Hoheneck), 276 (Vaihingen/Enz), 287 (Franck, Johann Heinrich), 315 (Minner, Jerg). Energiewirtschaft: S. Nr. 275 (Vaihingen/Enz). Eisenbahn: S. Nr. 277 (Vaihingen/Enz).

L Siedlungen

Siedlungsgeschichte: S. Nr. 89 (Bönnigheim), 126, 132 (Ingersheim), 255f. (Oberstenfeld).

M Planung. Bauwesen. Umwelt

- GEORGII, Rainer: Forstschutz, Natur- und Landschaftsschutz. In: D. Krs Ludwigsburg. Stgt 1977. S. 399-409 [26]
- JAEGER, Erich: Gartenbau, Parks und Sonderkulturen. In: D. Krs Ludwigsburg. Stgt 1977. S. 395-398 [27]
- SCHÖNNAMSGRUBER, Helmut: Erhaltung und Gestaltung der Landschaft im Verdichtungsraum Mittlerer Neckar. In: D. Krs Ludwigsburg. Stgt 1977. S. 49-61 [28]
- WOLF, Reinhard: Umgestaltung von Feuchtgebieten. Bericht über drei im Landkreis Ludwigsburg 1977/78 durchgeführte Projekte. In: Veröffentl. Natur- und Landschaftspflege B-W. 47/48 (1978). S. 17-43 [29]
- Erholungsplan **Klein-Enztal**. Tübingen: Forstdir. [um 1976]. 54 S., 24 Abb., 2 Kten. [30]
- THOMANN, Dieter: Forstlicher Erholungsplan **Löwensteiner Berge**, Mainhardter Wald. Stgt: Min. f. Ernährung, Landw. und Umwelt 1977. 61 S., 1 Faltkt. [31]
- Stromberg**. Wald und Erholung. Stgt: Min. f. Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt 1976. 1 Faltbl. [32]
- Städtebau: S. Nr. 81 (Bietigheim/Bissingen), 189 (Ludwigsburg), 254a (Oberriexingen). Umweltbelastung: S. Nr. 85 (Bietigheim). Naturschutz: S. Nr. 261 (Pleidelsheim).

N Religion. Kirchen. Weltanschauungen

- FELDEN, Herbert: Die Kirchen und ihr Dienst an der Gesellschaft. In: D. Krs Ludwigsburg. Stgt 1977. S. 199-210 [33]
- Kirchengeschichte: S. Nr. 114f. (Winzerhausen), 118 (Münchingen, Hemmingen, Hirschlanden), 265 (Ochsenbach), 279 (Horrheim). Evang. Kirchengeschichte: S. Nr. 193 (Ludwigsburg), 223 (Marbach). Kath. u. evang. Kirchengemeinden: S. Nr. 133 ff. (Ingersheim), 223 (Marbach), 144 (Korntal). Jüdische Glaubensgemeinschaft: S. Nr. 59 (Architektur), 62 (Hochberg), 172 (Ludwigsburg).

O Gesellschaft. Volkskunde. Sprache

- BOLAY, Theodor: Zur Geschichte der Gemeindebackhäuser. In: HgW 29 (1977) S. 127-153 [34]
- GAESE, Heinrich: Persönlichkeiten. In: D. Krs Ludwigsburg. Stgt 1977. S. 217-232 [35]
- THEEGARTEN, Fridtjof: Feste und Gebräuche im Kreis Ludwigsburg. In: D. Krs Ludwigsburg. Stgt 1977. S. 233-242 [36]
- Heimatvertriebene und Flüchtlinge: S. Nr. 105 f. (Gerlingen), 136 (Ingersheim). Partnerstädte: S. Nr. 194 (Ludwigsburg). Vereinsleben: S. Nr. 138 (Ingersheim), 215 f. (Ludwigsburg), 250 (Markgröningen), 264 (Sachsenheim). Sozialverhältnisse: S. Nr. 118 (Münchingen, Hirschlanden, Hemmingen), 137 (Ingersheim). Namenkunde: S. Nr. 97 (Hochdorf).

P Bildung und Wissenschaft

- GENGNAGEL, Helga: Museen. In: D. Krs Ludwigsburg. Stgt 1977. S. 181-185 [36a]
- Die öffentlichen berufsbezogenen Schulen des Landkreises Ludwigsburg. Stand: 1. November 1977. 2. erw. Aufl. Ludwigsburg: Presseamt des Landkreises 1977. 56 S. [37]

- OTTO, Markus: Hohe Auszeichnung für Dr. Willi Müller. In: Lbg. Gbl. 29 (1977). S. 169 [38]
 Verleihung der Robert-Mayer-Medaille an Dr. Otto Linck. In: Zeitschr. d. Zabergäuvereins. 1977. S. 1-6 [39]
 Schulwesen: S. Nr. 108 (Gerlingen), 139 (Ingersheim), 195 (Ludwigsburg). Industrieschulen: S. Nr. 22. Hochschulen: S. Nr. 197f. (Ludwigsburg). Museen: S. Nr. 196 (Ludwigsburg), 267f. (Steinheim a. d. Murr). Historische Gesellschaft: S. Nr. 90 (Bönningheim). Schillernationalmuseum: S. Nr. 224-244 (Marbach).

Q Literatur und Kunst

- ADELMANN, Georg Sigmund Graf: Topographie der kunsthistorischen Sehenswürdigkeiten. In: D. Krs. Ludwigsburg. Stgt. 1977. S. 148-180 [41]
 KÖHLER, Hans-Joachim: Kulturelles Leben, voll lebendiger Impulse. In: D. Krs. Ludwigsburg. Stgt. 1977. S. 190-198 [42]
 Kulturgeschichtliche Denkmäler des Kreises Ludwigsburg. 23-38. In: HgW. 28 (1977) - 30 (1979) [42a]
 23. DUWE, Joachim: Die Michaleskirche in Hochdorf bei Vaihingen/Enz. 28 (1977). S. 29-30 [43]
 24. OTTO, Markus: Die evangelische Peterskirche in Kleinglattbach. 28 (1977). S. 30-31 [44]
 25. OTTO, Markus: Die Martins- und Heiligkreuzkirche von Nussdorf. 28 (1977). S. 31-32 [45]
 26. MELCHIOR, Wilfried: Remseck am Neckar - Ortsteil Aldingen. 29 (1978). S. 7-8 [46]
 27. OTTO, Markus: Die Pfarrkirche St. Stephan in Riet. 29 (1978). S. 8 [47]
 28. OTTO, Markus: Die Johanniskirche in Aurich. 29 (1978). S. 14-15 [48]
 29. OTTO, Markus: Die Martinskirche in Enzweihingen. 29 (1978). S. 15-16 [48a]
 30. OTTO, Markus: Die Martinskirche in Eberdingen. 29 (1978). S. 16 [49]
 31. OTTO, Markus: Die Mauritiuskirche in Schöckingen. 29 (1978). S. 24 [50]
 32. KRAUS, Werner: Schöckingen. 29 (1978) S. 31-32 [51]
 33. OTTO, Markus: Die evangelische St. Georgskirche Poppenweiler. 29 (1978). S. 37-38 [52]
 34. OTTO, Markus: Die evangelische Pfarrkirche St. Kilian in Bissingen. 30 (1979). S. 8 [53]
 35. MELCHIOR, Wilfried: Remseck am Neckar - Ortsteil Neckarrems. 30 (1979). S. 16,22 [54]
 36. OTTO, Markus: Die evangelische Martinskirche in Großingersheim. 30 (1979). S. 22-23 [55]
 37. OTTO, Markus: Die evangelische Georgskirche in Kleiningersheim. 30 (1979). S. 23-24 [56]
 38. OTTO, Markus: Die Laurentiuskirche in Hemmingen. 30 (1979). S. 32 [57]
 Berichtigung von Nr. 24 in Lbg. Gbl. 29 (1977). S. 157:
 16. OTTO, Markus: Die evangelische Pfarrkirche in Hochberg am Neckar. In: HgW. 28 (1977). S. 8 [58]
 REINHARDT, Brigitte; WEIHRACH, Sabine: Bauten jüdischer Dorfgemeinschaften im Kreis Ludwigsburg. In: Denkmalpflege in B-W. 8 (1979) S. 70-76 [59]
 Musik: S. Nr. 201 (Ludwigsburg), Baukunst und bildende Kunst: S. Nr. 61 a (Aldingen), 86

(Bietigheim), 98 (Hochdorf), 202–207 (Ludwigsburg) 246 (Marbach), Denkmalpflege: S. Nr. 153 f. (Kornwestheim).

R Buch- und Bibliothekswesen. Information und Dokumentation. Publizistik

Stadtbücherei: S. Nr. 75 (Besigheim). Publizistik: S. Nr. 142 (Korntal/Münchingen, 208 (Ludwigsburg), 278 (Vaihingen/Enz).

II Ortsliteratur

Aldingen am Neckar

G Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der Freiwilligen Feuerwehr Abt. Aldingen vom 9.–12. Juni 1978. Aldingen: Freiw. Feuerwehr. 1978. 71 S. [60]

S *Bildungszentrum* Rems-Neckar. In: Dt. Bauzeitschrift. 24 (1976). S. 1245–1248 [61]

BREUNING, Arndt: Auf der Suche nach Weihnachten. Das Emporebild »Geburt Christi und die Anbetung der Hirten« in der evangelischen *Margaretenkirche* zu Aldingen. In: HgW 30 (1979). S. 33–34 [61a]

Aldingen-Beihingen

O S. Nr. 285 (Johann Friedrich Flattich)

Aldigen-Hochberg

N BREUNING, Arnd: »Erneuert von seinen Söhnen«. Erbe, Verpflichtung, Anpassung beim deutschen Judentum des ausgehenden 19. Jahrhunderts – Beobachtungen und Gedanken zum alten Judenfriedhof in Hochberg. In: HgW. 30 (1979). S. 1–3, 9–12 [62]

S S. Nr. 58 (*Evang. Pfarrkirche*)

Aldingen-Neckargröningen

O S. Nr. 284 (Johann Conrad Creiling)

Aldingen-Neckarremms

B WARTH, Manfred: Aufschluß der Spiriferina-Bank (Oberer Muschelkalk) in Neckarremms, Neckarhalde. In: Jahreshfte der Ges. f. Naturkdē. in Württ. 132 (1977). S. 188–189 [63]

Aldingen-Remseck

Q S. Nr. 46, 54 (Kulturdenkmäler)

Asperg

A Nr. 11 (Allgemeines)

C BIEL, Jörg: Asperg, Kreis Ludwigsburg. Vorgeschichtliche Grabhügel »Kleinaspergle«. In: Lebendige Archäologie. Stgt. 1976. S. 22–24 [64]

D BOLAY, Theodor: Chronik der Stadt Asperg. Bietigheim/Bissingen: Krug 1978. 675 S., 8 Taf., Abb. [65]

I MAUCH, Gerhard: Psychotherapeutische Behandlung Drogenabhängiger im Strafvollzug. D. Hohenasperger Behandlungsmodell. In: Blätter d. Wohlfahrtspflege. 122 (1975). S. 203–206 [66]

MÜHLBERGER, Erich: Flankierende Maßnahmen zur psychotherapeutischen Behandlung von Drogenabhängigen. Erfahrungen im Rahmen d. Hohenasperger Behandlungsmodells. In: Blätter d. Wohlfahrtspflege. 122 (1975) S. 206–208 [67]

S BRANDSTÄTTER, Horst: Asperg. Ein deutsches *Gefängnis*. Der schwäbische Demokratenbuckel und seine Insassen. Berlin: Wagenbach 1978. 153 S. [68]

Aurich s. Vaihingen-Aurich

Beihingen s. Aldingen-Beihingen

Benningen am Neckar

A Benningen am Neckar. [Red.:] Gerhard WACKER. Hrsg. von d. Gemeindeverwaltung Benningen a. N. anläßl. d. 1200-Jahr-Feier, Juni 1979. Benningen: Gemeindeverwaltung 1979. 316 S.: Ill. [69]

Benningen am Neckar im Zeichen seiner 1200-Jahrfeier. In: D. Gemeinde. 102 (1979). S. 394-398 [70]

C KUNZL, Ernst: Der Steindenkmälerfund von Benningen, Krs. Ludwigsburg. In: Fundberichte aus B-W. 3 (1977). S. 286-327 [71]

PLANCK, Dieter: Benningen a. N., Krs. Ludwigsburg. Römische Straße und Museum. In: Lebendige Archäologie. Stgt. 1976. S. 39-43 [72]

SCHUPP, Kurt A.: Neues vom Vicus Murensis. Bau des Gruppenklärwerks »Höldenmühle« gibt Einblick in die Frühgeschichte. In: HgW. 28 (1977). S. 33-34 [73]

S Das *neue Rathaus* in Benningen a. N. Benningen: Gemeindeverwaltung [um 1973] 28 S. m. Abb. (Bürgerbrief. 1.) [74]

Besigheim

A S. Nr. 11 (Allgemeines)

O S. Nr. 345 (Werner Villinger)

R ROMAHN, Adelheid: Stadtbücherei Besigheim. In: Öffentl. Bibliotheken in B-W. 1976. S. 59-61 [75]

S ROHRBERG, Erwin: Das umgebaute *Rathaus* von Besigheim. In: Schwab. Heimat. 29 (1978). S. 5-11 [76]

Bietigheim s. Bietigheim/Bissingen-Bietigheim

Bietigheim/Bissingen

A Bietigheim-Bissingen. An unsere Bürger: Wie soll unsere Stadt morgen aussehen? Fragen und Diskussionsbeiträge zur Stadtentwicklung. Bietigheim-Bissingen: Stadtverwaltung [1976]. Taf. in Leporellofaltung. [77]

Bietigheim-Bissingen. Wir laden herzlich ein. Bietigheim-Bissingen: Stadtverwaltung 1978. 8 ungez. Bl. [78]

LIST, Manfred: Die Große Kreisstadt Bietigheim-Bissingen. In: D. Krs. Ludwigsburg. Stgt. 1977. S. 274-276 [79]

H FURLER, Markus; HERBER, Michael: Bevölkerungs- und Arbeitszahl der Stadt Bietigheim-Bissingen. Status-quo-Prognosen und Ansatz zu Zielprognosen. Im Auftr. der Stadt Bietigheim-Bissingen. Basel: Prognos A.G. 1977. 98 S., 13 Tab. (Wirtschaft und Bevölkerung) [80]

M STRECKER, Richard: Bietigheim-Bissingen, Modell einer Stadtsanierung. In: Baden-Württemberg. 26 (1979). S. 40-41 [81]

O S. Nr. 281 (Erwin Bälz).

Bietigheim/Bissingen-Bietigheim

A ROMBACH, Otto: Auf einer Enzbrücke stehend... In: D. Krs. Ludwigsburg. Stgt. 1977. S. 7-21 [82]

K ROMBACH, Otto: Das Bietigheimer Weinregister. In: Baden-Württemberg. 1978, 2. S. 14-15 [83]

M HOLZMANN, Ekkehard: Ermittlungen der Belästigung durch Verkehrslärm in

- Abhängigkeit von Verkehrsmittel durch Verkehrslärm und Verkehrsdichte in einem Ballungsgebiet (Straßen- und Eisenbahnverkehr) Stuttgart: Verkehrswissenschaftl. Institut 1978. 102 S. (Forschungsarbeiten des Verkehrswissenschaftlichen Institut an der Univ. Stuttgart. Ber. 13)[Betr.: u. a. Bietigheim und Kornwestheim] [85]
- O S. Nr. 337 (Gustav Schönleber)
- Q KEICHER, Ulrich: Drei Brunnen in Bietigheim. In: Naturstein. 33 (1978). S. 257-259 [Betr.: Herzog-Ulrich-, Fräuleins-, Fischerbrunnen] [86]
- S S. Nr. 295 (*Hornmold-Haus*)
- Bietigheim/Bissingen-Bissingen**
- S S. Nr. 53 (*Pfarrkirche St. Kilian*)
- Bissingen s. Bietigheim/Bissingen-Bissingen**
- Bönnigheim**
- A S. Nr. 2 (Ganerbenblätter)
- C SARTORIUS, Kurt: Römische Funde. In: Ganerbenblätter. 1978. S. 23-30 [87]
SARTORIUS, Kurt: Römische Funde in Bönnigheim. In: Zeitschr. d. Zabergäuvvereins. 1977. S. 6-8 [88]
- L ZIPPERLEN, Elisabeth: Von »Bunnenhaim« bis Bönnigheim. In: Ganerbenblätter. 1978. S. 15-22 [89]
- P KLOSE, Waltraud: Protokoll zur Gründungsversammlung der Historischen Gesellschaft am 30.9.1978 im Gasthaus Rössle, Bönnigheim. In: Ganerbenblätter. 1978. S. 6-15 [90]
- Ditzingen-Heimerdingen**
- F SCHWARZ, Otto: Geschichten um den Schlegelwald. Grenzsteine zeugen von früheren Jahrhunderten – Heute Grenze zwischen Ditzingen und Leonberg. In: HgW. 28 (1977). S. 39-40 [91]
- S SCHWARZ, Otto: Der »Kirchweg« zu Heimerdingen. In: HgW 29 (1978). S. 22 [92]
- Ditzingen-Hirschlanden**
- O S. Nr. 118 (Sozial- und Besitzverhältnisse im späten Mittelalter).
- Ditzingen-Schöckingen**
- Q S. Nr. 51 (Kulturdenkmäler)
- S S. Nr. 50 (*Mauritiuskirche*).
- Eberdingen**
- S S. Nr. 49 (*Martinskirche*)
- Eberdingen-Hochdorf**
- A 1200-Jahresfeier Hochdorf an der Enz: 779-1979; Festschrift; Festwoche vom 7. 7. bis 16. 7. 1979. [Hrsg.: Festausschuß der Hochdorfer Vereine. Mitarb.: Renate LEIBFRIED] Hochdorf/Enz, 1979, 95 S.: Ill. [93]
- C BIEL, Jörg: Ein Fürstenhügel der späten Hallstattzeit bei Eberdingen-Hochdorf, Krs Ludwigsburg. In: Archäol. Ausgrabungen. 1978. S. 27-29 [94]
- BIEL, Jörg: Eine jungsteinzeitliche Siedlung in Eberdingen-Hochdorf Krs Ludwigsburg. In: Archäol. Ausgrabungen. 1978. S. 19-21 [94a]
- BIEL, Jörg: Das späthallstattzeitliche Fürstengrab von Hochdorf. Wiss. Kolloquium vom 15.-18. 5. 1979. In: Denkmalpflege in B-W. 8 (1979). S. 121-122 [95]
- KAPF, D.: Polizei sichert »Jahrhundertfund«. Hochdorf: ein Toter liegt im Tresor. Archäologen untersuchen unbekanntes und unberührtes Fürstengrab aus der Hallstattzeit. In: Stgter Ztg vom 4. 10. 1978. [96]
- O MÜLLER, Willi: Zum Fürstenhügel von Hochdorf (Enz). Eine namenkundliche Studie. In: HgW. 29 (1978). S. 34-35 [97]

- S DUWE, Joachim: Die *Michaelskirche* in Hochdorf bei Vaihingen/Enz. In: Lbg. Gbl. 29 (1977) S. 111-125 [98]
S. Nr. 43 (*Michaelskirche*)
- Eberdingen-Nußdorf**
D DEYELE, Wilhelm: Nußdorfer Kriegschronik 1945. Vaihingen/Enz 1947. 45. S. [99]
S S. Nr. 45 (*Martins- und Heiligkreuzkirche*).
- Freiberg am Neckar**
S S. Nr. 275 (*Hallenbad*)
- Freiberg-Geisingen**
C KLEIN, Frieder: Ausgrabungen in einer vorgeschichtlichen Siedlung in Freiberg-Geisingen, Krs Ludwigsburg. In: Achäol. Ausgrabungen. 1978. S. 39-41 [100]
- Enzweihingen s. Vaihingen-Enzweihingen**
- Freiberg-Heutingsheim**
O S. Nr. 283 (Johann Friedrich Christmann).
- Freudental**
I SAAR, Herbert: Altenturnen eine beliebte Einrichtung. In: Altenpflege. 3 (1978) S. 161 [Betr.: Kreisaltenheim Freudental] [101]
- Geisingen am Neckar s. Freiberg-Geisingen**
- Gemmrighheim**
A Eine kleine Ortschronik der Gemeinde Gemmrighheim am Neckar. (Hrsg.: Gemmrighheimer Bank.) Gemmrighheim: Kurz 1975. 72 S. [102]
- Gerlingen**
G 100 Jahre Freiwillige Feuerwehr Gerlingen. 1. Kreisfeuerwehrtag Landkrs Ludwigsburg. Festschrift. Gerlingen 1978. 144 S.: Ill. [103]
K 25 Jahre Develop: 1948-1973; Stationen. [Text: Jochen UERZ]. Gerlingen: Develop 1973. 24 S.: Ill. [104]
O GINDER, Paul: Ausschnitte aus der ungarndeutschen Ahnenreihe der Neuzeit. Einführung zur Ausstellung im Foyer des Rathauses der Patenstadt Gerlingen vom 24. 9-15. 10. 1977. Gerlingen: Stadtverw. 1977. 38 ungez. Bl. [105]
SAUTER, Hans: 30 Jahre Ungarndeutsche Landsmannschaft. 10 Jahre Patenschaft der Stadt Gerlingen. In: Das Jahrbuch der Ungarndeutschen. Unser Hauskalender. 31 (1979). S. 35-36 [106]
S. Nr. 334 (Johannes Rebmann)
- P Exempel, oder was aus einem Schulversuch wurde: Möglichkeiten und Grenzen bei der Veränderung der Grundschule. Von Ingrid und Paul GABELE [u. a.]. Gießen: Focus 1976. 225 S. [108]
- S *Altenzentrum* in Gerlingen bei Stuttgart. In: Baumeister. 76 (1979). S. 717-719 [109]
Altenzentrum Gerlingen. Zwei Entwürfe. In: Baumeister. 74 (1977). S. 247-252 [110]
- Gronau s. Oberstenfeld-Gronau**
- Großbottwar**
C NEUFFER, Hermann: Vorgeschichtliche Funde im Großbottwarer Gewann Teufelsäcker. In: HgW. 29 (1978). S. 10 [111]
F Der Kirchendussler. Von alten öffentlichen Diensten. In: HgW. 29 (1978). S. 26-27 [112]

- K** 50 Jahre Leder in allen Tonarten: das Jubiläum Gmelich & Söhne, Lederfabrik. Großbottwar: Gmelich & Söhne 1973. 14 Bl.: Ill. [113]
- O** S. Nr. 282 (Herren von Bidembach)
- Großbottwar-Winzerhausen**
- D** S. Nr. 349 (Herren von Wunnenstein), 350 (Wolf von Wunnenstein).
- N** CONRAD, Otto: Christianisierung und die Michaelskirche auf dem Wunnenstein. In: Schwaben und Franken. 24 (1977), 11. S. 3-4 [114]
CONRAD, Otto: Christianisierung und die Michaelskirche auf dem Wunnenstein. In: HgW. 29 (1978). S. 4-5 [115]
- S** CONRAD, Otto: Der Abbruch der *Michaelskirche* auf dem Wunnenstein um 1563. In: HgW. 28 (1977). S. 25-26 [116]
NEUFFER, Hermann: Die Weihe des *Wunnensteinturms*. In: HgW. 29 (1978). S. 19-21 [117]
- Großingersheim s. Ingersheim-Großingersheim**
- Heimerdingen s. Ditzingen-Heimerdingen**
- Hemmingen**
- C** MÜLLER, Hermann Friedrich: Das alemannische Gräberfeld von Hemmingen (Krs Ludwigsburg). Stgt.: Müller & Gräff [in] Komm. 1976. 159 S., 24 Taf. (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in B-W. 7.) [117a]
- O** GEYER, Michael Bernhard Walter: Sozial- und Besitzverhältnisse unter geistlicher und weltlicher Grundherrschaft dargestellt an Besitzungen des Stifts Backnang und an drei Strohgäudörfern [Hemmingen, Hirschlanden, Korntal] unter württembergischer Herrschaft im Zeitraum von 1350-1545. 1978. III, 319 S. Stuttgart, Univ., Fachbereich Geschichts-, Sozial- u. Wirtschaftswiss., Diss. [118]
- Ingersheim**
- A** IRTENKAUF, Wolfgang: Kleine Bibliographie von Ingersheim. In: 1200 Jahre Ingersheim. Ingersheim 1979. S. 86-87 [119]
1200 Jahre Ingersheim. [Autoren: Theodor BOLAY... Red.: Karl-Josef LEIPRECHT.] Ingersheim, 1979. 220 S.: Ill. [120]
MAIER, Martin: Ingersheim - Gestern und Heute. In: 1200 Jahre Ingersheim. Ingersheim 1979. S. 89-103 [121]
- B** S. Nr. 12 (Landschaft und Geologie)
BÜRKLE, Fritz: Der Neckar und Ingersheim. In: 1200 Jahre Ingersheim. Ingersheim 1979. S. 116-141 [122]
- C** PLANCK, Dieter: Die Vor- und Frühgeschichte von Ingersheim. Ebda S. 5-12 [123]
- D** KESSLER, Josef: Ingersheim in den beiden Weltkriegen. Ebda S. 104-106 [124]
MÜLLER, Willi: Meilensteine aus der Ingersheimer Geschichte. Ebda S. 29-30 [125]
MÜLLER, Willi: Zur frühen Geschichte von Groß- und Kleiningersheim. Ebda S. 13-20 [126]
- G** RÜHLE, Friedrich: Freiwillige Feuerwehr Ingersheim. Ebda S. 216-218 [127]
- H** BOLAY, Theodor: Auswanderungen aus Ingersheim im 19. Jahrhundert. Ebda S. 75-85 [128]
- K** FRIEDRICH, Hans Karl: Landwirtschaft in Ingersheim. Ebda S. 143-159 [129]
VOGEL, Albert: Handel, Gewerbe, Banken, Ebda S. 165-170 [130]
ZELTWANGER, Heinz: Ein Ingersheimer Landwirt berichtet. Ebda S. 160-164 [131]
- L** GREINER, Siegfried: Ingersheim - Der Hauptort einer Grafschaft. S. 22-24 [132]
- N** ALTENMÜLLER, Dieter; KOCH, Ursula: Die evangelischen Kirchgemeinden von Groß- und Kleiningersheim. Ebda S. 171-174 [133]
BATSCHO, Eugen: Katholische Kirchengemeinde. Ebda S. 175-178 [134]

- OTTO, Markus: Die evangelischen Pfarrkirchen von Groß- und Kleiningersheim. Ebda S. 25-35 [135]
- O DITTEL, Franz: Vertriebene und Flüchtlinge in Ingersheim. Ebda S. 107-111 [136]
- SAUER, Paul: Leben in der Dorfgemeinschaft. Ebda S. 37-71 [137]
- Verensleben in Ingersheim. Ebda S. 189-215 [138]
- P BUHL, Gerhard: Zur Geschichte der Schule. Ebda S. 179-188 [139]
- S MARX-BLEIL, Marianne: Chronik des Schlosses Ingersheim. Ebda S. 72-74 [140]
- Ingersheim-Großingersheim**
- S S. Nr. 55 (*Martinskirche*)
- Ingersheim-Kleiningersheim**
- S S. Nr. 56 (*Georgskirche*)
- Heutingsheim s. Freiberg-Heutingsheim**
- Hirschlanden s. Ditzingen-Hirschlanden**
- Hochberg am Neckar s. Aldingen-Hochberg**
- Hochdorf an der Enz s. Eberdingen-Hochdorf**
- Hoheneck s. Ludwigsburg-Hoheneck**
- Horrheim s. Vaihingen-Horrheim**
- Kleinglattbach s. Vaihingen-Kleinglattbach**
- Kleiningersheim s. Ingersheim-Kleiningersheim**
- Korntal s. Korntal/Münchingen-Korntal**
- Korntal/Münchingen**
- F Haushaltssatzung und Haushaltsplan. Stadt Korntal/Münchingen, Lkrs Ludwigsburg. Korntal/Münchingen: Stadtverwaltung 1976 - [141]
- R Bürgerinformation. Z. d. Vorgängen Amtsblatt - Korntal/Münchinger Mitteilungen. Ein Angriff auf die Pressefreiheit. Hrsg.: Fritz PFITZER. Korntal/Münchingen: Druckhaus Korntal Fritz Pfitzer 1978. 73 S. [142]
- Korntal/Münchingen-Korntal**
- K 75 Jahre Gewerbe- und Handelsverein Korntal. Dokumentation anlässlich des 75jährigen Bestehens und Katalog für die Leistungsschau am 12. und 13. 8. 1978. ... (Mitarb.: Siegfried EBERT [u. a.]) Korntal 1978. 48 S. [143]
- N ALBRECHT, Franziska; FRÖHLICH, Jutta: 50 Jahre Evangelische Haus- und Landschwesternschaft Korntal. Korntal: Evang. Haus- u. Landschwesternschaft 1976. 36 S. [144]
- O S. Nr. 294 (Gottlob Wilhelm Hoffmann), 296 (Johann Ludwig Karpf), 334 (Johannes Rebmann).
- Korntal/Münchingen-Münchingen**
- O S. Nr. 118 (Sozial- und Besitzverhältnisse im späten Mittelalter), 285 f (Johann Friedrich Flattich).
- Kornwestheim**
- A PFLUGFELDER, Siegfried: Die Große Kreisstadt Kornwestheim. In: D. Krs Ludwigsburg. Stgt. 1977. S. 279-281 [145]
- Kornwestheimer Skizzen. Zeichn.: Christine FRIEBE. Kornwestheim: Friebe 1976. 13 ungez. Bl. [146]
- C JOACHIM, Walter: Untersuchung einer Späthallstatt-Frühlatènezeitliche Siedlung in Kornwestheim, Krs Ludwigsburg. Fundbericht aus B-W. 3 (1977). S. 173-203 [147]
- M S. Nr. 85 (Umweltbelastung).
- N KRUMMACHER, Johann Heinrich: Der Kornwestheimer Schalomgottesdienst. In: Junge Kirche. 40 (1979), 1. S. 12-15 [148]
- S. Nr. 288 (Phillipp Matthäus Hahn).
- O S. Nr. 315 (Jerg Minner)

- S ANUSCHEK, M.: *Friedhofserweiterung Kornwestheim*. In: Garten u. Landschaft. 86 (1976). S. 675–678 [149]
 Ideenwettbewerb *Friedhofserweiterung und Friedhofbauten Kornwestheim*. In: Wettbewerb aktuell. 1976, 1. S. 31–36 [150]
Hallenbad Kornwestheim. In: Sport-Bäder-Freizeit-Bauten. 15 (1975). S. 518–521 [151]
Kulturhaus Kornwestheim. In: Dt. Bauzeitschr. 24 (1976). S. 403–406 [152]
 HÄMMERLE, Gerhard: Der Kornwestheimer *Schafhof* – und wie er gerettet wurde. In: Schwäbische Heimat. 29 (1978). S. 12–18 [153]
 MUCH, Franz J.: Kornwestheim. *Schafhof*-Herrenhaus. Photogrammetr. Aufnahmen. Stgt.: Landesdenkmalamt B-W 1975. 1. Faltbl. [154]
- Löchgau**
- K 75 Jahre Löchgauer Bank. Löchgau 1977. 24 S. [155]
 O S. Nr. 284 (Johann Conrad Creiling).
- Ludwigsburg**
- A GENGNAGEL, Helga: Ludwigsburg in alten Ansichtskarten. Frankfurt a. M.: Flechsig 1977. 112 S. [156]
 HOHNECKER, Martin: Ludwigsburg, eine schaffige Stadt. In: Baden-Württemberg. 26 (1979). S. 28 [157]
 Ludwigsburg [mehrere Beitr.] In: Baden Württemberg. 26 (1979). 1 [158]
 Ludwigsburg. Braunschweig: Bollmann-Bildkarten-Verl. 1978. 1 Faltkt. (Bollmann-Bildkt. 168) [159]
 Ludwigsburg. Hrsg.: Frank GRUBE und Gerhard RICHTER. In Zus.arb. m. d. Süddt. Verlagsanst. und dem Fremdenverkehrsamt Ludwigsburg. Mit Beitr. von Otto BORST u. Martin HOHNECKER. Ludwigsburg: Süddt. Verlagsanstalt 1977. 101 S.: Ill. [160]
 Ludwigsburg. Statistischer Jahresbericht. Ludwigsburg: Statist. Amt der Stadt. 22 (1976). 23 (1977). 24 (1978) [161]
 Ludwigsburg, das Versailles der Schwaben. In: Mercedes-Benz in aller Welt. 23 (1978), 4. S. 17–20 [162]
 Mit zunehmendem Alter gewinnt ihr Gesicht an jugendlicher Frische. Ein Kompliment an unsere Stadt. In: Einwohnerbuch... Ludwigsburg 1978. S. 9–12 [163]
 Wer durchblickt, weiß mehr... (2. Aufl.). Ludwigsburg: Süddt. Verl.-anst. 1978. 34 S. [164]
 ULSHÖFER, Otfried: Die große Kreisstadt Ludwigsburg. In: Dr. Krs Ludwigsburg. Stgt. 1977. S. 267–270 [165]
 HOHNECKER, Martin: Ludwigsburg im Spiegel zeitgenössischer Zitate. In: Baden-Württemberg. 26 (1979). S. 8–9 [166]
- C LÜNING, Jens; ZURN, Hartwig: Die Schussenrieder Siedlung im »Schlösslesfeld«, Markung Ludwigsburg. Mit Beitr. von Klaus Beckhoff u. a. Stgt.: Müller & Gräff 1977. 136 S., 144 Taf. m. Abb., 1 Faltaf. (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in B-W. 8.) [167]
 LÜNING, Jens: Die Rohstoffversorgung der Schussenrieder Siedlung Ludwigsburg bei Stuttgart. In: Archäol. Korrespondenzbl. 8 (1978). S. 269–274 [168]
- D BORST, Otto: Gang durch die Stadtgeschichte. In: Ludwigsburg. Luwigsburg 1977. S. 6–24 [169]

- HOHNECKER, Martin: Ludwigsburg nach dem Zweiten Weltkrieg. Ebda S. 89-100 [170]
- SCHREINER, Klaus: Ludwigsburg in der württembergischen Geschichte des 18. Jahrhunderts. Politische, wirtschaftliche und soziale Bedingungen einer Stadt- und Residenzgründung. In: HgW. 30 (1979). S. 35-40 [171]
- SCHÜSSLER, Beate Maria: Das Schicksal der jüdischen Bürger von Ludwigsburg während der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung. In Lbg. Gbl. 30 (1978). S. 23-125 [172]
- E SEILER, Alois: Das Schriftgut von Kloster und Stift Ellwangen im Staatsarchiv Ludwigsburg. Eine Beständeübersicht. Ludwigsburg 1976. II, 83 S. [173]
- H Einwohnerbuch der Kreisstadt Ludwigsburg. Ludwigsburg: Einhorn. 1976. 1978. [174]
- I Bewährtes erhalten - Neues gestalten. 100 Jahre Karlshöhe Ludwigsburg. Red.: Winfried FISCHER. Ludwigsburg: Karlshöhe 1977. 76 S. [175]
- LORCH, Theodor: Altenarbeit in der Gemeinde - ein Stiefkind? Ludwigsburg als Vorbild. Information und Beratung über Altenaktivität in der Gemeinde. In: D. Gemeinderat. 20 (1977), 7. S. 8-9 [176]
- Krankenanstalten des Landkreises Ludwigsburg. Krankenhaus Ludwigsburg. 2. Bauabschnitt. Einweihung am 27.6.1975. Ludwigsburg 1975. 16 S.: Abb. [177]
- K Alte Ludwigsburger Firmen und Jubiläumsfirmen. In: Einwohnerbuch... Ludwigsburg. 1978. S. 17-20 [178]
- HORNICKEL, Karl: Maurerstreik in Alt-Ludwigsburg. In: HgW. 30 (1979) S. 14-15 [179]
- 125 Jahre Kreissparkasse Ludwigsburg, 1852-1977. Land. Leute. Wirtschaft. Ludwigsburg: Kreissparkasse 1977. 199 S.: Ill. [180]
- MAIER, Karl: Das Blühende Barock belebt die Wirtschaft. In: Mittlerer Neckar. 1979, 6. S. 11-14 [181]
- MAIER, Karl: Ludwigsburg als Wirtschaftsfaktor. In: Baden-Württemberg. 26 (1979), 1. S. 29 [182]
- NAGEL, K. G.: Die Ludwigsburger Porzellanfabrik. In: Keramische Zeitschr. 30 (1978) S. 521-523 [183]
- 150 Jahre Unifranck. (Red.: Heinz P. STEUTH). Ludwigsburg, München: Unifranck Lebensmittelwerke 1978. 43 S.: Ill. [184]
- LANGER, Eberhard: Solidarische Selbsthilfe als Wirtschaftsprinzip. Die Arbeit der Bausparkasse GdF Wüstenrot. In: D. Krs Ludwigsburg. Stgt. 1977. S. 366-370 [185]
- SCHUBINGER, J. M.: Die Wiedergeburt einer historischen Manufaktur: Ludwigsburger Porzellan: In: Kunst u. d. Schöne Heim. 88 (1976) S. 613-616 [186]
- L SCHMIERER, Wolfgang: Ludwigsburg. (Kt 1 : 5000) Grundrisse neuzeitlicher Städte. II. Stuttgart: Landesvermessungsamt B-W 1977. (Historischer Atlas von B-W. Kt. 4,11) [187]
- SCHMIERER, Wolfgang: Ludwigsburg. Beiw. z. Kt. 4,9. Grundrisse neuzeitl. Städte. II. Stgt: Kommission f. geschichtl. Landesk. in B-W 1977. S. 1-8. (Historischer Atlas von B-W, Erläuterungen. 4,9) [187 a]
- HOHNECKER, Martin: Am Anfang stand ein Jagdlusthaus. In Baden-Württemberg. 26 (1979), 1. S. 1-5 [188]
- M Städtebauliches Gutachten Ludwigsburg City-Ost. In: Wettbewerb aktuell. 1976,

3. S. 169–180 [189]
 HAUG, Isolde: Vom Gemüseacker zum Märchenparadies. Blühendes Barock ist ein Vorbild für Landesgartenschauen. In: D. Gemeinderat. 22 (1979), 6. S. II–III [190]
 HORN, Friedhelm: Vom Barock zur Bummelblume [Blühende Barock]. In: Mittlerer Neckar. 1979, 6. S. 13–14 [191]
 SCHÖCHLE, Albert: Entstehung, Sinn und Aufgabe des Blühenden Barocks. In: Baden-Württemberg. 26 (1979), 1. S. 30 [192]
 N BRECHT, Martin: Die Frommen und die Kirche – ein spannungsreiches Verhältnis, dargestellt an Beispielen aus der Kirchengeschichte Ludwigsburgs. In: Lbg. Gbl. 29 (1977). S. 69–86 [193]
 O RICHTER, Georg; ROMBACH, Otto: Montbéliard (Mömpelgard) als erste französische Gemeinde Partnerstadt Ludwigsburgs. In: Baden-Württemberg. 26 (1979), 1. S. 37 [194]
 S. Nr. 287 (Johann Heinrich Franck), 289 (Willi Hennig), 297 (Ernst Kerner), 298 (Georg Kerner), 299–307 (Justinus Kerner), 308 (Karl von Kerner), 310 f. (Adolf Märkt), 313 (Hans Meid), 316–330 (Eduard Mörike), 331 (Karl Mörike), 332 (Karl Friedrich von Moser), 335 (Livio Andreas Retti), 339 (Pietro Scotti), 341 (Ludovike Simanowitz), 342–344 (David Friedrich Strauß), 348 (Pauline Fürstin zu Wied)
 P FISCHER, Andreas: Schule und Elternbeirat. Ergebnisse einer Umfrage in Stuttgart und Ludwigsburg. In: Schule im Blickpunkt. 9 (1975), 2. S. 17–21; 4. S. 20–22; 6. S. 15–19 [195]
 HOHNECKER, Martin: Vom Museum ins Mediteraneum. In: Baden-Württemberg. 26 (1979), 1. S. 6–7 [196]
 MAIER, Willi: Pädagogische Hochschule Ludwigsburg. In: D. Krs. Ludwigsburg. Stgt. 1977. S. 211–222 [197]
 Norwegen-Exkursion... Päd. Hochschule... Fachbereich IV, Geogr. Ludwigsburg: Päd. Hochsch. 1978. 54 S.: Ill. [198]
 SOLF, Johannes: Ergonomie und Griff-Forschung im Ludwigsburger [Refa-] Institut. In: Mittlerer Neckar 1979, 7. S. 15 [199]
 Q BASER, Friedrich: 250 Jahre Musik in Ludwigsburg. In: Baden-Württemberg. 26 (1979), 1. S. 10–11 [201]
 HEIN, Wolfgang-Hagen: Pharmazeutische Figuren am Ludwigsburger Porzellan. In: Dt. Apotheker-Ztg. Beil.: Beitr. z. Gesch. d. Pharmazie. 119 (1979). 37. Beil. S. 17–19 [202]
 LAHNSTEIN, Peter; LANDENBERGER, Mechthild: Das Ludwigsburger Porzellan und seine Zeit. Stuttgart usw.: Kohlhammer 1978. 143 S.: Ill. [203]
 MARQUARDT, Christa: Die Serie von Amor-Emblemen van Veens in Ludwigsburg im Zusammenhang mit dem europäischen Ideal des »honnête homme«. In: Außerliterarische Wirkungen. München 1975. S. 73–101 [204]
 MERTEN, Klaus: Der Ludwigsburger Schloßgarten im 18. Jahrhundert. In: Schwäbische Heimat (29) 1978. S. 169–177 [205]
 POSER, Hasso von: Zur Ausstattung des Ludwigsburger Treppenhauses 1730–1734. In: Jahrb. d. staatlichen Kunstsammlungen in B-W. 14 (1977). S. 33–42 [206]
 SCHUPP, Kurt A.: Porzellan ist Attribut des Glanzes... In: Baden-Württemberg. 26 (1979), 1. S. 32–35 [207]
 R TROLL, Thaddäus: Thaddäus Troll war bei der Ludwigsburger Zeitung der

- dreissiger Jahre. Ebda S. 14–16 [208]
- S REINHARDT, Brigitte; WEIHRAUCH, Sabine: Zwei Ludwigsburger Bürgerhäuser des 19. Jahrhunderts [*Asperger Str. 22, Myliusstr. 8*]. In: Denkmalpflege in B-W. 7 (1978). S. 156–163 [209]
- Krankenhaus* Ludwigsburg. In: Dt. Bauztg. 1975. S. 1395–1398 [210]
- AMINDE, Hans-Joachim: *Neues Rathaus* in Ludwigsburg. Standorte und städtebaulicher Entwurf. Stgt. Inst. f. Hochschulbau, Univ. 1975. 52 S. (Arbeitsber. d. Inst. f. Hochschulbau, Univ. Stgt. 1.) [211]
- Schloß Ludwigsburg*. Tübingen: Metz. 1977. 32 S. [auch in engl. u. franz.] [212]
- SCHMIDT, Richard: *Schloß Monrepos* bei Ludwigsburg. 4. Aufl. bearb. von Klaus MERTEN. München, Berlin: Dt. Kunstverlag 1978. 15 S.: Ill., graph. Darst. (Große Baudenkmäler. 174.) [213]
- T Sport und Gesundheit: Sportmedizinisches Seminar . . . 22.10.1977 in der Aula d. Pädag. Hochschule Ludwigsburg. Ludwigsburg: Württ. Landessportbund 1977. 47 S. [214]
- U 50 Jahre *Kolping-Chor* Ludwigsburg: 27./29. 10. 78. Ludwigsburg: Kolpingsfamilie Ludwigsburg 1978. 20 S.: Ill. [215]
- 1878–1978. 100 Jahre *Männergesangverein Harmonie-Frohsinn*, Ludwigsburg e.V. Ludwigsburg: Männergesangverein Harmonie-Frohsinn. 48 ungez. Bl. m. Abb. [216]
- Ludwigsburg-Hoheneck**
- K 125 Jahre Kreissparkasse Ludwigsburg, 1852–1977. Land, Leute, Wirtschaft. Hrsg. von d. Kreissparkasse Ludwigsburg. Ludwigsburg 1977. 119 S., Abb. [217]
- BOLAY, Theodor: Ein Hohenecker Weingärtner auf Studienreise (1835). In: HgW. 30 (1979). S. 19–20 [218]
- S *Heilbad* Ludwigsburg-Hoheneck. In: Dt. Bauztg. 1979, 10. S. 49–53 [219]
- Ludwigsburg-Neckarweihingen**
- S *Sporthalle* in Ludwigsburg-Neckarweihingen. In: Dt. Bauztg. S. 45–48 [220]
- Ludwigsburg-Oßweil**
- A HOHNECKER, Martin: Stadtteil Ludwigsburg-Oßweil. Kerle-kantig und wetterfest. In: Stgter Ztg. vom 5. 7. 1978 (Stadtteilschicksale. 1.) [221]
- O S. Nr. 282 (Herren von Biedembach), 333 (Familie Pfandt von Kirnberg)
- Ludwigsburg-Pflugfelden**
- A Pflugfelden. 75 Jahre Stadtteil von Ludwigsburg. 1903–1978. Ludwigsburg 1978. 58 S. m. Abb. [222]
- Ludwigsburg-Poppenweiler**
- S S. Nr. 52 (St. *Georgskirche*).
- Marbach am Neckar**
- A S. Nr. 11 (Allgemeines)
- N DINKELACKER, Hans: Alexander-Kirche Marbach am Neckar. Marbach: Evang. Kirchengem. 1978. 22 S. m. Abb. [223]
- O S. Nr. 338 (Friedrich Schiller), 340 (Alexander Seitz), 347 (Carl Georg von Wächter).
- P FLIEGE, Gertrud: Bildnisse: Verz. d. Plastiken, Gemälde, Handzeichn., Scherenschnitte im Schiller-Nationalmuseum u. Dt. Literaturarchiv Marbach. In Zus.-arb. m. Albrecht BERGOLD. Anh.: Aus der Silhouettensammlg. von Luise WALTER. 2 Bde. Marbach a. N.: Dt. Schillerges. 1978. [224]
- FUCHS, Karlheinz: Ein klassischer Württemberger. D. Schillerges. feiert ihren Ehrenpräsidenten Wilhelm Hoffmann. In: Stgter. Nachr. vom 25. 6. 1979 [225]

Katalog 28–30. Sonderausstellungen des Schiller-Nationalmuseums. Marbach: Schiller-Nat.-Museum; Kösel 1977–1978. [226]

28. Hermann Hesse. 1877. 1977... Gedenkausstellung... 1977. [227]

29. Rudolf Borchardt, Alfred Walter Heymel, Rudolf Alexander Schröder. 1978. [228]

30. Alfred Döblin. 1878–1978. Eine Ausstellung... 1978. [229]

Marbacher Magazin. 1–12. Marbach: Schiller-Nat.-Museum 1976–1979. [230]

1. KUHN, Dorothea: Goethe und Cotta. 1976. [231]

2. TGAHRT, Reinhard: Hermann Kasak, 1896–1976. 1976. [232]

3. VOLKE, Werner: Gertrud von le Fort. 1976. [233]

4. KUHN, Dorothea: Quodlibet. 1977. [234]

5. SCHEFFER, Martin: Lenau in Schwaben. Eine Dok... 1977. [235]

6. HERMANN, Huguette: Christian Wagner aus Warmbronn. Eine Chronik. 1977. Beih.: [236]

Christian Wagner. Hermann Hesse. Briefwechsel 1905–1915. 1977. [236]

7. SEMDNER, Helmut: Heinrich von Kleist zum 200. Geburtstag. 1977. [237]

8. SCHRODER, Hans Eggert: Franziska Gräfin zu Reventlow. 1978. [238]

9. PFAFFLIN, Friedrich: Berthold Vietel im amerikanischen Exil. 1978. [239]

11. VOLKE, Werner: Hölderlin in Tübingen. 1979. [240]

12. STAUDENMEYER, Walter: Hermann Hesse: »Die schönste Stadt... aber ist Calw an der Nagold. 1979. [241]

MUNZ, Eugen: Dem Dichter ein Denkmal. Schillerverehrung in Marbach 1812–1876. Marbach: Schillerverein 1976. 80 S.: III. (Schr. zur Marbacher Stadtgeschichte. 1. [242]

Scherenschnitte: Faks.-Dr. von 147 Taf. aus der Sammlung im Schiller-Nat.-Museum, Dt. Literaturarchiv in Marbach von Luise Duttonhofer. Ausgew. u. präsentiert von Hans RÜHL. Mit e. Einf. von Gertrud FLIEGE. Aarau, Stgt.: AT-Verl. 1978. 160 S.: III. [243]

ZELLER, Bernhard: Das Schiller-Nationalmuseum und das Deutsche Literaturarchiv. In: D. Krs. Ludwigsburg. Stgt. 1977. S. 186–189 [244]

S *Bildungszentrum* Marbach. Mit Abb. In: Dt. Bauzeitschr. 23 (1975), 2. S. 125–126 [245]

Zum Rätsel um die Entstehung eines eigenartigen Bauwerks. – Weil der reiche Herr Schmid stiften ging. Die Marbacher *Wendelinskapelle* ist längst eine gute Pfründe für Heimatforscher und Kunsthistoriker. In: Stgter Ztg. vom 5. I. 1978. [246]

Marbach-Rielingshausen

A 1200 Jahre Rielingshausen. 776–1976. Marbach 1976. 10 ungez. Bl. m. Abb. (Marbacher Zeitung. 1976, Sonderbeil.) [247]

SAUER, Paul: 1200 Jahre Rielingshausen. (Schluß). In: HgW. 28 (1977). S. 26–27 (Vgl. dazu Lbg. Gbl. 29 (1977). S. 162, Nr. 88) [248]

O S. Nr. 290–293 (Ludwig Hofacker).

Markgröningen

A TOMSCHIK, Erich: 779 bis 1979. Festbuch zum 1200jährigen Jubiläum der 1. urkundl. Nennung d. Namens im Auftr. d. Stadt verfaßt... Mit Beitr. von Hans-Eberhard von BÜHLER [u. a.]. Markgröningen: Eigenverl. d. Stadt 1979. 128 S.: zahlr. III. [249]

S. Nr. 11 (Allgemeines)

O S. Nr. 312 (Jakob Friedrich Magenau), 346 (Familie Volland).

U Festschrift, hrsg. vom *Liederkrantz Markgröningen 1827 e. V.* zur Feier seines 150jährigen Bestehens im Jahre 1977. Ludwigsburg 1977: Ungeheuer & Ulmer. 82 S. [250]

Markgröningen-Unterriexingen

O S. Nr. 336 (August Ludwig Reyscher)

Möglingen

F SEYBOLD, Adolf: Das Möglinger Hasenkreuz. HgW. 30 (1979). S. 7. [251]

O SEYBOLD, Hermann; SEYBOLD Adolf: Möglinger Madenburg und die Madelhanne.
In: HgW. 30 (1979). S. 27-28 [252]

Münchingen s. Korntal/Münchingen – Münchingen

Mundelsheim

B Die Neckarsandhöhle bei Mundelsheim. In: Beitr. z. Höhlen- und Karstkunde in
Süddeutschland. Nr. 15 (1978). S. 34-36 [253]

Neckargröningen s. Aldingen-Neckargröningen

Neckarweiningen s. Ludwigsburg-Neckarweiningen

Nußdorf s. Eberdingen-Nußdorf

Oberriexingen an der Enz

C PLACK, Dieter: Oberriexingen, Krs. Ludwigsburg. Römischer Weinkeller. In:
Lebendige Archäologie. Stgt. 1976. S. 94-96 [254]

M Erhaltende Stadtkernerneuerung Oberriexingen/Enz. Herstellerische Betreuung:
K. MARZAHN. Stgt: Landsiedlung B-W 1975. 18 Bl., 5 Kten [254 a]

Oberstenfeld

L CONRAD, Otto: Geschichtliches um das Peterskirchlein in Oberstenfeld [Betr.
Wüstung Kratzheim]. In: Schwaben und Franken. 24 (1977), 10. S. 4 [255]

CONRAD, Otto: Geschichtliches vom Peterskirchlein in Oberstenfeld. In: HgW. 28
(1977). S. 34-35 [256]

Oberstenfeld-Gronau

F BOLAY, Theodor: Was 1716 beim Ruggericht in Gronau verspeist wurde. In: HgW.
29 (1978). S. 30 [257]

Oberstenfeld-Prevorst

D BOLAY, Theodor: Ein Beitrag zur Geschichte von Prevorst. In: HgW. 29 (1978).
S. 21. [259]

Oberstenfeld-Pleidelsheim

A PFEIFFER, Daniel: Pleidelsheimer Dorfgeschichte. Tl. 1-7. Pleidelsheim: Gemein-
deverwaltung 1972-1977.

1. Allgemeine Dorfgeschichte.

1. Bis zu den Kelten. 1972

2. 3. Die Römer in unserer Heimat. 1972.

4. Pleidelsheim zwischen 500 und 1500 n. Chr. 1973.

5. Unser Dorf zu Beginn der Neuzeit. 1973.

6. Pleidelsheim in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. 1973.

7. Pleidelsheim in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. 1973.

8. Vom Kaiserreich zur Republik. 1974.

9. Vom 3. Reich zur Bundesrepublik. 1974.

10. Pleidelsheim in der Bundesrepublik. 1974.

2. = H. 11. 12. Die Kirche. 1. 2. 1974.

3. = H. 13-15. Das Rathaus. 1-2 Forts. 1974-75.

4. Die Schule

1. = H. 16. Von ihren Anfängen bis zum Ende des 2. Weltkrieges. 1975

2. = H. 17. Nach dem 2. Weltkrieg. 1976.

5. = H. 18. Unsere Flurnamen. 1977.
 6. = H. 19. Unsere Feuerwehr. 1977.
 7. = H. 20. Besondere Pleidelsheimer. 1977. [260]
- M** RUGE, Klaus: Naturschutzgebiet als Spekulationsobjekt. In: Stgter. Beitr. z. Naturkunde. Ser. C. 1974, 2. S. 27–29 [261]
- Ochsenbach s. Sachsenheim-Ochsenbach**
Oßweil s. Ludwigsburg-Oßweil
Pflugfelden s. Ludwigsburg-Pflugfelden
Pleidelsheim s. Oberstenfeld-Pleidelsheim
Poppenweiler s. Ludwigsburg-Poppenweiler
Prevorst s. Oberstenfeld-Prevorst
Remseck s. Aldingen-Remseck
Rielingshausen s. Marbach-Rielingshausen
Riet s. Vaihingen-Riet
Rosswag s. Vaihingen-Rosswag
- Sachsenheim**
 A Sachsenheim. Sachsenheim: Gemeindeverw. 1977. 24 S. [262]
 S Lob für die *Realschule* Sachsenheim. Baubetreuung brachte Vorteile – zügige und exakte Bauausführung. In: D. Gemeinde 101 (1978). 195–197 [263]
 U Festschrift zur 25-Jahrfeier: 1953–1978 *Kolpingfamilie* Sachsenheim. Gestaltung u. Bearb.: Alfred KNÖRR ... Sachsenheim 1978. 52 S.: III. [264]
- Sachsenheim-Ochsenbach**
 N Berichtigung von Nr. 105 der Lbg. Gbl. 29 (1977). S. 165: ASSFAHL, Gerhard: Die Ödenheimer Propstei Kirbach [Kirbachhof]. In: Jahrb. f. Schwäbisch-Fränkische Geschichte. 28 (1976). S. 225–234 [265]
- Schöckingen s. Ditzingen-Schöckingen**
- Schwieberdingen**
 O S. Nr. 309 (Friedrich Leutrum von Ertingen).
- Steinheim an der Murr**
 B BLOOS, Gert: Zur Geologie des Quartärs bei Steinheim an der Murr. In: Jahresber. u. Mitteilungen d. oberrhein. geol. Vereins. N. F. 59 (1977). S. 215–246 [266]
 C DIETL, Hans: Neue römische Stücke im Steinheimer Lapidarium. In: HgW. 30 (1979). S. 20–21 [267]
 P ADAM, Karl Friedrich: Das Urmensch-Museum Steinheim an der Murr. Steinheim a. d. M.: Stadtverw. 1975. 36 S. [268]
- Tamm**
 K Aus der Geschichte der Familie Böhringer, Buhlbach und der Firma Gebrüder Böhringer, Tamm bei Ludwigsburg. Stgt. 1976 [masch. schr. vervielf.] [269]
- Unterriexingen s. Marbach-Unterriexingen**
- Vaihingen an der Enz**
 A BURKHARDT, Fritz: Vaihingen an der Enz in alten Ansichten. Zaltbommel/Niederlande: Europäische Bibliothek 1977. 76 S.: überwiegend III. [270]
 PALM, Gerhard: Die große Kreisstadt Vaihingen an der Enz. In: D. Krs. Ludwigsburg. Stgt. 1977. S. 271–273 [271]
 ROMBACH, Otto: Vaihingen an der Enz: Stadt aus vielen Orten. Fotografiert von Wilhelm RÖCKLE, Stgt., Aalen: Theiss 1979 S.: III. [272]
 B RHEINWALD, Goetz; GUTSCHER, Hans; HÖRMEYER, Karl: Einfluß des Alters der

- Mehlschwalbe (*Delichon urbica*) auf ihre Brut. [Untersuchungsgebiet: Vaihingen a. d. E.] In: D. Vogelwarte. 28 (1975/76). S. 190-206 [273]
- D** BÖCKLE, Bärbel: Das Arbeits- und Krankenlager Vaihingen (Enz). In: Nationalsozialistische Konzentrationslager im Dienst der totalen Kriegsführung. Stgt. 1978. S. 175-223 [274]
- K** ENSINGER, Rainer Klaus: Rationelle Energieverwendung mit Hilfe von Wärmepumpen. Paradoxes Verfahren: Kalte Wärmequelle heizt wärmere Umgebung. Probe aufs Exempel bei Hallenbadbau in Vaihingen/Enz. Projektbeschreibung als Beispiel: das Hallenbad Freiberg/Neckar. In: Der Gemeinderat 21 (1978), 4. S. 18-19 [275]
- 75 Jahre Gebr. Ezel. Bauunternehmung, Transportbetonwerk Vaihingen an der Enz... Vaihingen an der Enz 1977. 15 ungez. Bl. [276]
- ROTH, Wolfgang: Bahnhof Vaihingen (Enz). Produktionstechnische Konzeption f. d. Bau eines neuen Bahnhofs. In: Die Bundesbahn. 55 (1979). S. 741-746 [277]
- O** S. Nr. 287 (Johann Heinrich Franck).
- R** Eine Stadt und ihre Zeitung: Jubiläumsausg. d. Vaihinger Kreiszeitung im Jahre 1979; 1200 Jahre Vaihingen an der Enz; 150 Jahre »Der Enzbote«. Vaihingen 1979. ca. 60 Bl. [278]

Vaihingen-Aurich

S S. Nr. 48 (*Johanniskirche*).

Vaihingen-Enzweihingen

S S. Nr. 48a (*Martinskirche*)

Vaihingen-Horrheim

N Ausgrabungen auf dem Baischberg. Wo Nonnen sich an nackten Buben wärmten. Bemerkenswerte Glas- und Keramikfunde in einem verschwundenen Kloster [Augustiner-Eremitinnen] im Wald bei Horrheim. In: Stgter. Ztg. vom 31. 8. 1978 [279]

Vaihingen-Kleinglattbach

S S. Nr. 44 (*Peterskirche*)

Vaihingen-Riet

S S. Nr. 47 (*Pfarrkirche St. Stephan*)

Vaihingen-Rosswag

D BORNEMANN, Manfred: Das 1200jährige Bestehen nicht belegbar. Rosswag und sein falscher Geburtstag. In: Stgter. Ztg. vom 13. 10. 1978. [280]

Winzerhausen s. Großbottwar-Winzerhausen

III Literatur zu einzelnen Personen und Familien

Bälz, Erwin

Univ.-Prof. Dr. med., Ordinarius an der Universität Tokio und Leibarzt des japanischen Kaiserhauses, geb. am 13. 1. 1849 in Bietigheim, gest. am 31. 8. 1913 in Stuttgart.

KAJIMA, Ume: Hana Bälz. Die Frau des Japanarztes Erwin Bälz. Aus d. Japanischen von Sachiko Yatsushiro. Stgt. Deutsche Verl.-Anst. 1978. 215 S., Abb. auf Taf. [281]

Bidembach, Herren von

Auf Schloß Schaubeck in Großbottwar und Schloß Oßweil ansässige Adelsfamilie.

MURR, Heinz Martin: Für Thron, Altar und Vaterland. In: HgW. 29 (1978). S. 25 f.; S. 35 f.; 30 (1979). S. 3 f. [282]

Böhringer, Familie

S. Nr. 269 (Tamm)

Buhlbach, Familie

S. Nr. 269 (Tamm)

Christmann, Johann Friedrich

Evang. Pfarrer in Heutingsheim, geb. 9.9.1752, gest. 21.5.1815 in Heutingsheim.

HENCK, Herbert: Kabbalistische Musiktheorie. Zwei unbekannte musiktheoretische Abhandlungen von Johann Fricker. In: Bll. f. württ. Kirchengeschichte 76 (1976) [Betr. Johann Friedrich Christmann: S. 176–178]. [283]

Creiling, Johann Conrad

Evang. Pfarrer, Mathematikprofessor in Tübingen, geb. am 9. 7. 1673 in Löchgau, gest. am 13. 9. 1752 in Tübingen.

ESCHENBÄCHER, Georg: Magister Johann Creiling. D. »medicinierende« Pfarrer von Neckargröningen. In: HgW. 30 (1979). S. 4–6. [284]

Flattich, Johann Friedrich

Evang. Pfarrer in Münchingen, Pädagoge, geb. am 5.10.1713 in Beihingen, gest. am 1.6.1797 in Münchingen.

FLATTICH, Johann Friedrich: [Werke, Ausz.] Über Erziehung und Seelsorge. Hrsg. und mit Einf. versehen von J. ROESSLE, 2. Aufl. Metzingen, Württ.: Franz 1977. 174 S. (Zeugnisse der Schwabenväter, 11) [S. 7–37: Biogr. Einf.] [285]

HAUSS, Friedrich: Johann Friedrich Flattich. In: Hauß: Die uns das Wort Gottes gesagt haben. Neuhausen-Stgt. 1978. S. 29–45. [286]

Franck, Johann Heinrich

Zichorienfabrikant in Vaihingen/Enz und Ludwigsburg, geb. am 2.2.1792 in Vaihingen/Enz, gest. am 11.9.1867 in Ludwigsburg.

EICHMEIER, Jens Peter: Der Kaffee aus Malz überlebte. Die Unifranck Lebensmittelwerke feiern 150. Geburtstag. In: Stuttg. Nachr. vom 22.9.1978. [287]

Hahn, Philipp Matthäus

Theologe und Mechaniker, evang. Pfarrer, geb. am 25.11.1739 in Scharnhausen, gest. am 2.5.1790 in Echterdingen.

HAHN, Philipp Matthäus: Die Kornwestheimer Tagebücher: 1772–1777. Hrsg.: Martin BRECHT u. Rudolf F. PAULUS. Berlin; New York: de Gruyter 1979. 520 S. (Texte zur Geschichte des Pietismus: Abt. 8, Einzelgestalten und Sondergruppen; Bd. 1) [288]

Hennig, Willi

Professor Dr. phil., Dr. rer. nat. Leiter der Abt. Stammesgeschichtl. Forschung am Staatl. Museum f. Naturkunde, Zweigstelle Ludwigsburg, geb. am 20.4.1913 in Dürrhennersdorf, gest. am 5.11.1976 in Ludwigsburg.

SCHLEE, Dieter: Willi Hennig. In: Jhh. d. Ges. f. Naturkde in Württ. 132 (1977). S. 190–197. [289]

Hofacker, Ludwig

Evang. Pfarrer in Rielingshausen, geb. am 15.4.1798 in Wildbad, gest. am 18.9.1828 in Rielingshausen.

- HAUSS, Friedrich: Ludwig Hofacker. In: Hauß. Die uns das Wort des Glaubens gesagt haben. Lebensbilder und Glaubenszeugnisse aus dem schwäbischen Pietismus. Neuhausen-Stgt. 1978. S. 69–87. [291]
- HOFACKER, Ludwig: Predigten für alle Sonn- und Festtage. 51. Aufl., mit einem Vorw. von Fritz GRÜNZWEIG. Bd. 1, Stgt: Steinkopf; Bielefeld: Missionsverl. der Evang.-Luth. Gebetsgemeinschaften (1977), 1: Aus d. Leben Ludwig Hofackers. A. KNAPP: Zum Andenken an Ludwig Hofacker. Predigten: 1. Advent – Pfingstmontag, 1977. [292]
- SCHÄFER, Gerhard: Ludwig Hofacker und die Erweckungsbewegung in Württemberg. In: Bausteine zur geschichtlichen Landeskunde in B-W. Stgt. 1979. S. 357–379. [293]
- Hoffmann, Gottlob Wilhelm**
Gründer und Vorsteher der Gemeinde Kornthal, geb. am 19.12.1771 in Ostelsheim, gest. am 29.1.1846 in Kornthal.
- HOFFMANN, Claus-Wilhelm: Gottlob Wilhelm Hoffmann – Korntal und Wilhelmshausen. In: Schwäbische Heimat. 27 (1976). S. 45–54. [294]
- Hornmold, Sebastian**
Württ. Vogt, geb. 1500 in Bietigheim, gest. 1581 in Bietigheim.
- SCHNEDLER, Lotte: Das Hornmold-Haus in Bietigheim wird renoviert. Ein Haus atmet Geschichte. Es ist Zeugnis für einen Mann und eine Epoche. In: Stgter Nachr. vom 31.3.1978. [295]
- Karpf, Johann Ludwig**
Dr. h.c. Missionar, Sprachforscher und Forschungsreisender, geb. am 11.1.1810 in Tübingen-Derendingen, gest. am 27.11.1881 in Korntal.
- CARLÉ, Walter: Der Kilimandjaro. In: Jhh. d. Ges. f. Naturkde. in Württ., 132 (1977). S. 50–109. [296]
- Kerner, Ernst Ludwig**
Evang. Pfarrer, Bruder des Dichters, geb. am 7.10.1773 in Ludwigsburg, gest. am 19.2.1837 in Hohenmemmingen.
- BRENNER, János: Ludwig (Louis) Kerner – Leben und Nachkommen des Bruders von Justinus Kerner. In: Justinus-Kerner-Frauenverein Weinsberg. Mitteilungen, 15 (1978). S. 33–41. [297]
- Kerner, Georg**
Armeniarzt, Bruder des Dichters, geb. am 9.4.1770 in Ludwigsburg, gest. am 7.4.1812 in Hamburg.
- Georg KERNER. Jakobiner und Armeniarzt [Teils.]. Reisebriefe, Berichte, Lebenszeugnisse. (Hrsg. von Hedwig VOEGT.) Berlin: Rütten & Loenig 1978. 575 S. [298]
- Kerner, Justinus**
Oberamtsarzt und Dichter, geb. am 18.9.1786 in Ludwigsburg, gest. 21.2.1862 in Weinsberg.
- ENGELHARDT, Albrecht: Justinus Kerner und die Staufer. In: Mitt. Justinus-Kerner-Verein u. Frauenverein Weinsberg. 14 (1977). S. 25–33. [299]
- FRÖSCHLE, Hartmut: Ludwig Uhland und Justinus Kerner. Von d. Spannweite der Schwäb. Romantik. Ebda S. 9–18 [300]
- JENNINGS, Lee B.: Die Köpfung zu Weinsberg. Ebda S. 35–37 [301]
- JENNINGS, Lee B.: Neues über den Geiger zu Gmünd. Ebda S. 33–35 [302]
- JENNINGS, Lee B.: Das Wams-Rezept. Ebda S. 38 [303]

KERNER, Justinus: Werke. Hrsg. mit Einl. u. Anm. von Raimund PISSIN. 6 Teile in 2 Bänden. (Nachdr. d. Ausg. Berlin 1914.) 1. 2. Hildesheim, New York: Olms 1974. (Goldene Klassiker Bibliothek.) [304]

KERNER, Justinus: Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Mit vielen zeitgenössischen Illustr. Hrsg. u. erl. von Günter HÄNTZSCHEL. Frankfurt am Main: Insel Verl. 1978. 346 S. (Insel Taschenbuch. 338.) [305]

RINGGER, Peter: Justinus Kerner – eine Betrachtung. In: Mitt. Justinus-Kerner-Frauenverein Weinsberg. 15 (1978). S. 532–33. [306]

SEEBER, Kurt: Von Justinus Kerners Vorfahren und Nachkommen. Ebda S. 18–30 [307]

Kerner, Karl Freiherr von

Offizier und Reorganisator des Berg- und Hüttenwesens, geb. am 7.3.1775 in Ludwigsburg, gest. am 12.4.1840 in Stuttgart.

UHLAND, Robert: Karl Freiherr von Kerner. Offizier, Techniker, Erneuerer des württ. Berg- und Hüttenwesens. In: LbGbl. 29 (1977). S. 5–68. [308]

Leutrum von Ertingen, Friedrich

General der Kgl. sardinischen Armee, Angehöriger des auf Nippenburg bei Schwieberdingen ansässigen Freiherrenschlecht, geb. am 27.7.1692 auf Schloß Karlshausen bei Pforzheim, gest. am 16.10.1755 in Cuneo, Südfrankreich.

HIRSCH, Ernst: Baron Friedrich Leutrum von Ertingen 1692–1757. In: HgW. 29 (1978)7/8. S. 18–19. [309]

Märkt, Adolf

Evang. Pfarrer, Waldensersforscher, geb. am 16.6.1861 in Böblingen, gest. am 1.9.1949 in Ludwigsburg.

HIRSCH, Ernst: Böblingen und die Waldensersforschung: Rößger – Märkt – Vogt. In: Am Schönbuch und Gäu. 1978, 1/2. S. 4–6 (Beil. d. Kreisztg. Böblinger Bote vom 11.3.1978.) [310]

HIRSCH, Ernst: Das welsche Gedicht der Anna Gille aus Serres und die Kölner Blumenspiele. In: HgW. 30 (1979). S. 12–14. [Betr. u.a. Pfarrer Adolf Märkt] [311]

Magenau, Jakob Friedrich

Markgröninger Stadtschreiber, geb. am 10.2.1744 in Markgröningen, dort am 16.8.1783 gest.

IRTENKAUF, Wolfgang: Markgröninger Stadtschreiber Jakob Friedrich Magenau. In: HgW. 29 (1978). S. 1–3. [312]

Meid, Hans

Maler und Kunstdozent, geb. am 3.6.1883 in Esslingen, gest. am 6.1.1957 in Ludwigsburg.

JENTSCH, Ralph: Hans Meid. Das graphische Werk. Esslingen: Verl. Kunstgalerie 1978. 226 ungez. Bl. [313]

WAGNER, Herbert H.: Der Zeichner und Illustrator Hans Meid. Zum Werkverzeichnis und zur Ausstellung in Esslingen. In: Aus dem Antiquariat. 1978, 3. S. A95–A97. [314]

Minner, Jeng, gen. Kienzle

Hofbesitzer und Geldverleiher, geb. um 1520, gest. 1599 in Kornwestheim.

BOELCKE, Willi A.: Jerg Minner: Bauer und Geldverleiher. Der Kornwestheimer Hofbesitzer war Kreditgeber von Herzögen, Adeligen und Bürgern. In: Beitr. z.

Landeskde. 1978, 2. S. 12-15. (Regelmäßige Beil. zum Staatsanzeiger für B-W) [315]

Mörrike, Eduard

Dichter, geb. am 2.9.1804 in Ludwigsburg, gest. am 4.6.1875 in Stuttgart.

»Diese weite gesegnete Gegend...« Auf Mörrikes Spuren am Rande der Schwäbischen Alb. In: Ev. Gemeindeblatt für Württ. 73 (1978) 31. S. 12-13. [316]

Eduard Mörrike. Hrsg. von Victor G. DOERKSEN. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1975. XIII, 473. (Wege der Forschung. 344.) [317]

ZELLER, Bernhard: »Überhaupt hab ich des Morgens meine liebsten Stunden«. Zu einem unbekanntem Brief Eduard Mörrikes an seinen Bruder Karl. In: Mannheimer Hh. 1978. S. 67. [318]

KRUMMACHER, Hans-Henrik: Sannazaro und Venantius Fortunatus in Nachdichtungen Mörrikes. Materialien und Hinweise. In: Mannheimer Hh. 1978. S. 73-83. [319]

BURKHARDT, Ursula: »Ohne Titel kommen Sie in Krähwinkel nicht fort«. Zur Ehrenpromotion Eduard Mörrikes. In: Attempo. 1975, 55/56. S. 3-7. [320]

FRITZ, Walter Helmut: Mörrikes Nähe. Rede bei d. Gedenkfeier z. 100 Todestag Mörrikes in Stgt. am 8.6.1975. In: Jb. d. Dt. Schillerges. 19 (1975). S. 492-500. [321]

GOES, Albrecht: Mörrike oder die Zwiesprache. Rede bei d. Eröffnung d. Marbacher Sonderausst. am 22.3.1975. In: Jb. d. Dt. Schillerges. 19 (1975). S. 479-491. [322]

KRUMMACHER, Hans-Henrik: Ein unbekannter Beitrag Mörrikes zur »Damen-Zeitung«. In: Jb. d. Dt. Schillerges. 19 (1975). S. 30-44. [323]

LÜSSY-GOETZ, Ruth: Der Dämonien Ruf. Ein Versuch zu Eduard Mörrikes Dichtung. [Teildr.] 1976. 80 S. 8°. Zürich, Univ., Phil. Fak. I, Diss. von 1976. [324]

SENGLE, Friedrich: Mörrikes sentimentalischer Weg zum Naiven. In: Unterss. z. Literatur als Geschichte. Berlin 1973. S. S. 249-258. [325]

STORZ, Gerhard: Eduard Mörrike - der Dichter zwischen den Zeiten. In: Jb. d. Dt. Schillerges. 20 (1976). S. 492-503. [326]

SEEBER, Kurt: Eduard Mörrike und Justinus Kerner. Z. Mörrikes 100. Todestag. In: Mitt. Justinus-Kerner-Verein u. Frauenverein Weinsberg. 13 (1976). S. 24-29. [327]

KOSCHLIG, Manfred: Mörrikes barocker Grundton und seine verborgenen Quellen. Studium zur Geschichtlichkeit des Dichters. In: Zs. f. württ. Landesgesch. 34/35 (1975/1976). S. 231-323. [328]

LEIPNER, Kurt: Leben und Leiden in Stuttgart. Zum 100. Todestag d. Dichters Eduard Mörrike. In: Amtsbl. d. Stadt Stgt. 1975, 15. S. 3 [329]

Theodor Storm - Eduard Mörrike, Theodor Storm - Margarethe Mörrike. Briefwechsel mit Storms »Meine Erinnerungen an Eduard Mörrike«. Kritische Ausg. In Verb. mit der Theodor-Storm-Gesellschaft hrsg. von Hildburg und Werner KOHLSCHMIDT. Berlin: Erich Schmidt 1978. 224 S. [330]

Mörrike, Karl

Bruder des Dichters, geb. am 20.1.1797 in Ludwigsburg, gest. am 7.9.1848 in Großheppach.

MÖRIKE, Klaus D.: Karl Mörrike, der Bruder des Dichters. Zur Frage seiner »demokratischen Umtriebe«. In: Jahrb. d. Dt. Schillerges. 19 (1975). S. 192-207. [331]

Moser, Friedrich Karl von

Landgräfl. hessischer Minister, Kaiserl. Hofrat, Dichter, geb. am 18.12.1723 in Stuttgart, gest. am 11.11.1798 in Ludwigsburg.

REHDER, Helmut: Fromme Politik. Z. d. Essays von Friedrich Karl von Moser. In: Mhh. f. dt. Unterricht, dt. Sprache u. dt. Lit. 67 (1975). S. 435-431. [332]

Pfaudt von Kürnbürg

Adelige Familie, zeitweilige Besitzer von Schloß und Gut Oßweil bei Ludwigsburg.

MURR, Heinz Martin: Bürger, Edelleute, Offiziere. Aus der Familiengeschichte der Pfaudt von Kürnbürg. In: HgW. 30 (1979) 9/10. S. 25-27. [333]

Rebmann, Johannes

Missionar und Afrikaforscher, geb. am 16.1.1820 in Gerlingen, gest. am 4.10.1870 in Korntal.

RINGWALD, Walter: Johannes Rebmann 1820-1876. Missionar - Entdecker - Sprachforscher. In: LbGbl. 29 (1977). S. 87-109. [334]

Retti, Livio Andreas

Rokokomaler, geb. 1692/93 in Laino, gest. 1751 in Ludwigsburg.

MILDENBERGER: »Die wohltätige Macht des Feuers - Die zerstörende Macht des Feuers.« Zwei Allegorien von Livio Andrea Retti als Leihgabe der Stadt Schwäbisch Hall im Keckenburgmuseum. In: Württ. Franken 62 (1978). S. 83-92. [335]

Reyscher, August Ludwig

Rechtsprofessor in Tübingen, Landtags- und Reichstagsabgeordneter, geb. am 10.7.1802 in Unterriexingen, gest. am 1.4.1880 in Bad Cannstatt.

SAUER, Paul: Kindheitserinnerungen an Unterriexingen aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Der Pfarrersohn August Ludwig Reyscher entsinnt sich. In: HgW. 29 (1978) 4/5/6. S. 9-11. [336]

Schönleber, Gustav

Maler, geb. am 3.12.1851 in Bietigheim, gest. am 2.2.1917 in Karlsruhe.

Gustav Schönleber bei Schaller. (Einladung zur Eröffnung der Ausstellung am 27.1.1978.) Stuttgart 1978. 1 Faltbl. [337]

Schiller, Friedrich

Dichter, geb. am 10.11.1759 in Marbach, gest. am 9.5.1805 in Weimar.

HEISS, Lisa: Beweisen Sie, daß Sie ein Genie sind. Schillers Jugendjahre, 1773-1782. Stuttgart: Herold 1977. 173 S. [338]

Scotti, Pietro

Italienischer Maler und Gestalter der Ludwigsburger Bildergalerie, geb. vor 1690 in Lanio in Oberitalien, gest. nach 1747.

ZAHLTEN, Johannes: Ein schwäbischer Achill. Pietro Scottis Fresken i. d. Bildergalerie des Ludwigsburger Schlosses. S. 7-32. Aus: Jb. d. Staatl. Kunstsammlungen in B-W. Bd. 14. 1977. [339]

Seitz, Alexander

Doktor der Medizin, geb. um 1470 in Marbach a. N., gest. nach 1540.

SCHÖNBERGER, Klaus: »Ein nützlich regiment wider die bosen franztosen... Über den vergessenen Alexander Seitz. In: Haspelpress. 4 (1979)3/4. S. 7-10. [340]

Simanowitz-Reichenbach, Ludovike

Malerin, geb. am 21.2.1759 in Schorndorf, gest. am 2.9.1827 in Ludwigsburg.

- KEPLER, Uta: Ludovike Simanowitz – eine schwäbische Malerin aus der Schillerzeit. In: Schwaben u. Franken. 24 (1977) 11. S. 1 f. [341]
- Strauß, David Friedrich**
Kritischer evang. Theologe und Literaturhistoriker, geb. am 27.1.1808 in Ludwigsburg, dort am 8.2.1874 gest.
- GÖHLER, Fritz: David Friedrich Strauß und die Sontheimer Höhle. In: Schwäb. Heimat. 27 (1976). S. 206–209. [342]
- GEISSLER, Hans: Versuch, die Geschichte des Dr. David Friedrich Strauß ihrer theologiekritischen Abzweckung getreu zu erzählen. In: Theologen und Theologie an d. Univ. Tübingen. Tübingen 1977. S. 344–378. [343]
- Villinger, Werner**
Univ. Prof. Dr. med., Psychiater und Neurologe, geb. am 9.10.1887 in Besigheim, gest. am 8.8.1961 in Marburg.
- EHRHARDT, Helmut E.: Werner Villinger (1887–1961). Psychiater u. Neurologe. In: Marburger Gelehrte. Marburg 1977. S. 586–590. [345]
- Volland, Familie**
 Die Markgröninger Volland. In: Südwestdt. Bll. f. Familien- u. Wappankde. 15 (1976–78). S. 281–292 [346]
- Wächter, Carl Georg von**
Rechtsprofessor in Tübingen und Leipzig, geb. am 24.12.1797 in Marbach a.N., gest. am 5.1.1880 in Leipzig.
- ELSENER, Ferdinand: Der Jurist Carl Georg von Wächter (1797–1880). Sein »Handbuch des im Königreiche Württemberg geltenden Privatrechts und seine Stellung zur Kodifikationsfrage – Sein Nachleben. In: Beitr. z. Gesch. d. Univ. Tübingen 1497 bis 1977. Tübingen 1977. S. 471–496. [347]
- Wied, Pauline Fürstin zu**
geb. Prinzessin von Württemberg, geb. am 19.12.1877 in Stuttgart, gest. am 7. 5. 1965 in Ludwigsburg.
- HORNICKEL, Karl: Fürstin zu Wied, genannt »s'Paule«. In: HgW. 29 (1978) 11/12. S. 38–39. [348]
- Wunnenstein, Herren von**
Rittergeschlecht
 Zur Geschichte der Wunnensteiner und ihrer Besitzungen. In: Schwaben u. Franken. 24 (1978) 1. S. 3–4. [349.]
- Wunnenstein, Wolf von**
Ritter, 14. Jahrh.
- CONRAD, Otto: Wolf von Wunnenstein – genannt der gleißende Wolf. In: Schwäb. Heimatkalender. 87 (1976). S. 37–42. [350]

Das Jahr im Rückblick

1979 ist ad acta gelegt. War es ein gutes, war es ein schlechtes Jahr? Schwieriger zu bewältigen als die Jahre davor? Unsicherer? Ereignisreicher? Oder war es vielleicht im Durchschnitt wie alle Jahre? Jeder wird für sich selbst Bilanz ziehen, vom eigenen Erleben her wägen. Der Kalendermann will nicht werten, er will nur festhalten und aus dem Festgehaltenen hier eine kleine Auswahl zusammenstellen, die einen groben Überblick über das vergangene Jahr geben soll. »So etwa war dieses Jahr 1979, mit dem die Siebziger zu Ende gingen.« Der geneigte Leser wird vieles vermissen, weil sich eine Vollständigkeit von selbst ausschließt. Da waren die vielen Auszeichnungen profilierter Bürger, die Einsätze unserer Feuerwehren, um Leben und Gut zu retten, da waren Straßen- und Häusereinweihungen, hervorragende Konzerte und sehr viel Sportliches, das der Erwähnung wert wäre. Es würde diesen Rahmen sprengen. Darum die Kürze.

Das Jahr begann mit einem Kälteeinbruch in der Silvesternacht, eine dünne durchgehende Schneedecke überzog das Land. Die Kreissparkasse, die erst 1975 die 2-Milliarden-Grenze der Bilanzsumme überschritten hatte, meldete, daß sie sich der 3-Milliarden-Grenze nähere und damit zu den größten Sparkassen der Bundesrepublik zähle. Im Schlamm aus dem Neckar ist Cadmium entdeckt worden. Die Politiker fordern sofortige Aufklärung. Das Thema Schlamm wird – ungelöst – das ganze Jahr hindurch diskutiert.

Das Ludwigsburger Kulturzentrum platzt aus den Nähten. Der Bildungshunger der Bevölkerung sprengt alle bisherigen Grenzen. Die Tageszeitungen beginnen mit der Vorbereitung auf die erste Europawahl. Nach zwei Jahren ist der »Treff EM« unter der Obhut der Arbeiterwohlfahrt in der Ludwigsburger Abelstraße zu einer festen Einrichtung geworden – Leuchtfeuer und Hafen für alleinerziehende Frauen. Schweres Glatteis am 9. Januar – die Polizei ist 60 mal im Einsatz, das DRK hat alle Hände voll zu tun.

Aus einem Bericht des Wasserwirtschaftsamtes Besigheim geht hervor, daß 78 Prozent der Kläranlagen im Kreis Ludwigsburg zufriedenstellend arbeiten. Hesi- gheim und Mundelsheim hatten bei einem Kläranlagenwettbewerb am besten abgeschnitten.

1979 ist das Internationale »Jahr des Kindes«. Nach der Bürgeraktion für eine humane Stadt in Bietigheim-Bissingen erringt auch die Bürgeraktion Robinsonspielplatz e.V. im Landeswettbewerb einen Hauptpreis. Professor Dr. Borst stellt im Ludwigsburger Schloß sein neues Buch »Württemberg« vor, das über Gestalt und Geschichte des Landes berichtet.

1979 ein Jahr großer Jubiläen: Vaihingen/Enz, Benningen, Ingersheim, Hochdorf/Enz, Markgröningen und Hesi- gheim schauen auf eine 1200jährige Geschichte zurück. Der Neujahrsempfang des Landrats steht am 14. Januar im Zeichen Europas. 10 Stunden vor Beginn wird ein Orgelkonzert mit Dr. Rupert Haupt, Jena, abgesagt: die DDR verhinderte die Ausreise zur Tournee. Bruder Ulrich Haupt, Ulm, springt ein und rettet die Veranstaltung.

1979 Jahr der Diskussionen um die Schnellbahntrasse Stuttgart-Mannheim, die durchs Lange Feld gehen soll. Der Widerstand formiert sich. Markgröningen wird zum Modell für die Sprachförderung von Ausländerkindern im Vorschulalter. Ministerpräsident Lothar Späth beim Neujahrsempfang der Industrie- und Handels-

kammer: »Die Aussichten für 1979 sind nicht schlecht«. Landwirtschaftsminister Weiser stellt sich in Poppenweiler erstmals der öffentlichen Kritik an den Plänen zur Deponierung des Neckarschlammes.

In der Nacht zum 21. Januar legt noch einmal Glatteis den gesamten Verkehr lahm. Es ist das schlimmste Glatteis seit Jahren: in sechs Stunden 136 Einsätze des DRK. Professor Dr. Unselst ist neuer Prorektor der Pädagogischen Hochschule. Bei einem Besuch im Marbacher Schillermuseum macht Prof. Dr. Engler, Minister für Wissenschaft und Kunst, einen Brief Goethes vom 8. 11. 1797 an Gottlob Heinrich Rapp zum Geschenk. Oberbürgermeister Dr. Ulshöfer wird für zwei Jahre Vorsitzender des Dt. Städtetags.

Der Winter hält an. Das Streusalz droht auszugehen. In Gerlingen überreicht Frau Minister Annemarie Griesinger das Bundesverdienstkreuz an den Leiter des Altenhilfe-Zentrums, Martin Fücksle. Das ganze Jahr hindurch werden zahlreiche Persönlichkeiten für ihre Verdienste um die Bundesrepublik geehrt. Der Kreislandfrauentag steht im Zeichen des »Jahr des Kindes« und der Europawahlen. Im Krankenhaus Ludwigsburg ist eine ukrainische Delegation zu Gast. Nur einer von vielen Ausländerbesuchen in den Städten und Gemeinden des Kreises im Laufe des Jahres.

Anfang *Februar* beginnt an den Gymnasien das Abitur. In diesem Jahr letztmals nach altem Muster. Die Fernsehserie »Holocaust« hat wochenlang lebhafte Diskussionen zur Folge. Keine Dokumentation hat es vermocht, die Menschen so aufzuwecken, um über die Verbrechen an den Juden nachzudenken. Das Schiller-Nationalmuseum wird wegen Bauarbeiten geschlossen. Die Synagoge in Freudental soll erhalten bleiben und zu einer Gedenkstätte werden. Die Meinungen darüber sind geteilt. Der bauliche Zustand ist sehr schlecht.

Der Kreistag wehrt sich gegen den vorgesehenen Standort für ein weiteres Kernkraftwerk bei Sersheim/Oberriexingen. Der Monrepos-See soll ausgebaggert werden. Die Maschinen der helfenden amerikanischen Pioniere versacken im meter-tiefen Schlamm. Minister Gleichauf eröffnet die Fachhochschule für Finanzen in Ludwigsburg. Die Brustoperierten Frauen im Landkreis organisieren sich zu einer Selbsthilfegruppe. Der Ludwigsburger Container-Bahnhof überschreitet seine Kapazität. Kornwestheim klagt gegen die Bundesbahn wegen der Nordtrasse der Schnellbahn.

Der Ludwigsburger Marktbrunnen mit Herzog Eberhard Ludwig wird zur 275-Jahr-Feier des Schlosses restauriert. Der Sommerberg bei Häfnerhaslach, ein 5,6 Hektar großer Bannwald, wird unter Naturschutz gestellt. Die deutsche Fußballnationalmannschaft wohnt – vor dem Spiel gegen Malta – zum vierten Mal in Ludwigsburg. Das »Deutsche Akupunkturzentrum« verläßt Pleidelsheim und siedelt in den Odenwald um. Heilbad Hoheneck registriert den 200 000. Besucher. Das Ludwigsburger »Blühende Barock« feiert sein 25jähriges Bestehen mit einer Reihe von Sonderschauen im Schloß, darunter als Höhepunkt »Orchideen und Juwelen«. Ludwigsburgs Stadtzinkenist Wilhelm Bender geht in den Ruhestand: er war 50 Jahre lang Turmbläser der Stadtkirche.

Anfang *März* stoßen Archäologen auf dem Michaelsberg bei Bönningheim auf Spuren der Römer. Die Pläne für eine sozialtherapeutische Anstalt in Ludwigsburg werden aufgegeben, fürs Tammer Feld wird ein neues Vollzugskrankenhaus geplant. Rund 8000 Besucher lernen den Ludwigsburger Containerbahnhof bei einem »Tag der offenen Tür« kennen. Die Mondfinsternis ist in vielen Teilen des Kreises gut zu

sehen. Für die Ottmarsheimer Eiche wird der Rekorderlös von 18 338 Mark erzielt. Das sind 9490 Mark pro Festmeter. Solche Summe war bisher im Holzgeschäft unbekannt.

Im neuen Asylantenwohnheim in der Ludwigsburger Friedrichstraße ziehen die ersten 14 Bewohner ein. Im Laufe des Jahres entwickelt sich die schnell wachsende Zahl der Asylanten zu einem ernstem Problem. Am 22. März besucht das schwedische Königspaar Ludwigsburg und Kornwestheim. Bundestagspräsident Carstens besucht die Jugenddörfer in Vaihingen/Enz und Bönnigheim. Während in Washington Begin und Sadat den Friedensvertrag unterzeichnen, singen in der Ludwigsburger Friedenskirche die Fischerchöre mit 500 Sängerinnen und Sängern: eine Demonstration für den Frieden. Präsident Carter telegraphiert sein »Danke«. Dieter Baumann, Ludwigsburg, ist der höchstdekorierte Sportfotograf der Welt.

Der Rettungshubschrauber am Krankenhaus Ludwigsburg fliegt seinen 3000. Einsatz. Minister Weiser eröffnet die neue Saison im 25 Jahre alten Blühenden Barock. Vor dem Schloß blühen 100000 Blumen.

Im *April* meldet das Arbeitsamt die niedrigste Arbeitslosenquote seit 1976. Die Schloßfestspiele erleben einen neuen Massenansturm. Längst können nicht alle Kartenwünsche erfüllt werden. Nach 38 Jahren gibt es in Ludwigsburg ein Wiedersehen für eine Mutter und ihre Tochter: die Familie war 1941 nach Kasachstan verschleppt worden. Buchhandlung Aigner in Ludwigsburg zu Deutschlands schönster Buchhandlung gewählt. Sie feiert in diesem Jahr ihr 175jähriges Bestehen. Die Diskussion um den Zentralen Omnibusbahnhof in Ludwigsburg beginnt. Die Marbacher Eisenbahnbrücke wird restauriert. Kosten 13,5 Millionen Mark. Die Vaihinger Beschälplatte des Kreises ist 110 Jahre alt.

Der Technische Zug des DRK-Kreisvereins wird im Erdbebengebiet in Südjugoslawien eingesetzt. In Murr wird eine neue Hardtlinde als Symbol der Einheit gepflanzt. Vor 140 Jahren tagte an dieser Stelle zum letzten Mal das Hardtgericht. Die 100 Jahre alte Linde mußte im Jahr zuvor wegen Altersschwäche gefällt werden. Das Essener Lampenmuseum erhält eine Leuchte aus dem Ludwigsburger Schloß. Das 1200 Jahre alte Vaihingen/Enz feiert zwei weitere Jubiläen: 125 Jahre Bahnlinie Bietigheim – Bruchsal und 75 Jahre Vaihingen–Enzweihingen. Stadt Steinheim wird ins Landessanierungsprogramm aufgenommen.

Ludwigsburg erlebt eine Motorradinvasion zur Ausstellung »Zweirad 79« auf der Eisbahn: 15000 Besucher. In der Kreisstadt treffen die ersten 18 vietnamesischen Flüchtlinge ein. Mundelsheim feiert die fünfjährige Partnerschaft mit La Motte-Servolex. Nach langjähriger Restaurierung wird die Bildergalerie im Ludwigsburger Schloß wieder zugänglich gemacht. Das Urmenschmuseum in Steinheim wird ausgebaut. Stuttgarts Erster Bürgermeister Dr. Jürgen Hahn wird Nachfolger von Prof. Wilhelm Hoffmann, der 25 Jahre Präsident der Deutschen Schillergesellschaft war. 150 Jahre Schuhmachersche Fabrik in Bietigheim.

Im *Mai* diskutieren Wissenschaftler aus der ganzen Welt beim Internationalen Kolloquium die Keltengrabfunde von Hochdorf/Enz. Zum 25. Mal deutsch-amerikanische Freundschaftswoche; diesmal mit Rekordbeteiligung beider Seiten. Zum 100jährigen Bestehen der Maler- und Lackierer-Innung Verbandstag in Ludwigsburg. Das Leudelsbachtal wird Naturschutzgebiet.

Der Fremdenverkehrsverein Ludwigsburg beschildert alle historischen Gebäude. In Markgröningen entsteht ein 220-Betten-Klinikum. Zur 1200-Jahrfeier Auffüh-

rung des »Gröninger Zwölfjahrhundert-Spiels« von Erich Tomschik. Am 30. Mai werden in Hoheneck 34 Grad im Schatten gemessen. Im Heilbad waren jetzt schon 300 000 Badegäste.

Anfang *Juni* werden im Ludwigsburger Blühenden Barock zum erstenmal »Rosentage« gehalten. Am 10. Juni ist Europawahl, die erste Direktwahl für ein europäisches Parlament. Trotz viel Werbung keine hohe Wahlbeteiligung. Bei 1,6 Prozent liegt die niedrigste Arbeitslosenzahl seit 1974. Zum erstenmal Rekrutenvereidigung auf dem Marktgröninger Marktplatz. Japans Botschafter Joshino besucht das Blühende Barock. Eine weiße Rose wird auf den Namen Ludwigsburg getauft. Der Hochdorfer (Enz) Bildhauer Hermann Zimmerle vollendet die erste Büste Crankos, des unvergessenen Stuttgarter Ballettmeisters. Das folgenschwerste Großfeuer seit Jahren vernichtet in einer Ludwigsburger Holzgroßhandlung Werte von über 5 Millionen Mark. Der restaurierte Ludwigsburger Marktbrunnen wird enthüllt. Ende Juni besucht Ministerpräsident Lothar Späth den Landkreis.

20 000 Besucher beim Feuerwerk im Blühenden Barock: Höhepunkt der Rosentage Anfang *Juli*. Minister Weiser eröffnet die »Schwäbische Floriade«. Der Präsident der Bundesanstalt für Arbeit, Josef Stingl, und der Regierende Fürst Franz Josef II. von und zu Liechtenstein beim 58. Stiftungsfest der Katholischen Deutschen Studentebewegung in Ludwigsburg. Das Heilbad Hoheneck ist jetzt ein Jahr alt. Schon fast 350 000 Besucher. Am 15. Juli in Großbottwar Landestreffen des Landesfeuerwehrverbandes Baden-Württemberg. Am 18. Juli wird das restaurierte Hornmoldhaus in Bietigheim-Bissingen wieder eingeweiht. Die Arbeiten haben 2 Millionen Mark verschlungen, aber ein Muster der Restaurierungskunst entstehen lassen, das bundesweite Anerkennung findet.

Am 22. Juli großer Empfang für Otto Rombach im Kronenzentrum in Bietigheim-Bissingen aus Anlaß seines 75. Geburtstages. Bietigheim-Bissingens Gemeinderat gibt den Bau eines 20 Millionen Mark teuren Freizeitentrums frei. Radfahrerdemonstration in Ludwigsburg: mehr Radwege im Landkreis werden gefordert. Innenminister Palm besichtigt die Ausgrabungen in Marbach: das mittelalterliche Stadtbild wird wiederentdeckt. Im Ludwigsburger Schloß Dreharbeiten für den Fernsehfilm »Der Thronfolger«. 200 000 Mark Schaden bei einem Großbrand in Horrheim.

Das Drogenproblem wird immer ernster: Anfang *August* wird ein Mann bei einer Messerstecherei schwer verletzt. Steinheims Stadtteil Kleinbottwar erringt wieder die Bronzemedaille im Landeswettbewerb »Unser Dorf soll schöner werden«. Der 54. Bietigheimer Pferdemarkt Ende August ist zum erstenmal mit einem Reitturnier verbunden.

Im *September* feiert das Kreisaltenheim Freudental das 250jährige Schloß-Jubiläum. In Ludwigsburg wird die Waldorfschule eingeweiht; sie ist vorläufig in zwei Holzbaracken untergebracht. Die Schillervolkshochschule für Stadt und Kreis Ludwigsburg bietet 1643 Veranstaltungen an. Ludwigsburg symptomatisch für alle Städte und Gemeinden im Kreis: 100 Erstklässler weniger als im Vorjahr werden eingeschult. Brigitte Single von der Ludwigsburger Schneeläuferzunft wird in Virginia/USA Weltmeisterin im Grasski. Das Zimmerer- und Holzbaugewerbe trifft sich in Ludwigsburg zum Landesverbandstag. Großes Fischsterben an der Neckarschleuse Poppenweiler. Erster Kreisnaturschutztag in Schwieberdingen. Zum erstenmal erlebt Ludwigsburg eine Kunstmesse großen Stils – in der Eishalle. 85 Aussteller bei der Handels- und Gewerbesmesse in Vaihingen/Enz.

Ludwigsburger Schloßfestspiele gehen bis zum 4. Oktober auf Tournee: erst nach Ascona und Stresa, dann nach Wilna, Moskau und Leningrad. Die Reise wird als Glanztat des deutsch-sowjetischen Kulturaustausch gefeiert. Am 22. September 100. Geburtstag des Altenheims auf der Karlshöhe. Schach-Vizeweltmeister Viktor Kortschnoi spielt in Ludwigsburg an 32 Brettern gleichzeitig und gewinnt 23 Partien. Frau Staatsminister Hamm-Brücher beim 7. deutsch-französischen Kolloquium im Ludwigsburger Schloß. Am 23. September wird die Partnerschaft Besigheim-Newton Abbot/England geschlossen. Die Feuerwehrleitstelle Ludwigsburg mit der Rufnummer 112 nimmt ihren Betrieb auf. Festakt für fast 1000 Prüflinge der Industrie- und Handelskammer. Arbeitsamt meldet 640 offene Stellen. Erste Drogenanhörung im Landratsamt.

Am 1. Oktober schon 400 000 Heilbad-Besucher. Gerlingen feiert 10jährige Partnerschaft über die Ungarndeutschen. Richtfest für eine neue Behindertenwerkstatt in Bietigheim-Bissingen. Träger ist der »Verein Werkstatt für Behinderte«. Vor 10 Jahren ist das Ludwigsburger Kulturzentrum eingeweiht worden. 60 Militärattaches aus 38 Nationen zu Besuch im Schloß Ludwigsburg. Auf Empfehlung des Internationalen Archivrats nimmt das Ludwigsburger Stadtarchiv eine Woche lang an den Internationalen Archivwochen teil: großes Interesse der Bevölkerung.

Am 5. Oktober Richtfest für das neue orthopädische Krankenhaus in Markgröningen als »Herzstück« des Behindertenzentrums. 13 Jahre lang ist darum gekämpft worden. Eine Million Schaden bei einem Brand in einer Ditzinger Firma. Großer Empfang der Bundeswehr im Ludwigsburger Schloß mit Generalbundesanwalt Rebmann und Wissenschaftsminister Dr. Engler. Die Weinernte beginnt: sie verspricht einen guten Jahrgang. Hohe Öchslegrade bei Prädikatsweinen.

Der Kreistag gibt grünes Licht für den Bau eines neuen Kreishauses. Kostenvoranschlag rund 60 Millionen. Freisprechung der Handwerkslehrlinge durch Ministerpräsident Späth in der Marbacher Stadthalle. 644 haben an der Herbstprüfung 1979 teilgenommen. 35 000 Besucher bei den Ludwigsburger Schloßfestspielen in diesem Jahr. Am 12. Oktober billigt der Kreistag den Bau von Sonderschulen in der Nachbarschaft der Pädagogischen Hochschule mit Kosten von 33,7 Millionen Mark. Vom 19. bis 21. Oktober: 25 Jahre Neue Chormusik Ludwigsburg. Die 94 besten deutschen Nachwuchsmusiker, zum Bundesjugendorchester vereint, bei einem Seminar in der Ludwigsburger Jugendherberge. Das Bissingener Realschulorchester nimmt am Internationalen Musikfestival in Izmir/Türkei teil. Die Mostereien stöhnen: soviel Äpfel wie dieses Jahr hat es schon lange nicht mehr gegeben.

Der Winzerchor Großbottwar, einer der ältesten Vereine im Kreis, feiert seinen 140. Geburtstag. Ein Teil des Staatsarchivs Ludwigsburg siedelt aus dem Riesenbau des Schlosses Ludwigsburg in Räume der ehemaligen Reiterkaserne am Karlsplatz um; das historische Gebäude ist neu hergerichtet worden. Der Altneckararm im Wiesental bei Pleidelsheim wird unter Naturschutz gestellt. Am 28. Oktober wird für fünf Jahre ein neuer Kreistag gewählt. Die Sanierung Unteres Tor in Bietigheim findet große Anerkennung.

Anfang November 2,5 Millionen Mark Schaden bei einem Großbrand in einem Reifenlager nahe dem Breuningerland. Oberriexingen besiegelt seine Partnerschaft mit Ennery/Frankreich. Die Friedrich-Foss-Landwirtschaftsschule des Landkreises Ludwigsburg ist 60 Jahre alt. Am Reformationstag wird die restaurierte, 600 Jahre alte Laurentiuskirche in Neckarweihingen eingeweiht. Leitender Staatsarchivdirektor

Dr. Robert Uhland erhält den Marbacher Schillerpreis 1979. Das Bietigheimer Hornmoldhaus erringt unter 97 Konkurrenten in dem vom Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten ausgeschriebenen Holzbaupreis Baden-Württemberg eine besondere Anerkennung.

In Poppenweiler wird ein Heimatverein gegründet. Sein Ziel: die Pflege des Brauchtums. Der Sonderschulkindergarten des Kreises im früheren Wasserwerk Hoheneck ist 10 Jahre alt. Die 2. Internationale Lehrwoche der Deutschen Turnerjugend sieht in Ludwigsburg 139 Teilnehmer aus 12 Ländern. Das Centro Italia in Ludwigsburg besteht jetzt seit 10 Jahren: es betreut 16000 Italiener.

Im *Dezember* startet das DRK in Gerlingen einen Modellversuch Alten-Tagespflegeheim. Bei der 20. Weinprämierung in Heilbronn erhalten die Mundelsheimer Weingärtner den Ehrenpreis des Landes. Am 14. Dezember endet die Amtsperiode des bisherigen Kreistages. Bei der Sitzung in der neuen Sersheimer Mehrzweckhalle wird zugleich der neue Kreistag verpflichtet. Baggerbiß durch den Ministerpräsidenten für einen Neubau im Christlichen Jugenddorf Schloß Kaltenstein mit Kosten von 15 Millionen. In Schwieberdingen wird die 20. Realschule im Kreis eingeweiht. Zum Ende des Jahres des Kindes wird in Pattonville deutsch-amerikanische Zusammenarbeit und Freundschaft sichtbar: die Gemeinde Remseck gab das Holz, die Amerikaner bauten damit einen Kinderspielplatz. Am 17. Dezember erläßt das Landratsamt Ludwigsburg die erste Verordnung zum Schutz der Naturdenkmale in Landkreis. Im Wettbewerb Kommunale Bürgeraktionen wird die Altenhilfe Bietigheim eine der Hauptpreisträgerinnen. Im Holzbaupreis 1979 erhält die Stadt Besigheim eine Anerkennung für die gelungene Sanierung des Rathauses.

So war das Jahr 1979. So und anders. 365 Tage voller kleiner und großer Ereignisse. Dies hier war nur eine Auswahl daraus. Eine kleine Erinnerungshilfe, sonst nichts. Schon haben sich neue erwähnenswerte Begebenheiten eines neuen Jahres angehäuft. Schon sind wir mitten drin in 1980.

Herbert Saar

Berichte und Notizen

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins in den Jahren 1978 und 1979

1. Vorträge im Rahmen des Winterprogramms 1977/78 im Kulturzentrum der Stadt Ludwigsburg

Der erste Vortrag, zugleich der vierte der Vortragsreihe, machte mit einem viel zu wenig bekannten, dennoch sehr beachtenswerten Thema bekannt. Das Vereinsmitglied, Kriminaldirektor i. R. Rudolf Mikeler, sprach am 12. Januar 1978 über »Zur Geschichte unserer Polizei«. Der Vortragende gab dem erfreulich zahlreich erschienenen Zuhörerkreis, darunter vielen Gästen, einen umfassenden Überblick über die Geschichte einer Einrichtung, die bisher noch nicht durch eine ihrer Bedeutung entsprechende Darstellung gewürdigt worden ist. Die mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen, die immer wieder Gelegenheit gaben, auf spezielle Ludwigsburger Verhältnisse zu sprechen zu kommen, sind im vorliegenden Heft der Ludwigsburger Geschichtsblätter im Wortlaut gedruckt.

Die zweite Veranstaltung, am 9. Februar, galt gleichzeitig der Jahreshauptversammlung, bei der, nach Ablauf der üblichen Formalitäten, der bisherige Vorsitzende, Dr. Willi Müller, völlig überraschend »aus gesundheitlichen und persönlichen Gründen« seinen Rücktritt erklärte. Als Redner des Abends ergriff sodann Dr. Wolfgang Bollacher, Ludwigsburg, das Wort zu einem Vortrag über »Das mittlere Neckarland unter römischer Herrschaft«. Er begann seine Ausführungen, in denen er sich als hervorragender Kenner der Materie erwies, mit der Feststellung, daß es für die Geschichte der Römer in unserem Raum kaum literarische Quellen gebe, im Gegensatz zur Eroberung Galliens, die bekanntlich Caesar genau beschrieben hat. Diese Lücke konnte aber durch die sehr rege Provinzial-Archäologie und ihre Hilfswissenschaften, die Dendrochronologie (Bestimmung des Alters von Hölzern), die Münzkunde und die Auswertung laufend neu entdeckter steinerner Inschriften erstaunlich geschlossen werden. Es entstand im Laufe des Abends, illustriert durch ein schönes Bildmaterial, ein überaus anschauliches Bild vom Wirken der Römer in unserer Heimat, wobei der Limes und sein Werdegang die ihm zukommende gewichtige Rolle spielte. Auch künftig wird noch so manche Einzelheit aus jener Epoche deutlicher werden, da unser heimischer Boden fast täglich irgendwo im Lande neue steinerne Dokumente freigibt. Die sehr lebendige Darstellung des für uns so bedeutsamen Themas brachte Dr. Bollacher begeisterten Beifall ein. Übrigens übernahm er als stellvertretender Vorsitzender ab sofort den Vorsitz des Vereins bis zur Neuwahl des Vorsitzenden.

Ein weiterer wertvoller Beitrag zur Landesgeschichte war der letzte Vortrag des Winterprogramms am 9. März. Dr. Ernst Hirsch aus Lorch sprach über das Thema »Zur Geschichte der waldensischen Einwanderung in Württemberg«. In überaus anschaulicher Weise machte er einen zahlreich erschienenen Zuhörerkreis mit der Geschichte einer christlichen Laienbewegung bekannt, die bis ins Mittelalter zurück-

reicht und unter dem Namen »Waldenser« bekannt geworden ist. Ähnlich den Hussiten gewissermaßen eine Vorläuferin des Protestantismus, nahm sie ihren Anfang in Lyon, »von wo aus sie sich über ganz Europa ausbreitete«. Da ihre Anhänger von der Kirche als Häretiker mit dem Bann belegt wurden, zogen sich waldensische Gruppen in einige Alpentäler zurück, wo sie, nachdem sie sich 1532 der Genfer Reformation Calvins angeschlossen hatten, über längere Zeit legitimiert leben konnten. Als Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 durch Ludwig XIV. wurde auch ihnen erneut die Glaubensfreiheit genommen, womit ein namenloser Leidensweg begann. Unter der Führung des tapferen hugenottischen Pfarrers Henri Arnaud konnten sie zunächst in der Schweiz Asyl finden, wanderten aber Ende des 17. Jahrhunderts nach Deutschland, insbesondere nach Württemberg und Hessen aus, womit ihr Leidensweg endlich ein Ende nahm. Dr. Hirsch sprach abschließend über ihre Ansiedlung in unserem Land, wo sie nach anfänglichen Schwierigkeiten eine neue Heimat fanden. Es kam zur Gründung folgender Kolonien: Neuhengstett, Perouse, Pinache, Serres, Groß- und Kleinvillars, Wurmberg, Dürrmenz mit Corres, Enzberg, Illingen, Lomersheim, Ötisheim und Zaisersweiher, sowie Nordhausen (Nordheim bei Heilbronn). In so manchem dieser Orte ist, zumal mit ihrem französischen Namen, die Geschichte dieser »Neubürger« unseres Landes lebendig geblieben, und in den längst zu guten Schwaben gewordenen Familien blieb die alte Tradition unvergessen. Die dankbar aufgenommenen Ausführungen des Redners waren ein würdiger Abschluß des Winterprogrammes.

2. Die Studienfahrten im Sommer 1978

Die erste Halbtagesfahrt am 22. April schloß unmittelbar an den vorhergegangenen Waldenservortrag an. Dr. Hirsch aus Lorch führte einen vollbesetzten Bus zu einigen typischen Waldenserorten: Neuhengstett, Perouse, Pinache, Dürrmenz und Ötisheim-Schönenberg. Hierbei bot sich die Gelegenheit, die für die »Kolonisten« charakteristischen Straßendörfer mit ihren ebenfalls charakteristischen Kirchenbauten vorzuführen. Auch gab es wertvolle alte Urkunden und Bibeln, z. T. noch in französischer Sprache, zu sehen. Höhepunkt des Erlebnisses war Schönenberg, der Ort, in dem der hugenottische Pfarrer Henri Arnaud zuletzt amtierte und nach seinem Tode 1721 in der dortigen Kirche beigesetzt wurde. Größtes Interesse fand das im ehemaligen Pfarrhaus eingerichtete Waldensermuseum, eine Sehenswürdigkeit, deren Besuch nicht genug empfohlen werden kann. Die Teilnehmer konnten sich hier kaum von den vielen Herrlichkeiten trennen, die Pfarrer Eiss aus Mühlacker ausführlich erläuterte. Ein abschließendes gemütliches Beisammensein gab Gelegenheit, Dr. Hirsch für den so gelungenen Nachmittag herzlich zu danken.

Die Ganztagesfahrt am 11. Juni zeigte die Vergangenheit unseres Landes in reizvoller Weise aus zwei ganz verschiedenen Blickwinkeln. Der Vormittag galt dem Besuch des Salzbergwerks in Kochendorf, somit der geologischen Landesgeschichte. Als versierter Führer war Dr. Manfred Warth vom Naturkundemuseum Ludwigsburg gewonnen worden, der nach der Ankunft unten im Stollen zunächst einen informativen Vortrag über die Entstehung des riesigen Salzlagers hielt, mit seinem Alter von 210 Millionen Jahren eine recht »junge« geologische Formation! Der Gang

durch die zauberhaften Steinsalz-Hallen wurde für alle durch die anschauliche Demonstration um Dr. Warth zu einem unvergeßlichen Erlebnis.

Der folgende Besuch der Stadt Bad Wimpfen begann mit einem wohlverdienten Mittagsmahl in der historischen »alten Kelter«, nachdem Stadtarchivar Dr. Bührlen bei herrlichem Wetter im Stadtgraben seine Führung mit einem ausführlichen geschichtlichen Überblick begann. Ursprünglich gab es auf dem Berg zwei räumlich getrennte Bezirke, die Kaiserpfalz und eine ihr beigeordnete Stadt. Aus letzterer entwickelte sich nach dem Untergang der Staufer in den folgenden Jahrhunderten eine »freie Reichsstadt«, die nach dem Reichsdeputationshauptschluß 1803 hessisch wurde. Nach weiterer bewegter Geschichte ist Bad Wimpfen heute dem Landkreis Heilbronn zugehörig. Der Gang durch die so besonders malerische Stadt geriet dank der sachkundigen und höchst lebendig gestalteten Führung Dr. Bührlens zum Entzücken aller Teilnehmer. Infolge seiner »Schlüsselgewalt« blieb kein wichtiges Tor verschlossen, und so mancher hat an diesem Nachmittag Bad Wimpfen ganz neu entdeckt. Leider mußte der mit »seiner Stadt« so verwachsene Archivar auch einige unverzeihliche bauliche Missetaten der Gegenwart zeigen, insbesondere den abscheulichen Wohnkoloß, der anstelle des »Mathildenbades« entstand und die so schöne Stadtsilhouette verschandelt. Man fragt sich in solchen Fällen immer wieder, wie so etwas behördlich genehmigt werden konnte. Dennoch ist Bad Wimpfen ein Juwel und, daß es frühere Generationen »besser gemacht haben«, bleibt der unvergeßliche Eindruck eines jeden Besuchers.

Bei zauberhaftem Herbstwetter fand die Halbtagesfahrt am 7. Oktober statt. Sie sollte an einigen Beispielen den Burgenbau in unserer nächsten Umgebung demonstrieren. Als sachkundiger Experte hatte sich Architekt Wilfried Pfefferkorn aus Filderstadt zur Verfügung gestellt. Der Burgenspezialist und -restaurator brachte die Voraussetzungen mit, ein überaus interessantes Thema faszinierend zu gestalten. Die Schau begann auf der Burg Lichtenberg, die dem Vortragenden Gelegenheit gab, über die Typen unserer Burgen von der Wahl der Lage her zu sprechen. Sodann gab es hier ein »Kolleg« über den staufischen Buckelquaderbau und seine Technik. Das nächste Ziel, die Burg Helfenberg, wurde in einer kurzen Wanderung durch die sonnenbeglänzten herbstlichen Weinberge erreicht, und schon allein die überraschend schöne Aussicht ins weite Land hinaus und auf die nahe Burg Wildeck lohnte den Aufstieg. An der heute noch imposanten Ruine kann man den Werdegang eines »Renaissance-Hochhauses« aus Teilen einer mittelalterlichen Burg deutlich verfolgen. Den Schlußpunkt der Fahrt, die Burg Hohenbeilstein, bezeichnete Herr Pfefferkorn als Muster eines vorbildlich gepflegten Kulturdenkmals. Hier galt das Interesse neben dem die Umgegend durch seine Höhe beherrschenden fünfeckigen Bergfried »Langhans« dem Zwinger, dem Raum zwischen äußerem und innerem Bering, der besonders deutlich die ursprüngliche Funktion sichtbar macht: einen in den äußeren Bering eingedrungenen Feind nun von zwei Wehrmauern aus noch »bezwingen zu können«. Eine Einkehr in Oberstenfeld ermöglichte, in gemütlicher Runde Herrn Pfefferkorn für seine anschauliche, jedem Laien verständliche Führung zu danken, und beschloß zugleich das Sommerprogramm des Historischen Vereins.

3. Die Veranstaltungen des Winterhalbjahres 1978/79

Der erste Vortrag, am 12. Oktober, war wohl für manchen unvorbereiteten Besucher eine Überraschung. Dr. Manfred Warth, vom Besuch des Salzbergwerks in Kochendorf allen bereits bestens bekannt, sprach zum Thema »Württembergische Skulptur- und Dekorationssteine«, ein geologisches Thema also, das, zunächst nüchtern klingend, zu einer großartigen Schau der Gesteinsschätze unseres Landes wurde. Eingangs erläuterte der Vortragende die beiden Begriffe: Der »Dekorationsstein« dient als Fassadenstein, zur Austäfelung repräsentativer Innenräume und für polierte Säulen, der »Skulpturstein« ist zur Bildhauerarbeit geeignet (gleiche Korngröße, daher »meißelgerecht«). Dekorationssteine sind die »Marmore« (Kalkstein, Serpentin), die polierbar sind. Auch Granit (gemeinsam erstarter Quarz, Feldspat und Glimmer) gehört dazu. Anhand zahlreicher Farbdias zeigte Dr. Warth die verschiedenartige Verwendung des durchweg einheimischen Gesteins bei Schlössern (Ludwigsburg!), Profanbauten und Kirchen. Außerdem hatte Dr. Warth, der mit seinem hervorragenden Vortrag großen Beifall erntete, eine Gesteins-Schau aufgebaut, die das in Bildern Gesehene abschließend für jeden Interessenten »handfest« belegte.

Den zweiten Vortrag am 7. November hielt Dr. Klaus Merten, Ludwigsburg, über das Thema »Der Ludwigsburger Schloßgarten«. Der Redner, von seiner umfassenden Führung des Vereins durchs Ludwigsburger Schloß kein Unbekannter, ist als Betreuer der staatlichen Schlösser gleichzeitig Experte für ihre Kunstgeschichte. Anhand zahlreicher zeitgenössischer Bilder und Pläne führte er durch die Geschichte des im Grunde nie vollendeten Ludwigsburger Schloßgartens, die mit der Baugeschichte des Schlosses zum Nachteil des schließlich Erreichten eng verbunden ist. Schon der Wechsel vom anfänglichen Interesse an der pompösen Anlage eines Terrassengartens nördlich des Hauptbaues hin zu einem großräumig geplanten barocken Südgarten nach der Erweiterung des Schlosses ist charakteristisch für die Ludwigsburger Misère. Wie dieser Garten etwa hätte aussehen können, kann man sich heute am ehesten bei der Besichtigung des großartigen Gartens bei Schloß Schleißheim nördlich von München vorstellen. Als dritter Garten kam unter Friedrich II. der im Steinbruchgelände östlich des Schlosses und der anschließenden »Planie« angelegte englische Landschaftsgarten mit romantischen Bauten Thourets (Emichsburg!) hinzu. Der Vortrag machte deutlich, daß leider auch die letzte, stark vereinfachte Lösung des südlichen Barockgartens seit ihrer Veränderung nach 1944 nur noch der Vergangenheit angehört.

Im letzten Vortrag des Jahres, am 14. Dezember, sprach Dr. Werner Volke vom Literaturarchiv Marbach über »Gotthold Friedrich Stäudlin«, dessen Lebensbild, bisher kaum beachtet, seit neuestem mehr in den Blickpunkt des Interesses geraten ist. Der 1758 in Stuttgart geborene, politisch engagierte Literat fiel schon als Schüler des »Gymnasium illustre« durch erste Gedichte und Beiträge zu Zeitschriften auf. Seinen Gedanken, nach dem Vorbild französischer Almanache schwäbische Gedichte herauszugeben, verwirklichte er durch etliche »Schwäbische Musenalmanache«, an deren erstem 1782 auch Schiller beteiligt war, an einem zweiten beteiligte sich der auf dem Asperg festgesetzte Schubart, in weiteren, 1792 und 1793 waren Hölderlin, Magenau und Neuffer vertreten. Seine erste eigene Gedichtsammlung »Omnia« erschien 1788. Als Schiller ihn 1782 in einer literarischen Zeitschrift wegen mangeln-

den Genies angriff, entwickelte sich daraus eine Serie bissiger Streitgedichte, doch besserte sich später das Verhältnis zu Schiller wieder. Als großer Verfechter republikanischer Freiheit übernahm er die von Schubart nach seiner Freilassung herausgegebene »Chronik« nach dessen Tode, womit er sich bei Herzog Karl Eugen in das Licht des revolutionären Republikaners setzte. Als der Herzog ihm daraufhin die Privilegien für die »Schwäbische Chronik« entzog, verlor er mehr und mehr den sicheren finanziellen Boden unter den Füßen. Von da an ging es mit dem so hoffnungsvollen jungen Mann stetig abwärts. Als alle seine Versuche, auf andere Weise zu literarischem Erfolg zu kommen, letzten Endes fehlschlügen, machte der Verzweifelte seinem »Leben zwischen Hoffnung und Resignation« am 17. September 1796 durch Ertränken im Rhein ein freiwilliges Ende. Ein bleibendes Verdienst des Unglücklichen ist, als erster das Genie Hölderlins erkannt und gefördert zu haben.

Den Reigen der Vorträge im Jahre 1979 eröffnete am 18. Januar Staatsarchivdirektor Dr. Robert Uhlend, Stuttgart, mit einem Vortrag über »Herzog Carl Eugen«. Dieser Vortrag, dem alle Anwesenden mit größtem Interesse folgten, erschien von so grundlegender Bedeutung für das neue Geschichtsbild des ungewöhnlichen Regenten, daß er im vorliegenden Heft im Wortlaut erscheint.

Am 8. Februar sprach Staatsarchivdirektor Dr. Paul Sauer, Stuttgart, über »Das Ende des Dritten Reiches in Württemberg«. Das Interesse an der nationalsozialistischen Ära und an der Judenverfolgung ist gerade in der letzten Zeit wieder sehr aktuell geworden, und in Dr. Paul Sauer war ein berufener Kenner dieser Materie als Redner gewonnen worden. Durch seine hervorragende Publikation »Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus«, die ihm 1977 den Schiller-Preis der Stadt Marbach eintrug, besitzt er eine umfassende Kenntnis der Archivalien jener Zeit und konnte daher ein durchaus objektives Bild liefern. Auch dieser Vortrag wird im Wortlaut im vorliegenden Heft der Ludwigsburger Geschichtsblätter veröffentlicht.

Eine abschließende Diskussion bewies, wie stark Dr. Sauer persönliche Erinnerungen so mancher Zuhörer wachgerufen hatte.

Der letzte Abend des Winterprogramms begann mit der satzungsgemäßen Jahreshauptversammlung, bei welcher dieses Mal wichtigster Programmpunkt die Neuwahl des Vorsitzenden und seines Stellvertreters war. Auf Vorschlag des Ausschusses wurde einstimmig der bisherige Stellvertreter, Dr. Wolfgang Bollacher, zum neuen Vorsitzenden gewählt. Mit ihm setzt sich gleichzeitig eine »Familiendition« fort, da sein Schwiegervater, Prof. Dr. Paret, einst langjähriger Vorsitzender des Vereins gewesen ist. Zum stellvertretenden Vorsitzenden wurde, ebenfalls einstimmig, Staatsarchivdirektor Dr. Alois Seiler vom Staatsarchiv Ludwigsburg gewählt, der gleichzeitig dankenswerterweise auch die Redaktion der Ludwigsburger Geschichtsblätter übernommen hat. Dr. Seiler ergriff sodann das Wort zu seinem Vortrag über »Mittelalterliche Kirchenorganisation im mittleren Neckarraum«. Da auch dieser Vortrag von grundlegender Bedeutung für unsere Landesgeschichte ist, erscheint er im vorliegenden Heft ebenfalls im Wortlaut.

4. Die Studienfahrten im Sommer 1979

Es sei hier vorausgeschickt, daß sich unsere Sommerfahrten einer immer noch steigenden Beliebtheit erfreuen, so daß der größte auftreibbare Bus stets vollbesetzt ist

und oft sogar noch PKWs hindrein fahren. Es ist daher im Interesse jedes Mitglieds, sich baldmöglichst für die Exkursionen anzumelden, um sicherzugehen, einen Platz zu bekommen.

Die Halbtagesfahrt am 28. April war von Frau Elisabeth Zipperlen, Bönningheim, geplant worden. Unter ihrer bewährten Führung ging es zunächst zu den Resten des alten, kurz vor der Mitte des 15. Jahrhunderts erbauten Franziskaner-Barfüßer-Klosters, das anlässlich einer Reblandumlegung auf dem »Frauenberg« oberhalb von Bönningheim entdeckt und »ausgegraben« wurde. Die vorbildlich konservierten Mauerzüge bestehen in der Hauptsache aus der Chorpartie der einst etwa 30 m langen Kirche, die der Mutter Gottes geweiht und sogar ein Wallfahrtsort war. Auch kam am Chor das Rondell eines Brunnens zutage, von dem eine ebenfalls aufgefundene Inschrift berichtet, daß er 21 Klafter tief gewesen sei. Die den meisten Besuchern noch unbekannte Ausgrabung fand größtes Interesse, zumal Frau Zipperlen neben einer genauen Geschichtsübersicht auch von einigen noch erhaltenen Gegenständen erzählte, z. B. dem im Altar der Bönningheimer Kirche eingemauerten Schlußstein mit einem entzückenden Madonnenbild. Schon die großartige Aussicht auf Bönningheim und das reizvolle umliegende Hügelland lohnte den Besuch dieser erstaunlichen Sehenswürdigkeit. In Bönningheim machte man kurzen Halt bei dem immer noch imposanten Rest der alten Burg aus der Stauferzeit, auf deren Treppenturm eine der ältesten Glocken unserer Gegend hängt. Nächstes Ziel war die für einen Einzelwanderer kaum betretbare Burg Neipperg, der Stammsitz des heute noch blühenden Geschlechts der Grafen von Neipperg (Wappen: in Rot drei silberne Ringe). Die aus der Stauferzeit stammende Burg zeichnet sich durch zwei Bergfriede aus, von denen der eine, in dem alten Gebäudeteil integriert, beachtliche romanische Ausstattung der Geschosse zeigt und sogar neben den Zinnen einen alten Schornstein für die offenen Kamine der Gelasse aufweist, wogegen der andere, für sich allein stehend, einfacher gestaltet ist. Die Burg hat in der Renaissancezeit und in den folgenden Jahrhunderten wesentliche Veränderungen erfahren. Die ausführliche Besichtigung der hochinteressanten Anlage, die heute innerhalb des mit neueren Wirtschafts- und Wohngebäuden versehenen Neipperg'schen Gutsbetriebs von ehrwürdiger Geschichte kündet, war für alle Teilnehmer ein großes Ereignis. Letztes Ziel war Schwaigern, wo zunächst die 1964 geweihte neue katholische St. Martinskirche besichtigt wurde, die dank des rührigen Kunstsammlers Graf Neipperg mit einigen höchst sehenswerten alten Einrichtungsgegenständen aufwarten kann. Sodann schlug die evangelische Stadtkirche, ein vom spätgotischen Baumeister Bernhard Sporer aus der romanischen Vorgängerin geschaffenes erlesenes Kunstwerk, die Besucher in ihren Bann. Hier wetteifern geniale architektonische Lösung und wertvollste Ausstattung, darunter mehrere bedeutende Altäre, um die Gunst des faszinierten Kunstfreundes. Krönender Abschluß des Nachmittags war die Führung von Graf Hubertus von Neipperg durch Park und Schloß Neipperg. Beginnend mit einem humorgewürzten Überblick über die Geschichte des Geschlechts, die so unmittelbar mit der Stadtgeschichte verbunden ist, zeigte er zunächst die botanischen Raritäten des Parks, der sich eine ausführliche Besichtigung des 1720 erbauten Schlosses (nachdem die Neipperger in österreichischen Diensten die Grafenwürde erhalten hatten) anschloß. Die Sehenswürdigkeiten desselben beeindruckten die Besucher ebenso wie die von hervorragender Sachkenntnis zeugenden Erläuterungen des Hausherrn, die zu einem Höhepunkt der ganzen Exkursion wurden. Der Dank des Vorsitzenden war entsprechend

herzlich. Ein gemütliches Beisammensein in Haberschlacht gab Gelegenheit, Frau Zipperlen für die so vorzüglich gelungene Exkursion Anerkennung und Dank auszusprechen.

Eigentliches Ziel der Ganztagesfahrt am 8. Juli war, die vor kurzem restaurierte berühmte Abteikirche in Neresheim zu besichtigen. Dabei bot sich an, auf der Hinfahrt auch Heidenheim einen Besuch abzustatten, zumal sich die württembergischen Herzöge auch »Herr zu Heidenheim« nannten, und außerdem Eberhard Ludwig, der Gründer von Ludwigsburg, das Heidenheimer Wappen (»Heide« = bärtiger Männerkopf mit Mütze) als erstes Stadtwappen ins herzoglich württembergische Wappen aufgenommen hat. Die landschaftlich so schöne Fahrt durch Neckar- und Filstal, dann über Donzdorf, Weißenstein und über die Alb ins Brenztal, veranlaßte den Exkursionsleiter, Dr. Manfred Warth, zu einigen geologischen Erläuterungen zur durchfahrenen Landschaft im allgemeinen und zur Alb im besonderen. Völlig unvorbereitet für diese Aufgabe, extemporierte er bereitwilligst ganz hervorragende geologische Kommentare, die er auch im Verlauf des Tages weiter fortsetzte, eine wertvolle Bereicherung des Programms, die von allen Teilnehmern dankbar aufgenommen wurde.

In Heidenheim, wo der dem Verein von der Stauferfahrt her bekannte Stadtarchivar Manfred Akermann die Führung übernahm, stieß zur Freude aller der ehemalige Vereinsvorsitzende, Studiendirektor Heinrich Gaese, mit Gattin zur Gruppe und nahm an der Führung teil, die zunächst in einer großangelegten Rundfahrt Lage und Ausdehnung der Stadt zeigte. Vom alten Stadtkern ist infolge vieler Zerstörungen nicht mehr viel erhalten, doch ist das typische Kennzeichen einer Stauferstadt (übrigens am Platz eines Römerkastells!), eine Straßenerweiterung als Marktplatz (ähnlich Schwäb. Gmünd) noch deutlich sichtbar. Wiege der Textilindustrie ist der »Flügel«, eine denkmalgeschützte Häuserreihe außerhalb der alten Stadt, von Herzog Friedrich I. 1600–1602 als Webersiedlung erstellt. Die 1764 gegründete »Württembergische Cattun-Manufaktur« war der bedeutendste Vertreter einer Textilindustrie, die heute mit der Verbandstoff-Firma Paul Hartmann weiterhin fortlebt. Ins Mittelalter geht die Verhüttung einheimischer Eisenerze zurück, eine der ältesten Eisenindustrien des Landes. Heute hat die Heidenheimer Metallindustrie durch die Fa. Voith Weltruf erlangt. Die Besichtigung der Burg Hellenstein, einer auf hohem Felsen über der Stadt im Vorfeld einer alten Stauferburg errichteten großen Renaissanceanlage, gab Herrn Akermann neben der Vorführung der tadellos restaurierten Gebäude und der mächtigen Ruine der alten Stauferburg Gelegenheit, das sehenswerte Museum zu zeigen, dessen »Juwel« die darin einbezogene Renaissance-Schloßkapelle ist.

Krönender Abschluß des Tages war der Besuch der berühmten Neresheimer Abteikirche Balthasar Neumanns. Wie eine Gottesburg steht das ausgedehnte Benediktinerkloster auf einer Anhöhe in der malerischen Landschaft. Der Kirchenbau, als Nachfolger einer ursprünglich romanischen Basilika von dem genialen Baumeister entworfen, wurde nach dessen allzu frühem Tod nach seinen Plänen unter Sparmaßnahmen zu Ende geführt, so daß er, insbesondere in seiner klassizistischen Ausstattung, nicht ganz den Vorstellungen des Meisters entspricht. Doch fördert das etwas nüchterne Weiß und Gold anstelle der vom Meister gewollten warmen Barockfarben den grandiosen Raumeindruck des Bauwerks, dessen bunter Schmuck nun einzig und allein in den meisterhaften Kuppelgemälden des Tirolers Martin

Knoller (1725–1804) besteht. Ein Unikum, »vor lauter Neumann« kaum beachtet, ist der in der Renaissancezeit erbaute Turm, der zur Erinnerung an die alte Basilika in origineller Weise Romanik, Gotik und Renaissance zu einem gelungenen Kunstwerk vereinigt, dem folgerichtig die beiden obersten Geschosse 1789 in klassizistischem Stil aufgesetzt wurden. Die Rückfahrt über Aalen und Schwäbisch Gmünd gab noch manchen schönen Landschaftsaspekt und schließlich Anlaß zu einer geruhsamen Einkehr im Remstal.

Absicht der Herbstfahrt am 29. September war, in Erinnerung an das 700jährige Jubiläum der Maulbronner »Kirchweihe« im Jahre 1978 (1278) einmal eine ausführliche und »außergewöhnliche« Klosterführung zu erleben. Hierzu hatte sich dankenswerterweise Bibliotheksdirektor Dr. Wolfgang Irtenkauf, Stuttgart, bereitgefunden und ein vollbesetzter Bus, gefolgt von einigen PKWs, startete mit einem wißbegierigen Publikum. Die Anreise zum Kloster gab unserem Dozenten gleich Gelegenheit, die merkwürdige Gründungsgeschichte zu erläutern. Man hielt zunächst in Lomersheim und stieg zu den sehr sehenswerten Trümmern der Burg des wackeren Recken Walther von Lomersheim empor, der in der Zeit vor 1143 beschloß, in seiner kleinen Herrschaft ein Kloster zu gründen. Von Bernhard von Clairvaux beeindruckt, gelang es ihm, aus dem Zisterzienserkloster Neuburg im Elsaß einen Abt Dieter, 12 Mönche und einige Laienbrüder für die geplante Gründung bei seinem Gut Eckenweiler zu bekommen. Wider Erwarten sagte den Zisterziensern der Platz nicht zu, angeblich war er nicht abgeschieden genug und zu wasserarm. In seiner Not wandte sich Walther an den Speyerer Bischof Gunther von Henneberg, der dann bistumseigenes Gelände zur Verfügung stellte. So kam es in der Folgezeit zur eigentlichen Gründung des Klosters Maulbronn, wobei sich nun das Bistum Speyer als Stifter brüstete. Besonders betonte dies Gunthers Nachfolger, Bischof Ulrich von Dürrmenz, der vermutlich seinem Nachbarn, dem Lomersheimer, »eins auswischen wollte«, wodurch der brave Walther zu einer etwas »tragischen Figur« geworden ist. Man fuhr weiter durch den heutigen Vorort von Mühlacker »Eckenweiler«, wo Straßennamen noch an das ehemalige Kloster erinnern.

Die Führung in Maulbronn gestaltete sich dank der hervorragenden Darstellungsgabe Dr. Irtenkaufs, bei welcher auch der Humor nicht zu kurz kam, zu einem runden Fest! Man genoß nicht nur die edle Kunst dieses besterhaltenen Klosters, sondern erfuhr auch vom Leben und Wollen der Zisterzienser, man erlebte und fror förmlich mit ihnen ihren Tageslauf in den – mit einer Ausnahme – ungeheizten Räumen. Details wie z. B. die zahlreichen Seitenkapellen für die Altäre der Priestermonche wurden, wie sonst nie, vorgeführt. Man besah sich die ganze ummauerte Anlage, auch von außen und von oben, freute sich an dem großartig restaurierten herzoglichen Schloß gegenüber dem alten »Herrenhaus«, kam auch in den Garten mit dem »Faustturm«, kurz: noch nie war uns Maulbronn so lebendig geworden; eine echte »Studienfahrt«, die Dr. Irtenkauf den wärmsten Dank aller Beteiligten einbrachte. Wahrlich ein würdiger Abschluß der Sommerfahrten, der auf der Heimreise in Riet noch gebührend gefeiert wurde.

M. Otto

»Wir haben ein Museum«

Mit diesen Worten eröffnete der Oberbürgermeister der Stadt Ludwigsburg, Herr Dr. Ulshöfer, am 17. 11. 1978 die neuen Ausstellungsräume des Städtischen Museums (nicht mehr »Heimatmuseum«!) im rückwärtigen Flügel des Kulturzentrums.

Langwierig war der Weg bis hierher, seitdem im Jahre 1897, bei der Gründung des Historischen Vereins, zum Sammeln von Gegenständen, die mit der Geschichte Ludwigsburgs in Beziehung stünden, aufgerufen wurde. Etliche Stiftungen gingen damals ein, darunter auch das Arbeitszimmer des Tübinger Professors Friedrich Theodor Vischer.

Als Geschenk des Fabrikanten Richard Franck gelangte die Stadt 1921 in den Besitz einer umfangreichen graphischen Sammlung von Ansichten württembergischer Städte und Landschaften, Porträts und Militärdarstellungen, der sogenannten Winterschen Sammlung. Sie wurde zur Betreuung dem Historischen Verein anvertraut. Dieser zeigte seine Sammlungsobjekte schon 1901 in zwei Räumen des Ratskellergebäudes, später im Ruinenbau in den Schloßanlagen und ab 1921 – unter ungünstigen Verhältnissen – im Favoriteschlößchen. Das Vischerzimmer wurde in der Schule am Marktplatz zur Besichtigung aufgestellt.

Während des 2. Weltkrieges führte Herr Prof. Dr. Paret, der damalige Vorsitzende des Historischen Vereins, die bombensichere Unterbringung der Objekte und der Sammlungen an mehreren Stellen innerhalb der Stadt durch (in Kellern von Gymnasien, Umkleideräumen im Stadion usw.). Er erarbeitete auch das 1. Inventarverzeichnis. Leider gingen durch Plünderungen bei Kriegsende etliche Dinge verloren.

Im Jahre 1941 kam es zu dem Vertrag zwischen Stadt und Historischem Verein, in dem alle Gegenstände an die Stadt übergeben wurden, um klare Sach- und Rechtsgrundlagen zu schaffen.

Nach 1945 gelangte das dezimierte Museumsgut notdürftig an verschiedene Stellen der Stadt. Dabei gebührt Oberst Holland ein Dank für seine Bemühungen, speziell um die Wintersche Sammlung. Der Kultusamtsleiter der Stadt, Herr Karlheinz Schiller und Herr Bruno Hahnemann (Heimatkundler und Geschäftsleiter der Schiller-Volkshochschule) schafften es Ende der fünfziger Jahre, alle Bestände in dem Haus Brenzstraße 21 zusammenzuführen. Außerdem wurde die Stelle eines Kustos geschaffen, die 4 Jahre lang Frll. Dr. Ilse Manke innehatte und ab November 1965 mir übertragen wurde.

Als neues Sammelgebiet schuf Frll. Dr. Manke die Gruppe der botanischen und zoologischen Bücher des 18. und 19. Jahrhunderts mit qualitätvollen Illustrationen. Sie stellen die Beziehung zum Schloß, dem Blühenden Barock und der Porzellanmanufaktur her.

Die Neuordnung, fachlich einwandfreie Unterbringung und Aufstellung einer stadtgeschichtlichen Dokumentation, bildeten das Ziel der nächsten Jahre. Als der rückwärtige Flügel des Kulturzentrums vom Haus der Jugend geräumt wurde, ergaben sich dort neue Magazin- und Arbeitsräume und vor allem wieder die Möglichkeit einer Dauerausstellung. So fand der Umzug im Februar 1976 ins Kulturzentrum statt.

Die Ausstellung ist in folgende Gruppen unterteilt:

1. Vor- und Frühgeschichte (Geräte, Waffen, Gefäße und 1 Karte der Vorzeit, Römer- und Alemannenzeit).



2. Mittelalter (Geschichte der Bebenhäuser Klosterhöfe auf Ludwigsburger Gemarkung und der Vororte, sowie »Württembergs geliebte Herren«).
3. Schloßgründung und Stadtentwicklung im 18. und 19. Jahrhundert und Militär.
4. 1. und 2. industrielle Entwicklung (Manufakturen unter Karl Eugen und Industriebetriebe Anfang bis Mitte des 19. Jahrhunderts).
5. Geistesgeschichte (einige große Ludwigsburger).
6. Sondersammelgebiet: Botanische und zoologische Bücher des 18. und 19. Jahrhunderts.

Ein Jahr nach der Eröffnung betreuen wir auch die vier Vitrinen, die im Zugang zum Museum vom Haus her stehen. Unter der Federführung des Museums stehen schon seit Jahren die Sonderausstellungen, die in den Fluren des Kulturzentrums stattfinden (im Hause zählt die Weihnachts-Krippenausstellung 1979 als Nr. 82, insgesamt seit 1959 fanden 93 Ausstellungen statt).

Eine Tonbildschau mit 3 Programmen (Vorgeschichte, Stadtentwicklung und die 4 Großen Ludwigsburger) wurde erarbeitet und steht jedem Besucher zur Vorführung zur Verfügung.

Die Geschäftsführung des Historischen Vereins liegt beim Museum. Deshalb wurde in einem der Arbeitsräume die Bibliothek des Vereins aufgestellt (Zeitschriften-tausch-Exemplare von anderen Heimatvereinen). Alle Artikel wurden nach Schlag-

worten und den Verfassern verzettelt und sind in einer Kartei leicht ausfindig zu machen.

Wir freuen uns, daß durch die Person des Vorstandes des Historischen Vereins, Herrn Dr. Bollacher, dem Schwiegersohn von Herrn Prof. Dr. Paret, die Tradition der guten Zusammenarbeit zwischen dem Museum und dem Verein weiter fortgeführt wird und hoffen sehr, daß dieses gute Einvernehmen noch recht lange andauern möge.

Die Öffnungszeiten liegen wie folgt:

Mo.	geschlossen	
Di.	10-12	13-17 Uhr
Mi.		13-19 Uhr
Do.	10-12	13-17 Uhr
Fr.	geschlossen	
Sa.	10-12	13-17 Uhr
So.	10-12	13-16 Uhr

Helga Gengnagel

Appell zur Erhaltung und Renovierung der Synagoge in Freudental

Das künftige Schicksal der Synagoge in Freudental – Abbruch oder Renovierung – ist zur Zeit im Kreistag, aber auch in der Presse und in der Öffentlichkeit heftig umstritten.

Der Vorstand des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V. hat sich in einem Schreiben vom 29. 12. 1979 an Landrat Dr. Hartmann als Vorsitzenden des Kreistags für die Erhaltung und Renovierung der Synagoge eingesetzt.

Das Schreiben hat folgenden Wortlaut:

»*Betrifft:* Synagoge in Freudental

Sehr geehrter Herr Landrat!

Im 18. Jahrhundert entstanden im Gebiet des heutigen Landkreises Ludwigsburg drei jüdische Gemeinden: Aldingen, Freudental und Hochberg. Von ihnen war die Gemeinde Freudental die älteste und die bedeutendste. Bis 1887 amtierte hier ein Rabbiner. Freudental war auch die einzige dieser drei Gemeinden, die bis in die Zeit des Nationalsozialismus bestand. Mindestens 13 Freudentaler Juden fielen Verfolgungsmaßnahmen des NS-Regimes zum Opfer. An die einst blühende jüdische Gemeinde erinnert heute außer dem Friedhof und dem sogenannten Judenschlößchen nur noch die halbverfallene ehemalige Synagoge, die unter Denkmalschutz steht.

Obwohl der Abbruch der Synagoge nach einer Erklärung des Landratsamts nicht zur Debatte steht (siehe LKZ vom 27. 11. 1979), will die Gemeinde Freudental das 1770 erbaute einstige Gotteshaus abbrechen und damit ein in unserem Landkreis unersetzliches Kulturdenkmal, das zugleich ein sprechendes Mahnmal des furchtbaren Geschehens während der Jahre 1933 bis 1945 ist, vernichten. Die CDU-Kreistagsfraktion hat sich dieser Forderung mehrheitlich angeschlossen. Der Vorstand des Historischen Vereins hat davon mit Bestürzung Kenntnis genommen. Namens des Historischen Vereins appellieren wir an Sie, sehr geehrter Herr Landrat, und an den Kreistag, alles zu tun, daß der Abbruch der Synagoge verhindert und das geschichtlich bedeutsame Gebäude in seiner äußeren Gestalt wiederhergestellt und einem sinnvollen Verwendungszweck zugeführt wird. Wir denken hierbei etwa daran, daß die in ihrer äußeren Gestalt wiederhergestellte frühere Synagoge der bürgerlichen Gemeinde oder einer der Kirchengemeinden als Haus der Begegnung dienen könnte. Bis darüber eine Entscheidung getroffen wird, sind allerdings Bausicherungsmaßnahmen erforderlich, um den drohenden Verfall des Denkmals aufzuhalten. Diese Maßnahmen, die sicher mit keinen allzu hohen Kosten verbunden sind, sollten unverzüglich eingeleitet werden.

Sehr dankbar wären wir Ihnen, wenn Sie unseren Appell auf Erhaltung eines einzigartigen Kulturdenkmals in unserem Landkreis über das Presseamt des Landratsamts auch der Presse mitteilen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

gez. Dr. Bollacher«

Buchbesprechungen

Wappenrolle Dochtermann. Wappenführende Geschlechter der Bundesrepublik Deutschland. Band XXIV (hrsg. vom Wappen Archiv Stuttgart), Stuttgart 1979 (ca. 400 S.).

Im Jahre 1946 legte der Heraldiker Alfred Dochtermann den ersten Band seiner Wappenrolle vor, der es beschieden sein sollte, im Laufe der folgenden dreißig Jahre zu einem gewaltigen Kompendium von 23 Bänden anzuwachsen. Mit geringfügigen Änderungen wahrte der Herausgeber das einmal entwickelte Schema, welches sich aus folgenden Komponenten zusammensetzte: zunächst der bildlichen Darstellung des neu gestifteten Familienwappens, der heraldischen Blasonierung, der Kennzeichnung des Wappenstifters, bzw. Antragstellers und schließlich – als genealogische Zusatzinformation – der Auflistung der väterlichen Stammesreihe des Wappenstifters.

Mit dem nunmehr vorliegenden Band XXIV wechselte die Verantwortlichkeit an das Wappen Archiv Stuttgart (Gesellschaft für genealogische und heraldische Forschung mbH), das der verdienstvolle Heraldiker aus Altersgründen mit der Weiterführung seines Lebenswerkes betraut hat. Wenngleich die grundsätzliche Anlage der Wappenrolle nicht angetastet wurde, hat sich doch Gestaltung und äußerer Rahmen des Werkes geändert.

So konnte der Reiz der bildlichen Darstellung der Wappen durch die jetzt konsequent durchgehaltene Tingierung (abgesehen vom Anhang des von Robert Steimel übernommenen »Rheinischen Wappen-Lexikon«, Bd. 7) ebenso erhöht werden wie durch die versuchte stilistische Anpassung des Schriftbildes an die Figuration der Wappen. Nicht ganz glücklich will dagegen die Aufgabe der bisher üblichen Foliierung der Bände scheinen. Da dem vorliegenden vierundzwanzigsten Bande das regional begrenzte »Rheinische Wappen-Lexikon« als in sich selbständiger Anhang beigegeben wurde, wäre die Blatzzählung als zusätzliche Orientierungshilfe durchaus nicht überflüssig gewesen. So muß der General-Index mit den Verweisen auf die entsprechenden Bandnummern auskommen.

Alles in allem besticht aber der neue Band der Wappenrolle Dochtermann sowohl durch den Informationsgehalt als auch durch das hohe Niveau der Blasonierung und graphischen Gestaltung. Dies wird das Werk zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für Genealogen und Heraldiker machen.

Norbert Stein

Walther-Gerd Fleck: Burgen und Schlösser in Nordwürttemberg. Ein Handbuch mit 95 Aufnahmen und 8 Farbtafeln. Frankfurt am Main (Verlag Weidlich) 1979, 315 S.

Der Verfasser des mit über 100 Aufnahmen und Farbtafeln reich bebilderten Buches wählte für den im vorliegenden Band behandelten Landesteil Nordwürttemberg 27 Burgen und Schlösser aus. Er zeigt an seinen Beispielen Typisches, für den Raum Wichtiges auf und stellt die übergreifenden Zusammenhänge dazu dar.

Bei nur 27 Objekten für das an Burgen und Schlössern so reiche Nordwürttemberg wäre nun eigentlich die Gefahr groß, daß die Auswahl nur auf ohnehin Bekanntes fielen; einfach deshalb weil sonst nicht die erwartungsgemäß als besonders repräsentativ eingeschätzten Objekte genügend erfaßt wären, was für ein Handbuch (Untertitel) doch unabdingbar scheint.

Der Autor des vorliegenden Bandes setzt die Akzente so, daß das Typische für den Raum Nordwürttemberg nicht nur an bekannten (natürlich sind die wichtigen Bauten der verschiedenen großen Territorien berücksichtigt), sondern auch an neuartigen Beispielen unter neuen bau- und kunstgeschichtlichen Gesichtspunkten herausgearbeitet wird.

Als erfahrener und denkmalpflegerisch engagierter Architekt vergißt Fleck über all den Detailforschungen nie den Leser, der zwar vielleicht gerade für diesen oder jenen Aspekt ein besonderes Interesse hat, der aber doch die zusammenhängenden übergreifenden Grundlagen zu seiner Information unbedingt benötigt.

Aus dem Landkreis Ludwigsburg sind fünf Bauwerke berücksichtigt: Schloß Ludwigsburg, Schloß Monrepos, Burg Lichtenberg, das Neue Schloß in Bönningheim und Schloß Unterriexingen. Bezieht man unmittelbar benachbarte Burgen und Schlösser mit ein, so gewinnt der Band noch zusätzlich an Bedeutung für die Geschichte unseres Raumes.

Franz Mögle-Hofacker

Otto Rombach, Martin Blümcke: Im Herzen Württembergs – Neckarland zwischen Stromberg und Ludwigsburg, Enz und Bottwartal. Fotos von Wilhelm Röckle u. a. 2. neubearbeitete und ergänzte Auflage. Stuttgart (Konrad-Theiss-Verlag) 1979, 176 Seiten.

Es spricht für die Qualität dieses 1973 erstmals erschienenen repräsentativen großformatigen Bildbands über den Landkreis Ludwigsburg (besprochen von Willi Müller in dieser Zeitschrift, Heft 26/1974, S. 133), daß bereits jetzt eine zweite Auflage nötig wurde. Den Schwerpunkt bilden naturgemäß wieder 114 großformatige, teils farbige Fotografien aus dem ganzen Kreisgebiet, die zum überwiegenden Teil von Wilhelm Röckle beigeleitet wurden (S. 21–134). Eine sorgfältige Bildredaktion (Herbert Saar und Hans Schleuning) hat es verstanden, dabei Bilder von Landschaften, Kunst- und Baudenkmalern und aus dem Freizeitbereich (Reiten, Klettern, Schäferlauf) so zu massieren, daß man dabei glatt vergessen könnte, daß der Landkreis Ludwigsburg zum großen Teil hochindustrialisiert und stark zersiedelt ist. Dies ist allerdings ganz bewußt geschehen, da der Band, wie auch Otto Rombachs einleitender Überblick »Land um den Asperg« (S. 5–20) ausdrückt, ausschließlich dem historischen Rückblick, dem Aufsuchen des geschichtlichen Erbes in unserer Gegenwart gewidmet ist. »Wohin man auch blickt, erheben sich hoch über den alten Giebeln, die wie geduckt und doppelt alt erscheinen, helle Betonkulissen, Werkhallen, Wohnblöcke, scheinbar verschiedene Welten, zwischen denen sich aber, innerlich kaum verändert, das menschliche Dasein von heute vollzieht« (Rombach, S. 5). Martin Blümckes »Porträts der Städte und Gemeinden« von Affalterbach bis Walheim (S. 135–174; die eingemeindeten Orte sind beim jeweiligen Hauptort mitbehandelt) vereinen jeweils einen – manchmal wohl zu – knappen Abriss der historischen Entwicklung, Beschreibung der Kirche(n) und schwerpunktmäßige Schilderung heutiger Zustände sowie gegenwärtiger Vorhaben und Planungen. Über

die jeweilige Gewichtung in diesen »Porträts« wird man schwerlich rechten können – informativ und interessant sind sie in jedem Falle. Ein Register der Orts- und Personennamen ergänzt den schönen Band, der sicherlich, wie die 1. Auflage, zahlreiche Freunde finden wird.

Wolfgang Schmierer

Günther Franz: Hohenheim – Geschichte und Gegenwart. Stuttgart (Verlag Konrad Wittwer), 1979, 64 S.

Beim Jahr 1100, dem im Codex Hirsaugiensis verbürgten Schenkungsjahr einer Hufe des Egilolf de Hohenheim an das Kloster Hirsau beginnend, über den namengebenden Wohnsitz der Reichsgräfin Franziska von Hohenheim, der 2. Gemahlin Herzog Karl Eugens, die landwirtschaftliche Unterrichts- und Versuchsanstalt des 19. Jahrhunderts bis zur heutigen Universität mit ihren Versuchseinrichtungen und Parks – auf 64 Seiten erhält der Leser Einblick in die wechselvolle Geschichte Hohenheims. Die mit über 20 Abbildungen ansprechend illustrierte Darstellung kommt in ihrer knappen Gründlichkeit jenen entgegen, die in aller Kürze etwas über die Entwicklung der modernen Universität in historischem Rahmen erfahren wollen. Erläuterungen zu den Namensgebern der Hohenheimer Straßen, eine Aufstellung der örtlichen Museen sowie mehrere Pläne runden das kleine Werk ab.

Regina Glatzle

Bruno Hahnemann: Ludwigsburg. Stadt – Schlösser – Blühendes Barock; mit 50 ganzseitigen Abbildungen. Ludwigsburg (Ungeheuer + Ulmer) 1979. 152 Textseiten, 1 ausklappbarer (vereinfachter) Stadtplan.

Das kleine Werk soll nach dem Willen des Verfassers »eine kurzgefaßte Beschreibung der Stadt Ludwigsburg, ihres Residenzschlosses mit dem Blühenden Barock und der sonst noch sehenswerten Schlösser und Gebäude« sein. Dieses Vorhaben ist sehr gut gelungen: in acht Kapiteln (Das Wichtigste über Ludwigsburg; Werden von Schloß und Stadt; Die Ludwigsburger Schlösser und Anlagen; Straßen, Plätze und Häuser; Stadtteile und Wohngebiete; Wirtschaftliche Entwicklung; Kulturelles Eigenleben; Ludwigsburger Nachbarn) gibt Hahnemann einen – stets historisch vertieften – Überblick über den »Zustand der Stadt im gegenwärtigen Augenblick«, ergänzt durch Ausblicke auf Kornwestheim, Pattonville, Marbach, Asperg und Markgröningen. Vervollständigt wird das kleine Buch durch eine drei Druckseiten umfassende Liste »Schrifttum und Quellen, Karten und Pläne« und die eingestreuten 50 Schwarz-Weiß-Fotografien, diese meist von Wilhelm Röckle (25) bzw. aus dem LKZ-Archiv (21). Das Buch, in handlichem Format mit farbigem Schutzumschlag, kann allen, die sich rasch über Ludwigsburg informieren wollen, guten Gewissens empfohlen werden.

Wolfgang Schmierer

Ditzingen in Wort und Bild. Ludwigsburg (Ungeheuer + Ulmer) 1979. 47 Textseiten und ca. 100 Bildseiten.

Der Band ist im Auftrag des Gemeinderats von der Stadt Ditzingen herausgegeben und soll in Texten von Wolfgang Irtenkauf und Adolf Schahl sowie anhand der rund 200 Fotografien den Strukturwandel »vom reinen Bauerndorf der Jahrhundertwen-

de« zur heutigen Großen Kreisstadt (seit 1. 10. 1976) dokumentieren. Anlässlich der Gemeindereform wurden die Nachbargemeinden Schöckingen, Heimerdingen und Hirschlanden (1971–1975) eingegliedert; infolge der Kreisreform kam Ditzingen 1973 vom alten Kreis Leonberg zum Landkreis Ludwigsburg. Wolfgang Irtenkauf gibt auf 12 Textseiten eine knappe Übersicht der Entwicklung der vier heutigen Stadtteile seit der jeweils ersten Nennung; Adolf Schahl stellt auf 21 Seiten »Die Bau- und Kunstdenkmale der Stadt Ditzingen« vor. Die teils farbigen Fotografien, meist von Hannes Kilian, zeigen insbesondere alte und neue Bauwerke und Denkmale, aber auch Szenen aus dem Alltag (z. B. Backhausbetrieb in Heimerdingen) und dem Gemeinde- und Vereinsleben. Insgesamt ist eine ansprechende Darstellung der Stadt in Buchform gelungen.

Wolfgang Schmierer

Mitarbeiter dieses Hefts:

Gegnagel, Helga, Leiterin des Städt. Museums Ludwigsburg
Glatzle, Regina, Archivinspektorin, Staatsarchiv Ludwigsburg
Mikeler, Rudolf, Kriminaldirektor i. R., Ludwigsburg
Mögle-Hofacker, Franz, Staatsarchivassessor, Staatsarchiv Ludwigsburg
Otto, Markus, Apotheker, Bietigheim-Bissingen
Dr. Rüschen, Gerhard, Vorsitzender des Vorstands Allg. Alpenmilch, München
Saar, Herbert, Pressereferent des Landratsamts Ludwigsburg
Dr. Sauer, Paul, Staatsarchivdirektor, Hauptstaatsarchiv Stuttgart
Dr. Schmierer, Wolfgang, Oberstaatsarchivrat, Staatsarchiv Ludwigsburg
Schneider, Wolfgang, Archivinspektor, Staatsarchiv Ludwigsburg
Dr. Seiler, Alois, Staatsarchivdirektor, Staatsarchiv Ludwigsburg
Dr. Stegmaier, Günter, Oberbibliotheksrat, Landesbibliothek Stuttgart
Dr. Stein, Norbert, Staatsarchivassessor, Staatsarchiv Ludwigsburg
Dr. Theil, Bernhard, Staatsarchivrat, Staatsarchiv Sigmaringen
Dr. Uhland, Robert, Lt. Staatsarchivdirektor i. R., Stuttgart

Bildernachweis

- S. 9: Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Blatt VIII, 5 (Ausschnitt)
S. 14: G. Hoffmann, Karte der Diözesangrenzen und Landkapitel sowie der Martins- und Michaelskirchen im heutigen Württemberg. Beilage zu Gustav Hoffmann, Die Kirchenheiligen in Württemberg, Stuttgart 1932
S. 25: Dr. Bernhard Theil
S. 30: Desgl.
S. 33: Desgl.
S. 74: 100 Jahre Franck, 1828–1928, Stuttgart o. J.
S. 75: Desgl.
S. 139: Städt. Museum Ludwigsburg

»Ludwigsburger Geschichtsblätter« – eine Übersicht

Heft-Nr.	Jahr	Seiten	Redaktion	vergr./lieferbar
1	1900	87	Christian Belschner	vergriffen
2	1901	100	dto.	vergriffen
3	1903	106	dto.	vergriffen
4	1905	186	dto.	vergriffen
5	1909	115	dto.	vergriffen
6	1911	88	dto.	vergriffen
7	1913	57	dto.	vergriffen
8	1916	48	dto.	vergriffen
9	1923	119	dto.	vergriffen
10	1926	107	dto.	vergriffen
11	1930	133	dto.	vergriffen
12	1939	46	dto.	vergriffen
13	1957	140	Oscar Paret	lieferbar
14	1960	66	dto.	lieferbar
15	1963	162	Heinrich Gaese	lieferbar
16	1964	203	dto.	lieferbar
17	1965	207	dto.	lieferbar
18	1966	192	dto.	lieferbar
19	1967	164	dto.	lieferbar
20	1968	196	dto.	lieferbar
21	1969	92	Willi Müller	lieferbar
22	1970	116	dto.	lieferbar
23	1971	195	dto.	lieferbar
24	1972	272	dto.	lieferbar
25	1973	141	dto.	lieferbar
26	1974	141	dto.	lieferbar
27	1975	199	dto.	lieferbar
28	1976	161	dto.	lieferbar
29	1977	179	dto.	lieferbar
30	1978	128	Paul Sauer	lieferbar
31	1979	147	Wolfgang Schmierer	lieferbar

Von den Veröffentlichungen des Historischen Vereins ist noch lieferbar:

Hermann Stroebel »Ludwigsburg, die Stadt Eberhard Ludwigs – Ein Beitrag zur Geschichte der landesfürstlichen Stadtbaukunst um 1700, Ludwigsburg 1918.

*

Bestellungen nimmt die Geschäftsstelle des Historischen Vereins entgegen:

714 Ludwigsburg, Kulturzentrum

Ferner: Buchhandlung Aigner, 714 Ludwigsburg, Arsenalplatz

